
H. Lorm,
Späte Vergeltung







Späte Vergeltung.

Roman

von

Hieronymus Lorm.

I. Band.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1879.

Vorbemerkung.

Die Kunst des Roman's und des Drama's bedarf als Gegenstand der Behandlung der Schuld, weil durch die Auflösung menschlicher Conflicte in die Schönheit der Idee oder der Handlung diese Kunst am mächtigsten zur Erscheinung kömmt. Als solch nothwendigen Schuld-Inhalt haben die Franzosen seit einer Reihe von Jahrzehnten mit eben so viel Hartnäckigkeit als Erfolg den Ehebruch in ihren Roman und ihr Drama verlegt. Die Wirkung auf das große Publikum war eine so bedeutende, daß selbst angesehene deutsche Schriftsteller sich zur Wahl des gleichen Grundthema's veranlaßt sahen. Man

hat dabei jedoch in den meisten Fällen vergessen, daß die Heiligkeit der Ehe gerade im deutschen Gemüthe zu tief wurzelt, um diesem nicht das blos Pikante und Frivole ungenießbar und eine Betrachtung, welche den grauenvollen Ernst des Gegenstandes in's Auge faßt, zum Bedürfniß zu machen. Der nachfolgende Roman behandelt den Ehebruch ohne jegliche Beschönigung durch Schwärmerei oder sogenannte poetische Gefühle und gibt ihm schon durch die Abscheulichkeit der Motive die Kennzeichnung dessen, was er wirklich ist: des gemeinen Verbrechens.

Die Folgen bestehen nicht in den Strafen, welche die Gesellschaft verhängt, die hier nicht zur Kenntniß des eigenthümlichen Falles gelangt; sie bestehen in den Martern verletzter Ehre und den Qualen vergeblicher Sehnsucht nach dem zerstörten Familienglück. Indem sich dadurch die Heiligkeit der Ehe, der Familie,

nicht als sociale Convention, nicht als willkürlich angenommene Theorie, sondern als unauslöschliches Bedürfniß der menschlichen Natur darstellt, darf der nachfolgende Roman eine im höchsten Sinne moralische Dichtung genannt werden.

Dresden, October 1878.

Der Verfasser.

Erstes Capitel.

Im Jahre 1840 befand sich der österreichische Nationalitäten-Hader noch in seinem Morgenschlummer. Solcher Schlaf ist dem Erwachen nicht mehr ferne, aber von unruhigen, wirren Träumen erfüllt, von Gedanken an den bevorstehenden Lebenstag. Während unter den Völkerschaften des großen Kaiserstaates Magyaren und Italiener bereits ziemlich laute Reden führten, verhielten sich die Slaven fast noch ganz stumm, oder ihre Aeußerungen wären geeignet gewesen, eher die Zuneigung als die Besorgnisse der Regierung zu erregen, wenn für diese nicht völliges Schweigen das allein zu Billigende gewesen wäre. Denn in den slavischen Kundgebungen kam nichts vor, was den Wunsch nach nationaler Autonomie über sehr äußerliche und fast

kindische Bethätigungen hinaus getrieben hätte. In den andern Völkerschaften hingegen verband sich der Drang nach Geltendmachung der alten historischen Eigenthümlichkeiten zugleich mit dem den Machthabern schrecklichen modernen Begriff der politischen Freiheit. Höhere Behörden rühmen sich auch höherer Gesichtspunkte und ließen darum die Slaven ungehindert nach der deutschen Hauptstadt der Monarchie strömen. Hier waren von jeher schon die Czechen beliebt gewesen, bevorzugt in allen Aemtern von der Staatskanzlei bis herab zur Polizei-Wachstube. In der Zeit als die nationalen Bewegungen lebhafter zu werden begannen, begünstigte man mit Ausnahme der Polen auch die übrigen Slaven und zwar nicht blos die des eigenen Landes, auch die aus dem Südosten Europa's, der hinsichtlich des gefürchteten Liberalismus am jungfräulichsten geblieben war. Viele Serben, auch einige Montenegriner trieben in Wien Handel und Gewerbe, was allein schon auf Protection von oben hindeutete, weil jede noch so geringfügige Thätigkeit in Geschäft und Handwerk von außerordentlichen Bewilligungen und Concessionen abhängig war.

Auf dem Bauernmarkt hielt ein Serbe, Namens Milo Kikeretsch, ein Kaffeehaus. Es befand sich in einem neugebauten, vierstöckigen Hause, gegenüber vom Gundelhof, und war errichtet worden, nachdem das im letzteren befindlich gewesene zu existiren aufgehört hatte. Milo Kikeretsch war eine stattliche Erscheinung, hoch gewachsen und dabei stark und breitschulterig. In irgend einem National-Costüm würde er die Vermuthung erregt haben, eine hervorragende Notabilität des Landes zu sein, dessen Tracht er trug. Denn der Schmuck und Schimmer solch' fremdartiger Kleidung hätte die edle Würde und die Intelligenz, die sich auf seinen Zügen zu spiegeln schienen, wirksam hervortreten lassen. In der deutschen oder vielmehr französischen Gewandung, die man in deutschen Städten trägt, entzog sich Kikeretsch besonderer Aufmerksamkeit. Erst wenn diese zufällig geweckt war, bewunderte man die Noblesse des blassen Gesichtes, in welchem der schmale, schwarze Schnurrbart mit den herabhängenden Spitzen seltsam zu der Melancholie der großen, dunklen Augen stimmte. Dichtes schwarzes Haar, von einem Naturglanz, der in

großen Städten selten mehr vorkommt, und blendend weiße, schöngeformte Hände vollendeten die Anziehungskraft seines Aeußeren.

Hinter dieser außerordentlichen Erscheinung, die jeder Maler gerne als Staatsmann oder Feldherrn dargestellt hätte, steckte aber nichts weiter als ein — Bedienter. Dies war Milo Kiferetsch lange Zeit gewesen. Sein Charakter und seine Gemüthsart waren nicht von der Beschaffenheit, um eine erniedrigende Bezeichnung zu verdienen; sein Lebensberuf jedoch war größtentheils ein untergeordneter gewesen und demselben entsprechend auch der Umfang seiner Bildung, die Geringfügigkeit seiner geistigen Interessen. Dies schloß jedoch Tiefe des Gemüthes und ungewöhnlich großen Verstand nicht aus.

Man kann die Bemerkung machen, daß die Natur sich nicht selten darin gefällt, Individuen slavischer Abkunft ein Aussehen zu geben, als ob sie auf die höchsten Posten gestellt werden sollten, welche die Welt zu vergeben hat, während sie in ihrem Innern nur wenig über das Thier sich erheben. Der serbische „Kaffeesieder" vom Wiener Bauernmarkt war, wie gesagt, gut=

müthig und hatte ein Gefühl dumpfer Anhänglichkeit an seine längstverlassene Heimat, so daß er Landsleuten im weitesten Sinne, allen Slaven nämlich, mit Freundlichkeit entgegenkam und sie gelegentlich selbst aufsuchte. Und diese, mochten sie auch nach Bildung und Beruf weit über ihm stehen, schloßen sich ihm mit Brüderlichkeit an, weil das Bedürfniß, der nationalen Gemeinsamkeit in der großen fremden Stadt Ausdruck zu geben, über alles Andere hinweghob.

Milo Kikeretsch war in einem Ort mit unaussprechlichem Namen, nicht weit von Belgrad als Bettelkind auf die Welt gekommen. Seiner Eltern hätte er sich nicht zu erinnern gewußt, wenn er jemals veranlaßt gewesen wäre, an sie zu denken. Sein schönes und imponirendes Aussehen hätte zum Schluß verleiten können, daß er die Frucht einer flüchtigen Begegnung zwischen einem der Großen des Landes und einem schönen Weibe aus dem Volke sei, doch gab es jetzt, nachdem Milo ein fertiger Mann war, verheiratet und in gesicherter Lebensstellung, weder in ihm noch in anderen Leuten, das geringste Interesse, seiner Abkunft nachzuforschen.

Ohne Zweifel hatte seine vortheilhafte Erscheinung ihn von Jugend an gefördert. Bereitwilliger als anderen Jungen seines Alters wurde ihm Beschäftigung gegeben. Noch nicht zwanzig Jahre alt, kam er mit einem reisenden Kaufmann in die Donau-Fürstenthümer, diente später lange Zeit in Galacz in einer Fremden-Herberge, wo er sich mehrere fremde Sprachen nach und nach aneignete. Oft ist es der Fall, daß Menschen, deren Geistesthätigkeit in keiner anderen Richtung entwickelt wird, erstaunlich rasch fremde Sprachen erlernen, wobei freilich nicht zu übersehen ist, daß sie eben wegen mangelnder Bildung und folglich geringer Anzahl von Begriffen nicht vieler Worte bedürftig sind.

Milo war eitel, und wenn er Geld hatte, so verwendete er es darauf, sich nach heimischer Sitte zu kleiden und sich den Besitz der dazu gehörigen Waffen zu sichern. So stand er einst, herrenlos und hungrig, aber im Schmuck der Nationaltracht, auf dem Bazar in Constantinopel, als zwei Fremde, die an ihm vorüberzugehen im Begriffe waren, plötzlich stehen blieben und ihn in's Auge faßten. Einer von ihnen,

der das Aussehen eines reichen Edelmannes hatte, sprach in deutschem Idiom seine Bewunderung über die stattliche Gestalt und die edlen Züge des Serben aus, den er so ungenirt betrachtete, wie man ein Thier in der Menagerie anstarrt, und war nicht wenig überrascht, als der Angestaunte in derselben Sprache erwiderte und sich dem Betrachter zur Verfügung stellte. Nach einigen Wechselreden nahm der junge Cavalier Milo Kiferetsch in seine Dienste.

Schon im nächsten Monat gelangte er mit seinem neuen Herrn nach Oesterreich und zwar nach Dalmatien. Der Cavalier war ein Graf Victor von Ardenner, Rittmeister in einem Husaren-Regiment. Ein langweiliges und in geselliger Beziehung für ihn ganz unfruchtbares Garnisonleben hatte er durch die Reise nach dem Orient unterbrochen, zu der er sich einen langen Urlaub erwirkt hatte. Nach Ablauf desselben in jene halb italienische, halb slawische Provinz zurückgekehrt, gähnte er wieder in Cattaro und zwar um so mehr, als er in Niederösterreich geboren, mit einer dort heimischen Liebe zur Bequemlichkeit, zum Sichgehenlassen

tüchtig ausgestattet war und es ihm deshalb widerstrebte, sich mehr als nöthig fremder Sitte und Sprache anzuschmiegen.

Um so glücklicher fühlte sich Milo in dieser Stadt, die er mit seinem jungen Gebieter 1823 zum erstenmale betrat. Sie war noch von vielen Montenegrinern bewohnt, diesen nächsten Blutsverwandten der Serben. Zehn Jahre früher, im Sommer 1813, hatte das Volk der schwarzen Berge, im Kampfe mit den der Türkei verbündeten Franzosen die Bocche di Cattaro und im December desselben Jahres die Hauptstadt selbst erobert. Unter unermeßlichem Jubel wurde der wegen des Kriegshafens von Cattaro heißersehnte Besitz feierlich für alle Zeiten dem Fürstenthum Montenegro einverleibt. Nicht selten aber gefällt sich die Ironie der Geschichte im Umsturz dessen, was soeben von Menschen als „für alle Zeiten" dauernd proclamirt worden war; und schon im Frieden von 1815 fiel die Bocche di Cattaro sammt der Hauptstadt an Oesterreich zurück.

Das Vordringen bis an die Meeresküste war das höchste Ziel der Montenegriner ge-

wesen und mit Schmerz und gezwungen räumten sie das Gebiet. Viele jedoch blieben in Cattaro ansäßig, theils Kaufleute, welche die Handelsbeziehungen mit ihrem Vaterlande lebhaft aufrecht erhielten, theils edle Familien, die den Fürsten-Geschlechtern Montenegro's verwandt waren, aus deren Schooß seit Jahrhunderten der Vladika, der Archimandrit, der Fürst hervorgegangen waren. Edle Familien dieser Art blieben auf österreichischem Boden zeitweilig zurück, um der Erziehung ihrer Kinder zu Gute kommen zu lassen, was sich hier in Sitten und Institutionen der allgemeinen europäischen Civilisation annäherte.

Darunter befand sich eine Familie Niegosch, deren Name zu den ältesten und leuchtendsten ihres Landes gehörte. Der Vater war ein durch Kriegsstrapatzen früh gealterter Mann, ausschließlich damit beschäftigt, die zahlreichen Wunden, die er im Kampfe mit Türken und Franzosen erhalten hatte, gründlich zu heilen. Energisch und feurig im Felde, war er phlegmatisch und nachgiebig im Hause. Die ganze Leitung desselben, sowie alle Anordnungen bezüglich der

Erziehung der Kinder überließ er seiner Frau, die hochmüthig und ehrgeizig, aber mit Leib und Seele eine Tochter ihres Landes allen Sitten und Traditionen desselben leidenschaftlich zugethan war. Drei Kinder waren dieser Ehe entsprossen: zuerst ein Sohn, Spiridon, damals (1823) im 17. Lebensjahre; dann Anastasia, die damals 15 Jahre zählte und bereits zur vollsten Reife weiblicher Schönheit aufgeblüht war; endlich eine Spätfrucht, ein erst in dem genannten Jahre zur Welt gekommenes Mädchen, welches in der Taufe den Namen Zorka erhielt, der Sorca gesprochen wird und im Deutschen Aurora lautet.

Milo Kiferetsch ging eines Tages an der Küste spazieren und gerieth auf einer steil, sich erhebenden steinigen Straße nach einem Wäldchen. Milo war im Dienste seines Herrn des Grafen Victor v. Ardenner einigermaßen melancholisch geworden, was er doch in den trüben Tagen seines armseligen Lebens niemals gewesen. Er war viel in der Welt umhergekommen, hatte alle Sorten von Prügeln gekostet, welche Schicksal und Menschen austheilen können und niemals

etwas von seinem Gleichmuth verloren. Jetzt aber ging es ihm zum erstenmale gut, und er war traurig.

Gut ging es ihm nicht blos wegen der äußeren Vortheile seines Postens, reichlicher Nahrung und geringer Arbeit, sondern weil zum erstenmale in seiner Existenz sein Gemüth angenehm und dauernd in Mitleidenschaft gezogen war und er ein bisher ungekanntes Wohlsein empfand. Er hatte nämlich eine unermeßliche Liebe zu seinem jungen Gebieter gefaßt und erklärte sich dies Gefühl lakonisch mit den Worten: „ich bin ein Hund.“ Er verband mit diesem Vergleich nichts Verächtliches, vielmehr nur die Erinnerung an ein kleines Erlebniß aus der Zeit, da er noch in der Fremden-Herberge in Galacz Dienste gethan. Einst hatte er den Auftrag erhalten, eben gesottenes Fleisch zur weiteren Manipulation im Freien verdampfen zu lassen. Dazu gab es im Hof des Hauses ein eigenes Gestell, zu dem man auf einer Leiter emporklomm. Da er durch das Hinaufsteigen nicht aufgehalten werden wollte, einem eben ertönenden Glockenruf zu folgen, stellte er die Schüssel mit dem Fleisch in einen

Winkel. Kaum hatte er sich einen halben Schritt davon entfernt, als durch das offene Hofthor ein großer, zottiger, wunderschöner Hund sprang und sich mit wilder heißhungriger Gier auf das Fleisch warf. Der schöne Hund war offenbar durch Vernachlässigung und Entbehrung im herrenlosen Zustand verwildert. Ruhig sah Milo zu, wie der Hund fraß, der, als die Schüssel im Nu geleert war, einen Augenblick zu dem Manne aufsah, den Schweif einzog, sich eigenthümlich krümmte und sichtlich Schläge erwartete. Milo aber sagte laut:

„Hast Recht gehabt! Was kannst denn Du dafür, daß ich zu faul war, auf die Leiter zu steigen? Du hast fressen müssen, armer Hund."

Und Milo wollte sich entfernen, in der Meinung, der Hund werde wieder zum Thore hinausspringen. Dieser aber wich von dem Augenblicke an nicht mehr von Milo's Seite, der einen Hund weder halten durfte, noch ernähren konnte und sich sehr angestrengt hatte, um das gefressene Fleisch dem Wirth zu ersetzen. Allein der Hund wich selbst der Mißhandlung nicht und Milo gab endlich lieber seinen Posten als seinen Hund

auf. Dieser begleitete ihn nun überall hin und wurde ihm die einzige Lebensfreude. Es kam aber ein Moment, in welchem der Hund, an dem bisher nicht die geringste Veränderung wahrzunehmen gewesen war, seinem Herrn die Zähne zeigte. Daran erkannte Milo, daß der Hund die Wuthkrankheit bekommen hatte und erschoß ihn mit eigener Hand. Noch lebte das Thier einige Secunden und warf dabei einen Blick des Abschieds auf seinen Mörder, so voll der Liebe und des verzehrenden Seelenschmerzes, daß Milo diesen Blick noch oft in den Träumen seines tiefsten Schlafes wiedersah.

Deshalb sagte er: „Ich bin ein Hund!" Es war ihm sogar begegnet, daß er, weil er mit solchen Dingen noch nicht umzugehen wußte, eine kostbare Vase seines Herrn zerbrach. Der Officiersbursche, der hinzukam, als das Malheur eben geschehen war, verkündete dem Ungeschickten den rasendsten Zorn seines Herrn. Allein der Graf machte zwar beim Anblick der Scherben eine Geberde namenlosen Schreckens, sagte aber sodann sanft und gelassen:

„Ich hätte Dir diese Sachen noch nicht anvertrauen sollen, Milo.“

Und Milo schwur in seinem Herzen, niemals vom Grafen zu weichen. Nun ging es dem Diener gut; warum war er traurig? Er hielt diese Stadt, in der er so viele Menschen seiner Abkunft und seiner Sprache fand, für die herrlichste der Welt und den einfachen Hafen für schöner als selbst den Bosporus. Sein Dienst schloß alle erniedrigenden Arbeiten aus, er hatte hauptsächlich mit den Pferden und mit der Instandhaltung und dem Ausprobiren der Waffen zu thun. Im Dahinschreiten seine Lage bedenkend, machte er sich klar, daß es die Lebensweise seines Herrn war, was ihn so sehr betrübte.

Der Graf machte kein Geheimniß daraus, daß er sich langweilte und den Militärdienst gerne verlassen hätte, wenn es ihm bei seiner Abhängigkeit von einem Oheim, den er einst beerben sollte und der fest darauf bestand, daß Victor in der Armee bleibe, möglich gewesen wäre. Statt lustige Gesellschaften aufzusuchen, Familien, in denen es schöne Mädchen und angenehme Unterhaltung gab, verkehrte der Graf ausschließ-

lich mit dem Oberlieutenant Franz von Kurbel, mit demselben Manne, der Victor nach dem Orient begleitet und den Milo neben dem Grafen gesehen hatte, als er diesem auf dem Bazar von Constantinopel zum ersten Male begegnet war. Kurbel schien von düsterer Gemüthsstimmung und von ungeselligem Charakter zu sein. Wenn beide Officiere dienstfrei waren, verloren sie sich, daß Milo nicht ausfindig machen konnte, wohin sie sich begaben. Wohl aber entdeckte er, daß der Graf sich mehr und mehr abhärmte, zuweilen des Nachts, statt zu Bette zu gehen, stundenlang auf seinem Sopha sitzen blieb, die Arme auf den Tisch, die Stirne auf seine Arme gelegt, als ob er in solcher Stellung die Nacht hätte verschlafen wollen. Milo, der längst zur Ruhe geschickt worden war, schlich aus Besorgniß um seinen Herrn zur Schwelle des Schlafgemaches zurück, sah noch immer Licht durch die Thürspalten dringen, wagte jedoch nicht an das Entkleiden zu mahnen. Der Graf aß immer weniger und verrichtete seine Dienstgeschäfte mit stets größerer Anstrengung, obgleich es zuweilen schien, als ob er gerade in diesen, wie man aus ein-

zelnen Aeußerungen schließen konnte, eine Befreiung von der Last seines Herzens fände.

Während Milo darüber nachdachte, wie er hinter das Geheimniß des Grafen kommen könnte, um ihm zu helfen, um ihn zu retten, oder ob er sich nicht an dem Oberlieutenant von Kurbel vergreifen sollte, den er für den Unheilstifter hielt, — während Milo solche Gedanken erwog, war er den Weg, der vom Hafen zur Landstraße führte, langsam hinaufgestiegen und in das Wäldchen gelangt, wo er einen geeigneten einsamen Platz zum Pistolenschießen ausfindig machen wollte. Indem er den steilen Waldweg verfolgte, der immer höher ging, erreichte er eine Felsenklippe, die von der andern Seite schroff abfiel, so daß man auf ihrer äußersten Spitze, wie aus einer Thurmhöhe die See unter sich hatte, während die zum Theil mit Gesträuch bewachsene Klippe nach dem Waldwege zu angenehmen Schatten warf.

Bisher hatte Milo kein menschliches Wesen im Walde angetroffen, jetzt aber hörte er aus einer Schlucht, die seitwärts hinunterführte, eine jugendliche Stimme in seiner Muttersprache reden.

Er horchte unwillkürlich und hörte ein lautes Beten, das den Himmel um Verzeihung für eine bevorstehende That anflehte.

Immer lauter und inbrünstiger klangen die Worte; sie klagten über Grausamkeit und Verfolgung, riefen die Heiligen an, priesen sie glücklich, daß sie auf Erden für ihren Beruf hatten leiden und als Märtyrer sterben dürfen und empfahlen den Betenden ihrer Fürsprache wegen der großen Sünde, die er zu begehen im Begriffe war. Die Worte verstummten und nach einigen Augenblicken trat an ihre Stelle bitteres Schluchzen.

Milo schlich mit unhörbaren Schritten näher, bis er, von Bäumen gedeckt, ungesehen beobachten konnte. Im Grase kniete ein zarter, schöner Jüngling, fast noch ein Knabe und weinte, das Gesicht in den Händen verbergend. Plötzlich erhob er sich, schüttelte die langen Locken und wischte die Thränen aus dem Gesichte. Dann zog er langsam seinen Rock und seine Schuhe aus, warf seine Halsbinde in das Gras und ging in Strümpfen aufwärts der Felsenklippe zu. Dort lag sein Hut, denn er mochte schon früher dort gebetet und den Hut dabei abge-

worfen haben. Milo folgte still aus der Entfernung. Er konnte klettern und springen wie eine Tigerkatze und lauerte auf den richtigen Moment sichtbar zu werden, ohne den Emporkletternden dadurch zu erschrecken und so rasch vorwärts zu treiben, daß er nicht mehr zu erreichen gewesen wäre.

Der Jüngling klomm den Felsen hinauf, wobei ihm das Gestein die nur mit Leinen bedeckten Füße blutig riß. Er stand auf der Spitze, streckte die Arme gegen den Himmel und wäre im nächsten Augenblick in die Tiefe gesprungen, als ihn zwei kräftige Arme umfaßten und ihn so leicht wie eine Feder über das Geröll hinuntertrugen. Milo legte einen Ohnmächtigen auf den Rasen des Waldes.

Zweites Capitel.

Die Familie Niegosch bewohnte in Cattaro ein palastähnliches Gebäude und besaß in der Umgebung der Stadt ein kleines Landhaus, welches entweder auf der Landstraße zu Wagen oder vom Hafen aus mittelst der Gondel in kurzer Fahrt zu erreichen war. In den ersten Frühlingsmonaten befand sich die Familie noch in der Stadt, und obgleich der Abkunft und dem Range der Edlen entsprechend, die Einrichtungen des Hauses und die Lebensweise, die darin herrschte, annähernd fürstlicher Art waren, so weit sich dies nach den Begriffen und der Beschaffenheit des Landes erreichen ließ, saß doch die Familie mit einigen ihrer Freunde am späten Abend nach montenegrinischer Sitte um den Herd versammelt. Dieser war freilich von eleganterer Construction als in der Heimat, auch fand der

Rauch, den er entwickelte, Abzug genug, um nicht empfunden zu werden, während er zu Hause ungenirt den Raum erfüllt, die Augen beizt und die Würste räuchert.

Der Hausvater, Djuro, unterhielt sich eifrig mit anwesenden Freunden, seine Gattin Darinka und die schöne Tochter Anastasia lauschten schweigend den Gesprächen. Noch zwei andere Frauen befanden sich im Kreise, die deutsche Gesellschafterin der Mutter und die französische Gouvernante der Tochter, und diese Frauen antworteten in ihrer eigenen Sprache, wenn das Wort an sie gerichtet wurde. Denn die Kenntniß fremder Idiome wurde im Hause streng gepflegt und galt für das vornehmste Zeichen der Bildung.

Ein Diener trat ein und meldete, daß der Rittmeister Graf Victor von Ardenner vorgelassen zu werden wünsche.

Großes Erstaunen erregte diese Botschaft. Die Person und selbst der Name des Grafen waren dem Hause bisher völlig unbekannt geblieben. Alles blickte gespannt und schweigend auf den Hausvater, der nach einigem Besinnen seine Zustimmung gab. Der Diener entfernte

sich. Djuro stand auf und blieb, die Hand auf die Rücklehne seines Sitzes gestützt, kerzengrade steh'n, als ob er das Vortreten eines Gegners erwartete.

Der hagere und blasse Graf Victor trat ein. Seine Haltung war nach Art der vornehmen Officiere aus dem deutschen Oesterreich etwas salopp und bequem, aber bei aller Unbefangenheit edel und fein. Er entschuldigte sein unberechtigtes Erscheinen mit einem Interesse der Familie und fragte, ob man den Sohn des Hauses in diesem Kreise nicht vermisse.

„Spiridion?" rief Djuro und warf einen fragenden Blick auf seine Frau.

Darinka erklärte verwundert, daß der Knabe den größten Theil des Tages in der Militärschule zugebracht, dann von ihr Erlaubniß erhalten habe, sich nach dem Landhause zu begeben, wo ein alter Diener Vorbereitung für die Uebersiedelung der Familie traf und wo Spiridion, der den dortigen Aufenthalt sehr liebte, die Nacht über bleiben sollte. „Es ist ihm doch nichts zugestoßen?" schloß sie ihre Erklärung.

„Nichts!“ sagte Victor, „er befindet sich jetzt sicher und wohlbewacht in meinem Hause.“

„Bewacht?“ rief Djuro, von diesem Worte verletzt und zog die Brauen finster zusammen.

„Das ist wohl nöthig,“ entgegnete Victor ruhig; „zuerst hat ihn der Himmel selbst bewacht, indem er ihm meinen Waffenknecht Milo Kikeretsch zufällig in den Weg schickte, und jetzt bewacht ihn Milo in meinem Auftrage.“

Und Victor erzählte, wie der Knabe sich von der Felsenklippe in's Meer stürzen wollte und rechtzeitig gerettet wurde.

Bestürzung, die sich zum Entsetzen steigerte, hatte den ganzen Kreis ergriffen. Schreiend und weinend liefen die Frauen umher. Die Freunde des Hauses umringten den Grafen mit Fragen; Djuro war keines Wortes und keiner Bewegung mächtig, nur die Hand, die er auf die Sitzlehne gestützt hatte, zitterte heftig.

Man wollte endlich den Knaben schleunigst in das Haus zurückbringen und fragte nach der Wohnung des Grafen.

„Entschuldigen Sie,“ sagte dieser, „wenn ich den durch meinen Diener dem Tode Entrissenen

noch einige Augenblicke als mein ausschließliches Eigenthum betrachte, und für so lange bis ich ihm Ihre Verzeihung und wenn möglich auch die Bedingungen erwirkt habe, unter denen er weiter leben will."

Man bat jetzt den Grafen, sich niederzulassen und zu sprechen. Er begann in seiner phlegmatischen Weise:

„Als ich Abends nach Hause kam und den Knaben bei mir fand, verweigerte er mir, wie früher seinem Retter, jede Auskunft über seine Person, sowie über die Ursachen seines vereitelten Vorhabens. — „Ihr könnt mich behalten, oder auf die Straße werfen, oder dem Gericht überliefern," sprach er, „aber so lange ich Zähne habe, um mir, wenn's nöthig, die Zunge abzubeißen, werdet Ihr Nichts von mir herausbekommen." — Ich habe als Militär einige Uebung in der Behandlung störrischer Gemüther, besonders, wenn ich hinter Trotz und Keckheit nicht Bösartigkeit und Tücke errathe, wenn ich eine bessere Gesinnung darunter zu sehen glaube. Das muß man aber glauben, wenn man in die Augen dieses Kindes sieht. Ich sagte deshalb

dem Knaben, daß ich nicht gesonnen sei, ihm Vorwürfe zu machen, ihn anzuklagen oder zu tadeln. Er sah mich bei diesen Worten erstaunt, aber scheu an, zweifelnd, mißtrauisch. Ich fuhr fort, ihm zu erklären, daß ich ihn sehr wohl begreifen könne, daß es unter Umständen grausam sei zu leben, wenn der Angst, der Pein, der Qual im Innern nicht anders zu entfliehen wäre, als durch den ewigen Schlaf."

Die Stimme des Officiers vibrirte seltsam bei diesen Worten, man hätte glauben können, er spräche aus der eigenen Seele heraus. Doch achtete in der Spannung, zu erfahren, was mit dem theuern Knaben weiter geschehen, Niemand darauf. Nur Anastasia ließ ein einziges plötzliches Schluchzen vernehmen, das sie auf einen mißbilligenden Blick ihrer Mutter rasch unterdrückte. Victor sprach nach wenigen Secunden ruhig weiter:

„Mein Waffenknecht Milo hatte dem Kinde heftig in's Gewissen gesprochen, was aber nur größere Verstocktheit zur Folge gehabt, so daß Spiridion bei meinem Erscheinen offenbar gefürchtet, ich würde nun alle möglichen Strafen

an ihm vollziehen. Als er mich nun wie Einen sprechen hörte, der sein Vorhaben gebilligt hätte, als ich ihm sogar sagte, wenn ich die Hoffnungslosigkeit seiner Lage erkennen sollte, so würde ich ihm selbst behilflich sein, den Tod zu finden, da brach sein Trotz und ein Strom von Thränen erleichterte für den Augenblick sein Herz. Ich ließ ihn ruhig sich ausweinen, dann erquickte ich ihn mit Speise und Trank. Ich rechnete auf die Elasticität des jugendlichen Gemüthes, die sich oft bloß in Folge körperlicher Erholung wieder einstellt. Spiridion aber blieb traurig, und erst, als ich mich selbst für unglücklich erklärte und von ihm Trost zu begehren schien, erschloß sich mir sein Vertrauen. Und o! in welchen Jammer habe ich blicken müssen, in wie viele ungeahnte Zerwürfnisse in einer noch so jungen Seele!"

„Ich will darüber Aufschluß geben!" tönte jetzt eine bebende, aber starke und wohllautende Stimme. Es war die Anastasia's. Das fünfzehnjährige Mädchen stand hoch aufgerichtet wie eine zürnende Göttin. Mit gebieterischer Geberde schien sie im Voraus jedes Wort, jede

Bewegung zurückzuweisen, wodurch man sie hätte am Sprechen hindern wollen. Es war wie ein Verbrechen, daß hier im Kreise der Männer ein Weib ungefragt sich vernehmen ließ; es war unerhört, daß dies in einem Augenblicke geschah, da Alles gespannt auf die Worte eines Mannes lauschte. Anastasia aber sprach laut und mit sich steigernder Kraft: „Ich habe den Schmerz des Bruders gesehen, ich allein! Mir allein unter Euch Allen ist er der Aeltere, den ich verehre; Euch Anderen ist er ein unmündiges Kind, das Ihr belacht. Er ist eben 17 Jahre alt und er ist ein Mann. Ihr könnt sein Leben brechen, aber nicht es biegen nach Eurem Belieben. Er verabscheut Blut und Wunden, ausgenommen die am Leibe des Heilands. Ihr zwingt ihm das Gewehr in die Hand und den Dolch in den Gürtel; er verlangt nach dem Buch, nach dem Kreuz. Ihr sprecht ihm von den Thaten der Väter, der Ahnen, von dem Heldenmuth, der so oft auf den Schlachtfeldern die Macht und die Wuth der ungläubigen Heiden brach; er will nur hören von den Thaten der Heiligen und mit dem

gleichen Heldenmuth wie seine Väter den ungläubigen Heiden entgegentreten, aber nicht um sie zu tödten, sondern um sie zu bekehren. Ihr habt seine Seufzer, Thränen und Bitten verworfen, ihn als einen abtrünnigen Sohn geschmäht, ihn wie einen Hund, der entlaufen will, mißhandelt. Diese Leiden waren ihm Wonnen, um des Heilands willen hat er sie stolz getragen. In meine schaudernde Seele hat er den Schwur niedergelegt, er werde ein Knecht Gottes sein, denn er werde ihm zu dienen glauben, wenn er sich tödtet, weil er ihm nicht dienen kann."

„So ist es!" sagte Victor, als Anastasia schwieg; „das sind die Geständnisse, die er mir gemacht hat. Man drohte ihm, ihn nach Montenegro zurückzusenden."

„Er ist mein Sohn, mein einziger Sohn!" schrie Djuro mit wildem Schmerz auf; „und er soll nicht ein Krieger seines eigenen Landes sein!"

„Und vielleicht nicht einmal ein Priester seines Landes!" rief Darinka klagenden Tones und wendete sich ab, als hätte sie schon zuviel gesagt. Dann aber zum Grafen gewendet,

fragte sie, was zu thun, um Spiridion in das Haus zurück zu bringen.

„Ich habe versprochen," sagte Victor, ihm ein neues Leben bei den Seinen möglich zu machen. Er will, daß ihn kein Vorwurf treffe, daß von dem Versuch der Verzweiflung, den er heute unternommen, nicht geredet werde. Er will auch nicht ferner gezwungen werden, sich in den Waffen zu üben und die Militärschule zu besuchen, sondern den Unterricht aus einem geistlichen Seminar erhalten. Mit einem Wort, er will ungestört dem Beruf leben, dem er sich in seinem Herzen geweiht hat."

Tiefes Schweigen trat ein. Niemand hatte auf solche Rede zu antworten das Recht, als der Hausvater. Dieser saß mit schlaff herabhängenden Armen, gesenkten Hauptes. Langsam sprach er endlich:

„Hier ist kein Seminar unserer heiligen Kirche; ich müßte ihn nach St. Petersburg schicken."

Eine neue Pause entstand. Dann hob Djuro das Haupt, er hatte sich gesammelt, er stand auf. Alle erhoben sich.

„Er war uns schon verloren“, sagte der Vater, „durch sein verrätherisches Sinnen und Trachten; er war uns schon entrissen, als ihn sein Enschluß — frevelhaft und entsetzlich! — auf die Felsenklippe trieb. Da hat ihn der Himmel selbst in die Arme genommen — und so soll er fortan des Himmels sein.“

Anastasia sank vor freudiger Erschütterung in die Kniee.

Djuro fuhr fort:

„Er wird keine Anklage mehr hören von seinem Vater, keine Klage von den Lippen seiner Mutter. Er mag kommen. Ihnen, Herr Graf, gebührt die Dankbarkeit unseres Hauses und unser ganzes Leben muß sie bezeugen.“

„Mir gebührt kaum ein Botenlohn“, sagte Victor. Ich war nur der Ueberbringer einer Nachricht und ihrer Folgen. Mein Waffenknecht Milo kam zufällig des Weges und konnte mit leichter Mühe Ihrem Sohne das Leben retten. Auch dies war nur natürlich.“

Nun wollte man um Spiridion senden und Anastasia bat, sich anschließen zu dürfen. Allein

der Graf versicherte, daß dies vergebliche Mühe wäre.

„Zur Beruhigung des Jünglings selbst", sagte er, „gab ich Milo den Auftrag, die Auslieferung Jedermann zu verweigern, und Milo würde sich jetzt lieber in Stücke reißen lassen, als den Bewachten frei zu geben. Ich gehe, um selbst den Befehl zu ertheilen. In wenigen Minuten wird Ihnen Milo den Flüchtling ausliefern."

Man wollte in liebender Ungeduld den Grafen nicht aufhalten, überhäufte ihn aber rasch mit Dankesworten und Segenswünschen und bat um seine Wiederkehr. Er lehnte ab mit einer eigenthümlich melancholischen Geberde und verschwand.

Darinka, Anastasia, ein Theil der Freunde wollten den Raum verlassen, um dem Ersehnten mindestens bis zum Portal entgegen zu gehen. Djuro verbot es.

„Seine Wiederkehr muß sein wie die eines jeden Tages, wie seine Heimkehr aus der Schule", sagte der Vater; „nur in der Weise, als ob nichts geschehen wäre, können wir Vorwürfe und Schmerz unterdrücken, wie wir es durch den Grafen ihm versprachen."

Lautlose Stille herrschte. Das Ticken der Uhr verkündete ein zu langsames Verstreichen der Minuten. Als Geräusch im Vorsaal vernehmbar wurde, wagte unter den Augen Djuro's sich Niemand zu regen, nur Anastasia preßte mit einer leidenschaftlichen Bewegung beide Hände an das Herz. Jetzt öffnete sich die Thüre und von Milo am Arme gehalten stand Spiridion an der Schwelle. Mit einem Aufschrei warf sich Anastasia an seine Brust. Er wendete den Kopf ab und stieß sie sanft zurück, als wäre es noch nicht an der Zeit, sie zu begrüßen. Langsam schritt er vor und kniete vor dem Sitze seines Vaters nieder, das Haupt tief zu Boden senkend. Er wartete und man wußte, worauf er wartete. Eine Weile verstrich, eh' der Vater die Hand erhob und sie auf den Scheitel seines Kindes legte. Spiridion küßte jetzt seinem Vater den Saum des Gewandes, dann sprang er auf und warf sich in die Arme seiner Mutter.

Auf diesen Augenblick schien Milo gewartet zu haben, um gewiß zu sein, daß der ihm Anbefohlene gut aufgehoben war, und wollte nun seiner Wege gehen. Daran wurde er aber un-

erwartet gehindert, denn Anastasia hatte sich plötzlich seiner beiden Hände bemächtigt und küßte sie inbrünstig, so daß er das junge Mädchen mit Schrecken wie eine Wahnsinnige betrachtete. Jetzt umringten ihn aber auch die anderen Frauen, die Freunde, er wurde gelobt, gepriesen, mit Betheuerung überschüttet und wiederholt und immer wieder gebeten, Wünsche auszusprechen, damit man ihm seine Rettungsthat lohnen könne.

„Ich habe keinen Auftrag vom Grafen", sagte Milo, „mich belohnen zu lassen, und hab' auch nichts gethan, als daß ich den jungen Herrn aus dem Wald in die Stadt und aus der Wohnung des Grafen hierher gebracht habe. Dabei war aber immer gutes Wetter."

Die Aufregung des Kreises machte jede auf Gemüth einwirkende noch so leise Regung zu einer heftigen Erschütterung, so daß jetzt auf die Worte Milo's Gelächter ausbrach. Es verstummte erst, als Djuro sich erhob und sprach:

„Wir wollen den Mann nicht kränken, er soll nicht glauben, daß wir uns nur mit ihm abfinden wollen, so rasch es geht. Milo, Ihr wißt, daß Ihr fortan das fürstliche Haus der

Niegowisch als ein Freund, als ein Gast betreten könnt. Habt Ihr Verlangen nach einem Posten den Ihr bekleiden könnt, so hat mein Name Werth und Macht in dieser Stadt. Sucht Ihr Rath oder Hilfe in schwieriger Lage, so wißt, daß ich ein Mann von alter Erfahrung bin. Verlaßt mein Haus nicht, ohne Euch dies gemerkt zu haben, Milo Kikeretsch."

Und Djuro machte eine entlassende Handbewegung.

Milo aber blieb stehen. Die letzten Worte des hochgestellten montenegrinischen Edlen hatten sichtbar eine große Wirkung auf den untergeordneten Serben. Hatte man bisher mit Wohlgefallen in sein auffallend schönes Antlitz gesehen, so bemerkte man jetzt mit Rührung, daß es sich schmerzlich verdüsterte. Er sprach leise, so daß man ihn nur vernahm, weil man ihm mit höchster Aufmersamkeit lauschte:

„Rath und Hilfe brauche ich. Man will gut sein für mich und alle hier könnten gut sein für meinen armen, armen Herrn."

„Wie meint Ihr das", fragte Djuro, „wollt Ihr mich allein sprechen?"

Milo sagte nun etwas muthiger, daß er nur der Familie sein Geheimniß an's Herz legen möchte, dem Vater, der Mutter, der Tochter. Spiridion wäre vom Vertrauen auch nicht ausgeschlossen, nur möge er sich heute nach den Leiden und Ereignissen des Tages zur Ruhe begeben.

Dies geschah. Die Freunde verließen das Haus und Milo wurde eingeladen, am Herde Platz zu nehmen.

Getheilt zwischen Furcht, einen Verrath an seinem Gebieter zu begehen, indem er ohne Auftrag desselben mit fremden Menschen von ihm und seiner Lage sprach, und zwischen der Angst ihn ohne Beistand von Andern rettungslos zu Grunde gehen zu sehen, erzählte Milo, was ihn so sehr betrübte, wie finster, einsam und räthselhaft der Graf seine Tage verbrachte und daß ihn ein schweres Leid drücken müsse. Darum meinte Milo, der Zuspruch, die Theilnahme einer befreundeten Familie, die den Grafen in ihr Haus zöge, würde ihn erheitern, ihm vielleicht Gelegenheit geben, sein Herz aufzuschließen. Die Hauptsache dabei wäre, daß er von der alleinigen

Gesellschaft des Oberlieutenants v. Kurbel befreit würde. Diesen schilderte Milo wie einen bösen Dämon, wie einen Vampyr, der dem Grafen das Herzblut aussauge und doch das einzige Wesen zu sein scheine, an welchem der Graf mit Neigung, mit Leidenschaft hänge.

Djuro sagte hierauf:

„Der Commandirende von Dalmatien, der österreichische General Milutinovitsch ist mein Freund. Ich werde bei ihm nach den Verhältnissen des Rittmeisters und nach der Person des Oberlieutenants forschen."

Darinka fragte, ob der Graf keinen weiblichen Umgang in der Stadt habe, was Milo so rasch verneinte, daß Darinka die Unbesonnenheit nicht bereuen konnte, diese Frage in Gegenwart ihrer Tochter an einen Mann von geringer Erziehung gestellt zu haben.

Anastasia betheuerte sehr ernsthaft, daß wenn ihre Eltern die beiden Officiere in's Haus ziehen und ihr erlauben an der Unterhaltung mit denselben theilzunehmen, sie mit Hilfe ihrer alten montenegrinischen Amme, die noch als ihre Kammerfrau im Hause sei und geheime Mittel

für Alles habe, den bösen Zauber Kurbel's schon brechen werde, was Milo ziemlich gläubig anhörte. Mehr Beruhigung schöpfte sie jedoch aus der Versicherung Darinka's, daß sie den jungen Grafen, der sich ja auch um ihren Sohn verdient gemacht, wie eine Mutter an sich ziehen und beschützen wolle. Und als Milo noch darüber Gewißheit empfangen hatte, daß sein Gebieter niemals von diesem Gespräche erfahren werde, empfand er eine Befriedigung, wie sie ihm schon lange nicht zu Theil geworden und schied mit den demüthigsten Dankesworten aus dem Hause seiner neuen Freunde.

Nachdem er wie jede Nacht, bevor er sich zur Ruhe begab, im Stall und in den Zimmern seines Herrn nachgesehen, ob sich Alles in der erforderlichen Ordnung befände, gedachte Milo in dem ihm angewiesenen Raum dem einzigen Vergnügen nachzuhängen, das er liebte, auf einem Teppich nach türkischer Art sitzend seinen Tschibuk zu rauchen. Dieser Genuß dauerte gewöhnlich so lange, bis er seinen Herrn heimkehren hörte, den er noch nach seinen Befehlen fragte. Diesmal hatte jedoch der Serbe seine

Stube noch nicht erreicht, als er starkes Pochen vernahm. Ein Soldat von der Commandantur brachte die Nachricht, der Graf möge sich noch zum General verfügen, eine wichtige Depesche aus Wien wäre mit einem Courier eingetroffen.

Milo wußte nicht anzugeben, wo sich sein Herr in diesem Augenblicke aufhielt, meinte jedoch, daß es nicht zu dessen Gewohnheiten gehöre, später als längstens 11 Uhr Nachts nach Hause zu kommen und daß er ihm die Botschaft dann sogleich berichten werde. Indessen vergingen gerade diesmal mehrere Stunden, bevor Milo den Eintritt seines Herrn in das Haus vernahm. Der Graf zeigte sich ein wenig verändert, etwas heftiger in seinen Bewegungen als sonst und wenn nicht heiter, doch lebhaft und ohne den düstern Blick, mit dem er oft vor sich hingestarrt.

„Weiß schon!“ sagte er, als Milo zu sprechen anfing; „der General hat nach mir geschickt. Ich habe auch ohne ihn erfahren, daß ein Courier angekommen und bin von selbst auf die Commandantur gegangen. Das hat mich so lange aufgehalten.“

Er gestattete Milo ihm beim Entkleiden behilflich zu sein, während sich der Graf sonst ohne an Bequemlichkeit zu denken, höchstens den Degen abschnallend, sitzend auf das Sopha warf und Milo schlafen gehen hieß. Als der Graf schon zu Bette lag und sich mit einem Behagen streckte, das ganz neu an ihm war, sagte er:

„Milo, Deine Neugier ist erregt worden, weil der General noch so spät nach mir geschickt hat. Dann hast Du länger als gewöhnlich wach bleiben müssen. Das verdient wenigstens die Belohnung, daß Deine Neugier ein wenig gestillt werde. Mein alter Onkel ist plötzlich gestorben. Ich weine ihm keine Thräne nach, wir haben uns nie geliebt. Er ließ kein Testament zurück und ich bin sein einziger Erbe. Jetzt kann ich den Militärdienst verlassen, kann nach Wien gehen, wenn ich will."

In Milo arbeiteten viele Fragen in Bezug auf die künftige Gemüthsstimmung seines Herrn in Folge des Ereignisses. Doch wußte der schlichte Mann in seiner Unbeholfenheit den Fragen nicht die richtige Einkleidung zu geben. Nur schüchtern wagte er zu sagen:

„Was wird der Herr Oberlieutenant von Kurbel — wenn der Herr Graf nach Wien gehen —"

Victor richtete die Augen starr auf seinen Diener; sie nahmen die frühere Düsterkeit an, als er sagte:

„Kurbel wird jetzt auch quittiren und mich nach Wien begleiten. Geh schlafen."

Milo ging, aber er schlief noch lange nicht. Einen Augenblick hatte er froh aufgeathmet bei der Nachricht, daß der Graf den Dienst und Cattaro verlassen werde. Das hieß ja auch Kurbel verlassen. Doch zeigte sich dies sogleich als eine falsche Annahme. Kurbel blieb dem Grafen angeschmiedet. Und sie sollten zusammen nach Wien gehen. Dann konnte aber die Freundschaft des fürstlichen Hauses nicht mehr von Einfluß auf den Grafen sein. Milo war so glücklich gewesen, sich dieses Beistands versichert zu haben und nun war der ganze Plan wie ein Kartenhaus umgeworfen.

Drittes Capitel.

Auf der Landstraße, die zur Bucht führte, bewegte sich an einem schönen Frühling-Nachmittag ein Zug von Reitern. Die Spitze bildete der commandirende General mit seinem Adjutanten. In einiger Entfernung folgten zwei Officiere, von denen Einer dem Genie-Corps angehörte. Zwei Unterofficiere machten den Nachtrab.

Man hatte den größten Theil des Weges in scharfem Trab zurückgelegt. Jetzt mäßigte der General den Lauf des Pferdes immer mehr und als es im Schritt ging, wendete er sich mit einigen Worten zum Adjutanten. Dieser hielt an, salutirte und sprengte zu den Officieren zurück, von denen er den Einen anwies, sich an die Seite des Generals zu verfügen, während

der Adjutant an der Seite des Genie-Officiers zurückblieb.

„Herr Oberlieutenant“, sagte der General, „ich habe Sie beordert, die Expedition mitzumachen, obgleich die Besichtigung von Seebauten eigentlich nicht zu Ihrem Dienst gehört. Wir kommen aber über das Gut der fürstlichen Familie Nigoschund Sie können dort zurück bleiben, wenn es Ihnen Vergnügen macht und sich mir erst auf meinem Rückzuge wieder anschließen.“

Der Oberlieutenant verbeugte sich stumm.

Der General fuhr fort:

„Ich wollte auch den Rittmeister Grafen Ardenner mit haben, aber er sollte noch geschont werden, weil er in Trauer ist. Er hat erst vor einigen Tagen seinen Onkel verloren, seinen besten Verwandten. Sie wissen vielleicht, daß der Rittmeister sogleich um seinen Abschied eingekommen ist.

„Zu dienen, Excellenz.“

„Nun es wird eine Weile dauern. Man ist höchsten Orts gerade in jetziger Zeit nicht geneigt, Officiere zu entlassen.“

Plötzlich veränderte der General den Ton, die Frage klang vertraulich:

„Sie sind ein intimer Freund des Grafen Ardenner, Herr von Kurbel?"

„Wir waren zusammen in Athen und Constantinopel und haben beide eine Leidenschaft für mathematische Studien."

„So?" sagte der General in demselben Tone; „ich wußte nicht, daß die Mathematik so schwarz auf das Gemüth wirkt. Ich beobachte den Grafen, wenn er mir von Zeit zu Zeit vor Augen kömmt und finde ihn jedesmal noch melancholischer geworden. Er ist mir kein ganz Fremder. Mit seinem Onkel habe ich in der Jugend Jahre lang verkehrt, und wäre der nicht so plötzlich gestorben, daß gar nichts Schriftliches zurückblieb, ich bin überzeugt, er hätte mir den Neffen noch in einem Abschiedsbrief empfohlen. Warum ist er so traurig? Er meidet alle Gesellschaft, er hat sogar Privat-Einladungen in mein Haus zu umgehen gesucht. Sie würden mir einen Gefallen thun, Herr von Kurbel, wenn Sie, der Sie Macht über ihn zu haben scheinen, ihn dahin brächten, sich von Ihnen

der fürstlichen Familie vorstellen zu lassen, in die ich Sie selbst heute einführe. Vorgestellt hat er sich zwar schon, aber nur in einer Angelegenheit, die ihn nicht weiter kümmert und ohne das Versprechen zu geben, wieder zu kommen. Ich möchte, daß er in dem Kreise Erheiterung fände, weil ich eben hier in Cattaro keinen andern für ihn weiß."

Nach diesen Worten setzte der General sein Pferd wieder in scharfen Trab und es wurde bis zur Ankunft vor dem Landhause nicht mehr gesprochen.

Der Oberlieutenant Franz von Kurbel war ein Russe, obgleich von deutscher Abkunft. Sein Vater war nach Rußland eingewandert und hatte dort in verschiedenen Städten eine ganz obscure Existenz geführt, bis es ihm gelungen war, in der Umgegend von Kiew die Gunst eines schon 25jährigen, also mündigen Fräuleins zu gewinnen, der Tochter eines reichen Handelsherrn, der trotz dieser Stellung und seines Reichthums Leibeigener eines Fürsten war. Mit Hilfe dieses Fürsten selbst gelang es dem Mädchen die Einwilligung des Vaters zu der Heirat

und ihm nicht zuweilen sogar etwas Räthselhaftes, Unheimliches verliehen hätte.

Der General und sein Gefolge wurden von dem montenegrinischen Ehepaar mit Auszeichnung empfangen. Man nahm auf einer luftigen von den südländischen Gewächsen des Landes umblühten Terrasse Platz und genoß jene Süßigkeiten und Getränke, die man dort theils aus dem Orient, theils aus Italien bezieht. Bei der Vorstellung des Herrn v. Kurbel hatte Darinka ihren noch immer schönen Kopf hoch aufgerichtet und aus ihren glänzenden Augen einen durchbohrenden Blick auf den Oberlieutenant geworfen. Als der General aufbrach sagte er:

Sie nehmen Antheil an dem Grafen von Ardenner, dem Sie Dank schuldig zu sein glauben. Ich lasse Ihnen seinen besten Freund zurück, um ihn nach der Besichtigung der Seebauten wieder abzuholen."

Franz schien sich nur mit etwas verdrossener Miene in sein Schicksal zu fügen. Er war entschlossen, die Neugier hinsichtlich des Grafen so wenig als möglich zu befriedigen. Doch er-

regte er, ohne es beabsichtigt zu haben, sogleich lebhaftes Interesse, als er zufällig seine russische Abkunft mittheilte. Die Beziehungen des nordischen Reiches zu Montenegro hatten zu jeder Zeit hin- und herpulsirt, jetzt aber beschäftigten sie Djuro persönlich, weil er seinen Sohn nach Petersburg schicken wollte.

„Es ist möglich, daß ich nach meinem Vaterland bald zurückkehre," sagte Franz, „ich habe mit dem Grafen Ardenner zugleich meinen Abschied verlangt; einstweilen haben wir nicht einmal Urlaub erhalten können, um nach dem Tode des Onkels die Erbschafts-Angelegenheiten in Wien zu ordnen. Wir mußten Alles einem Advokaten übergeben, der uns nicht wenig schröpfen wird."

Darinka, die sehr offenen Charakters war und von der Civilisation noch nicht gelernt hatte, ein Befremden zu verschweigen, machte dem Oberlieutenant bemerklich, daß er von den Verhältnissen des Grafen wie von seinen eigenen sprach, nicht anders, als ob er mit ihm zugleich die Erbschaft gemacht hätte.

Franz wäre in Verlegenheit gewesen, darauf zu antworten, wenn man während dieses Gespräches nicht die Stufen der Terrasse herabgestiegen wäre, um im Garten zu lustwandeln. Hier bot sich Franz unvermuthet ein Schauspiel, das ihm vergönnte, statt zu antworten, mit einem Lächeln der Ueberraschung entzückt auszurufen:

„Eine junge Mutter.“

Darinka zeigte ihre weißen Zähne und lachte hell auf. Selbst der ernste Djuro strich sich lächelnd den Bart. Im Kreise von Frauen und Dienerinnen stand ein üppig schönes junges Mädchen, einen Säugling in den Armen, den es herzte und küßte.

„Meine Tochter Anastasia“, sagte Darinka, „mit ihrer kleinen Schwester Zorka.“

Das Mädchen mußte die Kleine der Amme übergeben und nachdem ihr der Lieutenant vorgestellt worden, sich der Promenade anschließen. Man wandelte, während die bediensteten Damen folgten, Djuro aber, den seine Wunden im Gehen bald zu schmerzen anfingen, sich in das Haus zurück begab, den kleinen Park hinunter bis zu einem in der Niederung gelegenen präch-

tigen Laubensitz, bis wohin die kühle, erfrischende Seeluft drang.

Anastasia hatte die Gespräche zwischen ihrer Mutter und Franz, die sich unausgesetzt um Erinnerungen an Rußland drehten, stumm mit angehört und war dabei, manchmal einen scheuen Blick auf Franz werfend, immer trauriger geworden. Sie mußte des Berichtes gedenken, den der Diener Milo von dem räthselhaften Einfluß des Oberlieutenants auf den Grafen gegeben hatte. Die beiden jungen Männer waren sich wie in der Uniform, mit kaum bemerkbaren Unterschieden des Ranges, auch in Gestalt, Gang und Haltung vollkommen gleich, beide waren lang und hager und trugen auch, wie es bei Officieren desselben Regimentes Sitte war, Bart und Haare in gleicher Form, nur daß diese bei Victor von kohlschwarzer Farbe waren. Die äußern Aehnlichkeiten erinnerten Anastasia um so lebhafter an den Grafen, dessen flüchtige Erscheinung ein tiefes Bedauern in ihrem Herzen zurückgelassen hatte. Sie wunderte sich, daß ihre Mutter, entweder aus Klugheit oder aus Gleichgiltigkeit das Gespräch nicht

auf des Unglücklichen zu lenken suchte, und als Franz, der nach und nach immer längere und ausdrucksvollere Blicke auf sie geworfen hatte, bei denen ihr unheimlich zu Muthe geworden, sie endlich fragte, ob sie nicht auch Lust empfände, einmal Petersburg zu sehen, erwiederte sie mit naiver Heftigkeit:

„Nein! Viel lieber möchte ich Wien sehen, wo es so fröhlich sein soll, wo so viel getanzt wird und wo man so schöne Musik spielt. Wie mag es nur kommen, daß der einzige Wiener, den ich jemals gesehen habe, Graf Victor v. Ardenner, trotzdem so melancholisch ist?"

Franz heftete seine Augen starr auf Anastasia, die jetzt erst die Kühnheit ihrer Rede zu fühlen schien, denn ihre Wangen waren erglüht, ihr Busen wogte und nachdem sie die finster zusammengezogenen Brauen ihrer Mutter bemerkt hatte, senkte das Mädchen die langen schwarzen Wimpern. Franz betrachtete sie immer noch, dann schlug er den Blick zu Boden. Er war sich bewußt, daß die Pause, bis er die erwartete Antwort gab, etwas zu lange dauerte, den-

noch konnte er von dem Gedanken, der ihn ergriffen hatte, nicht ablassen.

Endlich begann er zu sprechen, indem er die Vorzüge des Grafen pries und dabei manchmal wieder forschend auf Anastasia blickend, immer mehr in Enthusiasmus zu gerathen schien. Er erzählte bald Züge des Edelmuthes aus dem Leben seines Freundes, bald theilte er witzige Einfälle desselben mit; dann ging er auf die Jugendgeschichte des Grafen zurück, indem er theils benützte, was ihm dieser selbst davon erzählt hatte, theils Erinnerungen und Erlebnisse, die er von Andern erfahren hatte, auf den Grafen übertrug. Er sprach erregt und wußte zu erregen. Die Frauen hörten ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu und als er sich von seinem Gegenstande so sehr erfüllt und ergriffen zeigte, konnte selbst Darinka nicht widerstehen, sobald er eine Pause machte, die Frage nach der Ursache der Melancholie des Grafen direct zu stellen.

In diesem Augenblicke vernahm man von jenseits der Parkmauer den Hufschlag der vom Seeufer zurückkehrenden Reiter. Dies war für

Franz ein Zeichen sich zu erheben und so eilig, als es die Schicklichkeit erlauben wollte, Abschied zu nehmen. Doch gönnte er sich noch zu sagen, daß wenn etwas im Stande wäre, die Melancholie seines Freundes zu lindern, zu heilen, es die Liebenswürdigkeit theilnehmender Frauen sein könne, deren Umgang der Graf bisher vermieden habe, oder besser in seiner jetzigen Garnison habe vermeiden müssen.

„Er hat so wenig als ich gewußt," sagte Franz, „daß solche Liebenswürdigkeit hier vorhanden sei, und wenn ich sie ihm schildere, so wird er nicht widerstehen können, sie auf sich wirken zu lassen, natürlich nur, wenn ich die Erlaubniß erhalte, ihn hier einzuführen."

Darinka bat lebhaft, daß dies schon am nächsten Tage geschehen möge, und Franz verstärkte durch die Freude, mit der er dieses Zugeständniß aufzunehmen schien, noch den günstigen Eindruck, den er durch das beredte Lob eines Freundes hervorgerufen hatte.

Dennoch blieb Anastasia, nachdem Franz geschieden war, mit gedankenvoller Trauer auf ihrem Platze und sagte, von der Mutter um

den Grund der seltsamen Verstimmung befragt, mit Thränen im Auge:

„Er hat den Grafen gelobt, gepriesen und seine Freundschaft für ihn betheuert. Er hat uns das Leben des Grafen erzählt. Nur Eines hat er uns nicht gesagt: daß Victor v. Ardenner einen Feind besitzt, der ihn mit glühendem Haß mit rasender Wuth verfolgt und verdirbt!"

„Wen meinst Du?" fragte Darinka erstaunt.

„Ihn selbst," sagte Anastasia mit düsterer Entschiedenheit; „ihn selbst, der so viele Liebe für den Grafen auf der Zunge hat; ihn selbst, den Herrn von Kurbel."

Darinka war nicht überzeugt, aber sie schwieg und blickte auf ihre Tochter, nachsinnend, was in dem kindlichen Mädchen so ernste und weitausblickende Gedanken so schnell gereift haben mochte.

In der That trafen die beiden Officiere schon am nächsten Tage zum Besuche ein. Victor schien freieren Gemüthes und selbst heiterer zu sein, als an jenem Abend im Palast, da er sich zum erstenmale vorgestellt hatte. Die Ritterlichkeit des Officiers und Cavaliers und die leichtgeweckte gute Laune des Wieners reichten

sich in seinem Benehmen die Hand. Erst bei folgenden Besuchen, die sich nun häufig wiederholten und immer beide Freunde zugleich brachten, schwebte zuweilen über dem Wesen Victor's ein Hauch von Müdigkeit, Trauer oder auch nur Phlegma, daß er für Augenblicke geistesabwesend zu sein schien. Er blickte dann von einer Höhe im Park träumerisch auf die See hinaus, als ob er sich von dem Anblick nicht trennen könnte, oder er sah unausgesetzt auf Franz, der ungewöhnlich gesprächig und aufgeregt sich so viel als möglich mit Anastasia beschäftigte.

Das junge Mädchen entfaltete ein ernstes Bestreben, das Vertrauen des Grafen zu gewinnen. Indem ihn Anastasia ihrer Umgebung als einen Kranken bezeichnete, mit dem Mitleid zu bethätigen, eine Dankbarkeitspflicht der ganzen Familie sei, der er den theuern, schon verlornen Spiridion wieder zugeführt, erwarb sie sich einige Freiheit des Verkehrs mit Victor, und man hatte kein Bedenken, wenn sie im Park, abseits von den Uebrigen und unbelauscht mit ihm umherwandelte. Auch Franz, der sonst alles aufbot, sich der Unterhaltung des Mädchens

allein zu bemächtigen, trug in solchen Momenten Scheu, störend hinzuzutreten.

Der Graf seinerseits schien fast unempfindlich zu sein für die Aufmerksamkeit Anastasia's und nicht zu bemerken, daß sie mehr um ihn bemüht war, als es der blos gesellige Verkehr erheischt hätte. Doch war es deshalb nicht minder sichtbar, daß er an den Augenblicken des Alleinseins mit ihr eine Art Erholung schätzte, und als er eines Nachmittags aussprach, daß er sich fast befreit und glücklich fühle im Alleinsein mit einem holden unschuldigen Wesen, das nichts von ihm wolle und nichts von dieser argen Welt wisse, da faßte sie den Muth, ihn geradezu zu fragen, was ihn quäle, was ihn so tief betrübe, und ihn zu bestürmen, sein ganzes Herz vor ihr auszuschütten.

Sie befanden sich in diesem Augenblicke in einem dichtumschatteten Bosquet und Victor warf sich müde und seufzend auf eine Ruhebank, zu der sie gelangt waren. Sie blieb vor ihm stehen. Die Schicklichkeit hätte das Umgekehrte verlangt, allein gerade, daß er hilflos und schwach wie ein Weib sich stützen mußte, während sie eine

fast männliche Ruhe behauptete, bezeichnete die Situation, die sich zwischen ihnen herausgebildet hatte. Er rang mit verschiedenen Empfindungen, bis er endlich sagte:

„Was mich quält, was mich betrübt, ist furchtbar, — aber es ist gleichgiltig. Oder sagen Sie mir, theure Anastasia, wäre es Ihnen nicht völlig gleichgiltig, würden Sie noch darauf dringen, es wissen zu wollen, von dem Augenblicke an, da es mich nicht mehr quälte und betrübte?"

„Dann hätte es kein Interesse mehr für mich", erwiederte Anastasia.

„Und Sie allein", fuhr er fort, „hätten die Macht, was mich quält zu einer ganz indifferenten Sache zu machen, die Folter aus meinem Leben zu reißen, mich in einen neugebornen Menschen zu verwandeln."

„Ich hätte diese Macht?" rief sie, „warum sprechen Sie nicht, warum sagen Sie nicht, was ich thun soll, was hinderte Sie, dies schon längst zu sagen?"

Er blickte zu ihr auf wie ein zaghaftes Kind, das von einem Geständniß Strafe fürchtet.

„Was mich hindert“, sagte er langsam, „das ist, daß ich es Ihnen nicht vergelten könnte. Ich müßte das Opfer eines ganzen Lebens von Ihnen verlangen, ohne daß Sie sich aus diesem ganzen, schönen, vollen Leben, das Sie haben, das Sie selbst sind, das Ihnen gebührt, vielleicht auch nur eine einzige Freude retteten.“

„Sprechen Sie!“

Er sprang auf und rief hastig:

„Sie müßten mir Ihre Hand reichen, Sie müßten mein Weib sein.“

Anastasia schlug die Hände vor das Gesicht. Das Wort, das so brutal und unvermuthet gekommen, wie ein rauher Sturmhauch, während es sonst so Vielen süße Himmelsluft ist, erschütterte sie deshalb heftig. Ihre Wangen glühten, ihr Herz bebte und sie ließ sich auf die Bank niedergleiten.

Sie fand aber unversehens die Kraft, Schreck und Scham zu überwinden, als sie den Blick auf Victor warf, der unbeweglich vor ihr stand, mit keiner Miene, keiner Geberde eine Ungeduld, ein Drängen verrathend.

„Ich soll Ihnen meine Hand reichen?" sagte sie leise, „wie wäre dies möglich, Sie lieben mich nicht, Graf Victor."

Wenn im Ton dieser Worte noch ein schüchterner, hoffnungsvoller Zweifel zitterte — das vollständige Schweigen des Grafen vernichtete jeden Zweifel. Anastasia mußte sich sagen, daß er dies gemeint, als er vom Opfer ihres ganzen Lebens gesprochen, ohne daß sie sich eine einzige Freude retten würde. Sie brach in Thränen aus.

Als er aber, von diesem Anblick ergriffen, die Unfähigkeit seines Herzens beklagte, so lange es von tiefer Qual bedrückt war, einer anderen Empfindung Raum zu geben, da trocknete sie rasch ihre Thränen, als hätte sie es verächtlich gefunden, Erklärung oder gar Trost anzunehmen. Er brach auch sogleich ab und sprach von einem anderen Gegenstande, als wäre der Versuch, ihren Beistand anzurufen, für immer abgethan.

Anastasia erhob sich.

„Lassen Sie uns zur Gesellschaft zurückkehren, Herr Graf!" sagte sie, aber sie setzte sich nicht in Bewegung. Sie senkte ihr Haupt nachsinnend

und machte dabei mit der Spitze ihres Sonnenschirmes stets denselben Strich auf den Sand des Bodens.

Plötzlich blickte sie dem Grafen ganz unbefangen in's Gesicht und sagte ruhig:

„Ich müßte aber doch wissen, welchen Zusammenhang der Besitz meiner Hand mit Ihrem Unglück hätte, um es verscheuchen zu können. Welchen Vortheil zögen Sie aus unserer Verbindung?"

„Sie wäre der Preis, um welchen Franz von Kurbel für immer mich verließe. Er ist die Verkörperung meines Unglücks. Mit ihm scheidet es von mir, stirbt ab, wird es nie wieder vorhanden sein und ist es nie gewesen."

Der Graf, sonst so nüchtern und kühl, sprach diese Worte, wie man im Tone schwärmerischen Entzückens von einem Phantasiebild spricht. Ergriffen und verwundert zugleich sagte Anastasia:

„Kurbel würde Sie nicht mehr beunruhigen, würde für immer unsichtbar? Sie wären dessen gewiß?"

„So gewiß wie meines Lebens in diesem

Augenblicke, wie meiner Ehre, die ich dafür zum Pfande setzen könnte. Ich —"

Er hielt inne, weil er fürchtete, was er, hingerissen von dem Gedanken an seine Befreiung, sagen wollte, um sich das Bild seines Glückes auszumalen, könnte wie der Versuch einer Ueberredung klingen. Anastasia aber verlockte ihn, sich in diesen Vorstellungen und Reden weiter zu ergehen.

„Wenn ich Ihnen nicht helfen kann, Graf, so will ich doch wissen, wie Sie wären, wenn Ihnen geholfen wäre."

„Heiter und bewegt, Anastasia! Ich wäre Wiener. Lebenslustig wäre ich eine Zeitlang, um mich von der Vergangenheit zu erholen, dem Tage und seinen Vergnügungen hingegeben. Ich würde wieder nach Menschen verlangen, nach der lachenden Gesellschaft in der schönen Kaiserstadt, dann ging ich für eine Zeit auf Reisen, nach Rom, Neapel, Sicilien, später nach Paris, und heimgekehrt, würde ich mich um mein ererbtes Gut umsehen. Es hat nicht meinen verstorbenen Eltern gehört, aber sie haben geraume Zeit dort gelebt. Das Bild meiner Mutter muß

noch im Schloß sein. Ich würde wieder einmal vor dieses Bild treten."

Er schwieg und seine Züge nahmen wieder den Ausdruck an, den sie in den Momenten seines düstersten Leidens trugen. Anastasia betrachtete ihn mit unendlichem Mitleid, während er wie geistesabwesend zu Boden starrte. Ohne daß er darauf achtete, entfernte sie sich einige Schritte von ihm, blickte zum Himmel und faltete die Hände im stillen Gebet. Dann kehrte sie zu ihm zurück und sprach in einem unwillkürlich feierlichen Tone:

„Herr Graf! Ich habe seit Jahren die Ideen und die Bestrebungen meines Bruders Spiridion getheilt. Er predigt die Verzichtleistung auf das eigene Wohl und die Thätigkeit für das Wohl Anderer. Wenn ich nicht wie er einem klösterlichen Beruf mich zuneige, so ist es, weil ich durch den heiligsten Lebenswandel die Sünde nicht gesühnt glaubte, meinen Eltern mich ebenfalls zu entziehen, wie er, dem Leben nämlich, das sie mir in der Welt bereiten wollen. Nun aber bietet sich Gelegenheit, Alles zu vereinigen."

Sie zögerte einige Secunden, dann fuhr sie ruhig fort:

„Sie sagen, daß Sie von Ihrem Unglück, ob es nun Wahn oder Wahrheit sei, in dem Augenblicke befreit wären, in welchem Herr von Kurbel Sie verließe, und daß er Sie für immer verließe, wenn ich Ihnen meine Hand reichte. Ich verstehe den Zusammenhang nicht, aber Sie verbürgen mit Ihrer Ehre als Edelmann und Officier die Wahrheit dieser Umstände?"

Er nickte betheuernd, aus Spannung nicht ein Wort sprechend.

„Gut denn! So bietet sich mir ein Schicksal, um geistlich und weltlich zugleich zu sein, mein Leben dem Wohl eines Andern zu opfern und doch der Bestimmung, die mir zugedacht ist, nicht abtrünnig zu werden. Ich glaube, daß selbst Pater Ambrosius, der katholische Priester, der eigentliche Lehrer meines Bruders, mit meinem Entschluß einverstanden wäre."

Victor wagte es noch nicht, diese Worte nach seinen Wünschen zu deuten; er sah ihr gespannt in's Gesicht.

Sie schlug die Augen nieder, aber sie überwand bald ihre Befangenheit und sagte bewegungslos und trocken: „Werben Sie um mich bei meinem Vater, Herr Graf! Ich habe mir es anders gedacht, doch davon nichts mehr! Ich will das Opfer bringen. Ob meine Eltern einwilligen werden — ich weiß es nicht. Wenn wir uns liebten, so würde ich jeden Widerstand zu besiegen wissen. Sie werden einsehen, Herr Graf, daß ich nun nichts weiter thun kann, als die Zustimmung der Meinen ruhig abwarten."

In diesem Augenblicke ließ sich das Nahen einer Person vernehmen, welche die Büsche theilte, und gleich darauf wurde Spiridion sichtbar.

„Ich habe nicht gelauscht", sagte er zu seiner Schwester, „aber ich habe unwillkürlich vernommen, was Du sagtest. Es ist der deutliche Fingerzeig Gottes. Denn ich bin gekommen, um Hilfe bei Dir zu suchen. Man will mich nach Petersburg bringen. Der Vater spricht soeben darüber mit Herrn von Kurbel, der sich erboten hat, mich dahin zu begleiten. Wenn Du den Grafen von Ardenner heirathest, Anastasia, so mußt Du zur katholischen Religion übertreten.

Dann kann man auch mir den Uebertritt nicht mehr verweigern. Ich segne Euern Bund."

Victor ließ sich auf ein Knie nieder, streckte die Hand aus, als ob er die Anastasia's ergreifen wollte, unterließ dies aber, legte die Hand auf seine Brust und sagte:

„Mein Fräulein! Sie geben mich der Welt zurück, die ich liebe. Mein Leben wird fortan die Bemühung sein, Ihnen grenzenlose Dankbarkeit zu zeigen."

Anastasia wendete sich mit einer gleichgiltigen, fast verächtlichen Geberde ab und legte ihren Arm in den ihres Bruders, um das Bosquet zu verlassen. Der Graf folgte einen Schritt hinter ihnen. Sein Gang war fest, seine Haltung stramm; er schien eine schon abgelegte Jugend von Neuem gewonnen zu haben. So kehrten sie in das Haus zurück.

Viertes Capitel.

Im Commandantur-Gebäude machte die Auffahrt Djuro's einige Sensation. Der alte Montenegriner liebte den Prunk in den seltenen Fällen, in denen er sich noch öffentlich zeigte, und namentlich in der Stadt Cattaro, die zu den glorreichsten Siegen in der Geschichte seines Vaterlandes gehörte, schien er durch den Glanz seiner Erscheinung gleichsam beweisen zu wollen, wie viel der Bocche di Cattaro dadurch verloren gegangen war, daß man sie dem Lande der schwarzen Berge wieder entrissen hatte.

Der General war von dem Eintreffen Djuro's im voraus unterrichtet worden und empfing ihn mit allen Förmlichkeiten und Ceremonien, welche

geeignet waren, die hohe Würde des Besuches und die Ehre auszudrücken, die dem General dadurch erwiesen wurde. Man war in Folge solcher Umstände geneigt, auf ein wichtiges politisches Ereigniß zu schließen. Leute sammelten sich vor dem Gebäude.

Die Unterredung der beiden Männer betraf jedoch nur eine Angelegenheit von persönlichem Interesse. Graf Victor von Ardenner hatte bei Djuro um die Hand Anastasia's angehalten und die Werbung war mit einem vornehmen, kalten Schweigen aufgenommen worden, welches zuletzt nur der Bemerkung wich, daß der „geehrte Antrag" einer reiflichen Erwägung bedürftig sei. Von der Entscheidung, sobald eine solche getroffen sein würde, sollte der Graf unverzüglich unterrichtet werden.

Im Grunde seiner Seele war Djuro einer solchen Verbindung außerordentlich abgeneigt. Er sah darin eine unglückliche Folge, daß er sich hatte verleiten lassen, auf österreichischem Boden zu bleiben, um seinen Kindern eine civilisirtere Erziehung zu geben, als sie auf bequeme

Weise innerhalb der Grenzen seines Landes zu erlangen war. Schon bei seinem Sohne war ihm dies übelbekommen. Unter dem Einfluß seiner Landesgenossen, der kriegerischen Jugend Montenegros, hätte der Jüngling niemals die Richtung auf den geistlichen Stand genommen. Und nun sollte ihm auch die Tochter ganz entfremdet werden.

Darinka indessen, von der die Idee, mit den Kindern in Cattaro zu bleiben, zuerst ausgegangen war, nahm die Nachricht von der Werbung des Grafen, die ihr der Gatte sogleich mittheilte, keineswegs mit Bestürzung auf. Lebhaft und ehrgeizig, hatte sie oft bedauert, daß sie für sich selbst von der glänzenden und beweglichen Welt in den europäischen Großstädten ausgeschlossen geblieben war, und wenn sie beklagte, daß ihr Sohn die militärische Laufbahn verabscheute, so war es nicht, weil er sich dadurch seiner Heimat entfremdete, sondern weil sie ihn gerne in der angenehmen Carrière des Officiers von hohem Adel und reichen Mitteln gesehen hätte. Warum sollte, was ihr selbst versagt gewesen und was ihr Sohn abwies, das Glück in der Gesellschaft,

von ihrer Tochter nicht doppelt und dreifach genossen werden?

Darinka war immer das echte, montenegrinische Weib gewesen. Dieses aber zeichnete sich stets durch die äußerste Demuth und Unterwürfigkeit gegen den Gatten aus. In den niedern Ständen ist es geradezu seine Sclavin. Es gehört zu den Geheimnissen der Frauen, wie Darinka es dennoch anfing, daß ihr Gemal, der niemals vor dem Feinde gezittert hatte, ein Beben empfand, wenn er jemals gegen ihre Willensmeinung einen ernsten Widerspruch erheben sollte. Daß auch seine Tochter gefragt werden müßte, konnte dem echten Montenegriner nicht im Entferntesten in den Sinn kommen. Als aber Darinka seine Mittheilung von der Werbung des Grafen ohne Mißbilligung, ja mit dem ihm so wohlbekannten zufriedenen Lächeln aufnahm, wobei sie ihre weißen Zähne zeigte, während das conventionelle Lächeln, das sie sich in den Kreisen der ihr neuen Geselligkeit hatte aneignen müssen, ihr niemals den Mund öffnete, da zog Djuro seine dichten Brauen sehr finster zusammen und sagte, daß er es sich eine lange Zeit werde über-

legen müssen. Dies hieß so viel, als daß die Vorschläge zu weiterem Handeln von Darinka auszugehen hätten.

Sie suchte sogleich ihre Tochter auf. Anastasia heuchelte weder Ueberraschung noch jungfräuliche Befangenheit. Sie sagte, daß es die Pflicht einer gehorsamen Tochter sei, sich in allen Stücken dem Willen ihrer Eltern zu fügen. Darinka schüttelte den Kopf. Wenn sie jemals bedauert hatte, ihren Kindern eine moderne Erziehung gegeben zu haben, so war es wegen der früherwachten Selbstständigkeit des Willens gewesen, die Anastasia stets entschiedener noch als Spiridion an den Tag gelegt hatte. Und jetzt sollte sie gerade bei der für sie wichtigsten Lebenswendung sich wirklich einer so passiven Fügsamkeit befleißigen?

„Es ist noch gar nicht der bestimmte Wille des Vaters, die Werbung des Grafen gutzuheißen," sagte Darinka, „Du weißt, daß er Dich am liebsten einem der Edlen unseres Landes geben würde."

„Damit ich wieder Jatagan und Handschar

in Acht nehmen und den Küchendienst verrichten lernte," erwiederte Anastasia spöttisch.

„Gleichviel! Es braucht also nur eines Wortes von Dir, wenn Du den Grafen nicht liebst —"

„Das habe ich nicht gesagt," unterbrach Anastasia die Mutter.

„Du denkst also, mit ihm glücklich zu werden?"

„Das weiß ich nicht: wer kann sein Glück vordus bestimmen?"

„Aber er liebt Dich!"

„Hat er dies gesagt?" fragte Anastasia etwas lebhafter.

„Er wirbt ja um Dich, das ist doch wohl genug?"

„Ja, es ist genug," sprach Anastasia langsam „und ich schwöre, daß ich den Willen habe, ihm an den Altar zu folgen."

Darinka war noch immer nicht ganz befriedigt. Das waren nicht Ton und Wesen eines liebenden und beglückten Mädchens.

„Ich glaube, Du bist ihm schon so nahe gekommen, Anastasia, daß etwas von seiner Traurigkeit auf Dich überging. Und dieses ver-

borgene Unglück muß uns ja eigentlich ganz von ihm abschrecken."

„Damit ist es vorüber!" rief das Mädchen mit dem Ausdruck aufrichtiger Freude; „seit er entschlossen war, meine Hand zu verlangen, ist seine Melancholie wie durch Zauberei verschwunden. Er war schon die letzten Male, als er hier war, ein ganz veränderter Mensch."

„Ich habe nicht Acht gegeben," sagte Darinka, „ich will ihn auch erst beobachten, bevor entschieden wird."

„Das wäre schwer," erwiederte Anastasia lächelnd, „er wird jetzt nicht wieder kommen, bevor er eine günstige Antwort hat. In diesem Punkt aber ist kein Zweifel. Die Hoffnung schon, meine Hand zu erlangen, hat ihn wie der Stab einer guten Fee berührt."

„Nun denn!" rief Darinka fast enthusiastisch, „wenn Du so viele Gewalt über ihn hast, dann ist ja kein Zweifel, daß er Dich liebt und daß Du glücklich sein wirst. Ich will es dem Vater berichten."

Auf dem Wege zu ihrem Manne aber fiel Darinka ein, daß von den materiellen Verhält-

nissen des Grafen noch gar nicht gesprochen worden war. Vielleicht war er arm, hatte Schulden und wollte eine reiche Heirat machen. Dies wäre an sich kein Unglück gewesen, wenn der Plan die Neigung zu Anastasia als untergeordnetes Motiv begleitet hätte; sollte aber diese Aussicht das Hauptmotiv bilden, dachte Darinka, dann konnte freilich von der ganzen Sache nicht mehr die Rede sein.

In Folge dieser Erwägungen bestimmte Darinka ihren Gemal, sich am nächsten Tage beim General zum Besuche anmelden zu lassen.

Die Unterredung war bald eingeleitet, da der General geahnt hatte, um was es sich handeln werde und den Nachforschungen entgegenkam. Er versicherte, daß der Name des Grafen einer der glänzendsten in der niederösterreichischen Aristokratie sei und in den eleganten und fröhlichen Kreisen der Wiener vornehmen Gesellschaft einer Gräfin von Ardenner von echtem Blaublut, von fürstlicher Abkunft, eine glorreiche Existenz bevorstehe.

Djuro, nicht fähig, sich complicirt auszu-

drücken, besonders in fremder Sprache, fragte einfach:

„Schulden?"

Darüber hatte der General, wie er sagte, den jungen Mann bereits in's Gebet genommen.

„Er hat nicht viel, vom Hause aus nichts; was er vom Onkel geerbt hat, ist, wie sich jetzt herausstellt, zur Noth hinreichend. Aber darauf kömmt es Ihnen nicht an. Wechselschulden hat er nicht, darüber habe ich seine parole d'honneur. Er mag kleine Ehrenworts-Schulden haben, die gleicht er aus der Erbschaft leicht aus. Ich bin passionirt für die Partie, ich gestehe es, weil ich mich überzeugt habe, daß schon die Aussicht darauf Wunder gewirkt hat auf den jungen Menschen."

Das gab Djuro Veranlassung nach dem Grund der Hypochondrie zu fragen, die so lange alle Freunde des Grafen beunruhigte.

„Wahrscheinlich Liebeskummer!" erwiederte der General, „irgend eine Rosalinde, die der Julia vorhergegangen."

Djuro war sehr erstaunt.

„Meine Tochter ist Anastasia getauft."

„Ein altes englisches Theaterstück", fiel der General ein, „das ich einmal in Wien gesehen habe. Der Liebhaber wird durch die Zweite vom Kummer über die Erste geheilt. Das ist unser Fall, also können wir ganz ruhig sein. Nicht wahr?"

Djuro nickte zufriedengestellt, was nur in einigem Widerspruch mit den begleitenden Worten stand, deren verborgenen Sinn Niemand als er selbst kannte:

„Das werde ich mir noch lange Zeit überlegen müssen."

„Noch ein Punkt ist!" sagte der General, „es stünde zwar kein absolutes Hinderniß im Wege, daß die Prinzessin bei der griechisch-orthodoxen Kirche verbliebe, ich rathe Ihnen aber, sie zur Religion ihres künftigen Gatten übertreten zu lassen. Der katholische Glaube sichert ihr erst offene Arme bei den tonangebenden Damen in Wien."

Djuro überlief es ein wenig. Das confessionelle Moment stand auf das Innigste mit seinen patriotischen Traditionen in Verbindung. Indessen war es gerade in diesen begründet, daß

eine Tochter überhaupt ein untergeordneter Gegenstand, welcher füglich nicht Anlaß zu einem Conflict in dieser Beziehung sein konnte. Er stand daher mit viel versprechendem Kopfnicken auf, indem er versicherte, daß er sich auch diesen Punkt lange werde überlegen müssen.

„Nur nicht länger", rief der General, „als bis der Abschied des Grafen vom Militär da ist, was ich jetzt selber betreibe."

Mit denselben Förmlichkeiten, mit denen Djuro empfangen worden, wurde er auch beim Weggehen begleitet. Der General gab ihm das Geleite bis an die Schwelle des zweiten Vorsaals; im ersten, der voll von Officieren war, hatte Djuro im Vorübergehen dem Ober-Lieutenant v. Kurbel vertraulich zugenickt. Diener eilten voraus, andere folgten. Unten wurde durch das umstehende Volk hiedurch rasch die Bahn zum Wagen frei gemacht, die Djuro, Adjutanten des Generals an der Seite, würdevoll beschritt. Als er bereits eingestiegen war, bemerkte er unter den Neugierigen Milo. In dem alten Montenegriner stand neben dem Stolz auf prunkvolle äußere Repräsentation unmittelbar die Güte des einfachen

Naturmenschen. Er beschied mit einem Wink Milo an den Wagen heran.

„Es freut mich, den Retter meines Sohnes zu sehen", sagte er; „Eurem Herrn, um den Ihr so sehr besorgt wart, geht es besser. Es wird ihm vielleicht bald ganz gut gehen."

Damit blickte Djuro wieder nach einer andern Seite, worauf der Leibdiener den Schlag zuklappte, hinten aufsprang und die alterthümliche, aber prächtige Carosse sich in Bewegung setzte.

Die Umstehenden blickten mit staunender Bewunderung auf Milo, dem so große Ehre widerfahren war, dieser aber schritt, als ob er von dem Aufsehen, das er erregte, nicht das Geringste bemerkte, mit gewohnter Behäbigkeit über den Platz und schlug eine Seitengasse ein. Bald hörte er hinter sich einen rasselnden Officiersschritt. Er blickte zurück und wurde von Kurbel angerufen.

„Was hat der montenegrinische Fürst mit Dir gesprochen?" fragte dieser.

„Er hat nicht gesprochen, er hat blos gemurmelt", entgegnete Milo, entschlossen, nicht eine Silbe zu verrathen.

„Was hat er gemurmelt?“

„Was eben so ein großer Herr mit einem einfältigen Diener murmeln kann“, antwortete Milo ernst und gemessen.

Kurbel lachte.

„Du schweigst, also geht es Deinen Herrn an und ich will nicht weiter fragen. Ich bin Dir nachgegangen, weil ich Dich heute ohnehin wollte holen lassen. Ein Major, ein guter Freund von mir, der in Triest liegt, war neulich bei mir. Du weißt, das ist nicht weit von hier. Er ist ein Engländer und hat aus London Pistolen bekommen, die eine neue Erfindung sind. Man hat zwei Kugeln zugleich darin, aber die Ladung muß ganz anders gegeben werden. Die Erfindung soll eine ungeheure Zukunft haben, wenn sie erst für Gewehre, also für die Armee brauchbar sein wird. Jetzt ist das Ding noch plump und ungeschickt, der Major glaubte schon ein Lauf wäre ihm gesprungen, aber zum Glück ist er nur beschädigt. Wenige wissen zu schießen wie Du und Keiner wie Du mit Schießzeug umzugehen, Du sollst mir die Pistolen durchprobiren, dann will ich sie einmal dem Major hinüber

bringen. Komm' gleich mit mir, ich habe einen Schießplatz hinter dem Hause."

Dies war für Milo im höchsten Grade interessant und in Gegenwart des aufmerksam zuschauenden Oberlieutenants probirte und schoß er über eine Stunde, dann wußte er die 'Construction und den Gebrauch der Waffen auf das Genaueste zu erklären, so daß Kurbel, sonst nicht leicht aus seiner reservirten Haltung herauszureißen, wie begeistert war. Er sagte eifrig:

„Du siehst, wenn man in ein Handgemenge geräth und der Gegner glaubt, man hätte sich schon verschossen und müsse von neuem laden, so kann man ihm unerwartet mit einer neuen Kugel aufwarten. Schade, daß der Kolben so groß ist, man kann ihn nicht einstecken und muß das ganze Zeug in der Hand tragen."

Milo ging nach Hause, sehr nachdenklich gestimmt. Er wußte nicht, weshalb ihn diese noch unbekannten Waffen im Besitze Kurbel's beunruhigten. Er beschloß das weitere Nachdenken darüber auf die Zeit des Tschibuks zu verlegen.

Uebrigens war er mit der Gestaltung der Dinge sehr zufrieden. Er wußte zwar nichts

von dem Heimatsplan des Grafen, allein er sah ihn unverkennbar frisch aufleben, seit er die Montenegriner besuchte. Milo fürchtete nur den zu frühen Abbruch dieses Einflusses durch die Uebersiedelung nach Wien, besonders da die Augenblicke, in welchen sein Herr mit Kurbel verkehrte oder von ihm sprach, die einzigen waren, die an die frühere Düsterkeit erinnerten, der Oberlieutenant aber, nach der Aussage des Grafen, diesen ferner begleiten sollte.

Wie war ihm aber, als er einige Tage später beauftragt würde, den Grafen nach dem Landgut an der Seebucht zu begleiten und als er dort Zeuge der ihm gänzlich unvermutheten Verlobung seines Herrn mit Anastasia wurde! Diese hatte darauf bestanden, daß der wackere Serbe, dem die Familie so große Dankbarkeit schuldete, an der Ceremonie theilnehmen und als Gast dem Verlobungsmahl beiwohnen mußte. Er verlor anscheinend seinen Gleichmuth nicht im Geringsten, nur daß er weder essen, noch trinken, noch ein Wort sprechen konnte.

Die Festlichkeit war keine fröhliche, ohne daß von den Theilnehmenden eine bestimmte Ursache

dafür anzugeben gewesen wäre. Anastasia wußte zwar, daß sie keinen ganzen, vollen Liebesbund schloß, allein mit dem Gedanken, ihr Leben einem wenn auch nicht liebenden, doch im Innersten geliebten Manne zum Opfer zu bringen, hatte sie sich schon vertraut gemacht; er konnte sie nicht grade in diesem Augenblicke besonders drücken, nachdem sie ihn noch an demselben Tage, in der Stunde der Verlobung muthiger getragen hatte. Victor, der ihr durch die äußerste Delicatesse und Zartheit und durch unverfälschten Frohmuth noch unmittelbar vor der Verlobung diese erleichtert hatte, war auch gerade jetzt verstimmt So schien es denn, daß nur die unvermeidliche Gegenwart Franz v. Kurbel's schwer auf Allen lastete.

Er allein war laut und fast lärmend, er sprach mit Jedem und für Jeden und trank sehr viel. Dadurch kam zuletzt auch Milo aus seinem Entzücken heraus und wurde aufmerksam auf die Vorgänge. Er bemerkte einmal, daß während gerade Alles, selbst Kurbel, still und ernsthaft war, Anastasia aus ihrem wunderschönen dunklen Auge einen Strahl des Zornes oder Hasses auf

den Oberlieutenant schoß, der diesen vernichtenden Blick aushielt und laut lachte. Milo war froh, als man sich von der Tafel erhob. Er ging in den Park und lauerte auf einen Augenblick, Spiridion zu sprechen. Ihn frug er, was er seinen Herrn zu fragen nicht gewagt hätte, ob der Oberlieutenant mit nach Wien kommen werde. Spiridion beruhigte ihn hierüber, er wußte von seiner Schwester, daß Kurbel bestimmt war, unmittelbar nach der Vermälung aus dem Gesichtskreis der ganzen Familie und wahrscheinlich aus dem ganzen Lande zu verschwinden.

„Einstweilen gilt es wachen," sagte Milo nur zur Hälfte beruhigt zu sich selbst; „es sind noch Monate bis zur Hochzeit."

Die Gäste kehrten bei sinkendem Abend nach der Stadt zurück. Beim Entkleiden des Grafen fragte Milo, ob sein Herr den Major aus Triest kenne, der ein guter Freund des Oberlieutenants von Kurbel sein soll.

Der Graf legte sich zu Bette und sagte:

„Ein Major in Triest gehört nicht zu den Bekannten Kurbel's."

„Haben der Herr Graf die neuerfundenen Pistolen aus England gesehen, mit doppelter Ladung?"

„Davon weiß ich gar nichts. Lösche das Licht!" erwiederte Victor und drehte sich schläfrig zur Wand.

Milo starrte noch lange in seinen blauen Rauch. Die Unkenntniß seines Herrn hinsichtlich der Schießversuche des Russen hatte etwas Auffallendes. Zwar konnte derselbe in dem Augenblicke, als er Milo zu Rathe zog, nichts gegen seinen Herrn geplant haben, sonst würde der Oberlieutenant nicht Milo in die Uebungen eingeweiht haben. Was konnte aber nicht seitdem in der wüsten Seele Kurbel's aufgetaucht sein? Der Serbe nahm sich von neuem vor, sorgsam zu wachen.

Victor hatte endlich seinen heißersehnten Abschied vom Militär erhalten und mit ihm zugleich Franz, der nun im Hause der Montenegriner mittheilte, daß er nur an der Hochzeit noch theilnehmen wolle, um dann sogleich in sein Vaterland zurückzukehren. Die Vorbereitung zur Vermälung wurde getroffen und dazu gehörte

vor Allem die Convertirung Anastasia's. Sie war durch den Verkehr mit ihrem Bruder längst dazu geneigt gemacht worden, und als die Eltern ihre Einwilligung zum Uebertritt gegeben hatten, damit die junge Gräfin in der neuen Heimat geebnete Bahnen vorfinde, trat Pater Ambrosius in den Vordergrund des Familienlebens. Er war Caplan und Religionslehrer der Militärschule und hatte Spiridion seit Jahren mit dem Eifer eines fanatischen Frommen und eines Proselytenmachers umsponnen. Anastasia zu unterrichten und auf die neue Taufe vorzubereiten, ließ er nicht sein einziges Geschäft sein, er behielt die Aufgabe im Auge, in Uebereinstimmung mit den Neigungen Spiridion's diesen zugleich mit der Schwester dem Trost der allein seligmachenden Kirche zuzuführen. Bald hatte er bemerkt, daß Djuro allen religiösen Angelegenheiten von blos principiellem Interesse totale Unempfänglichkeit und Gleichgiltigkeit entgegensetzte und daß Darinka's Gemüth allein die Stelle war, auf welche mit Erfolg gewirkt werden konnte. Allein auch diese Stelle war nicht Dogmen, sondern nur unmittelbar aus dem Leben geschöpften Gründen zu-

gänglich und auf diesem Wege überzeugte er die Mutter bald, daß es dem Sohn nur zum Unglück gereichte, wenn er während seiner Unmündigkeit in einer Confession festgehalten würde, die er nicht liebte, und daß sie dann den Mündigen doch nicht hindern könnte, seine Wahl zu treffen. Andererseits erlaube auch die Kirche einem Fürstensohn einen gewissen Ehrgeiz, welcher um so sicherer befriedigt werden könne, je früher der Auserkorene sich auf der Bahn zu dieser Befriedigung befände.

Es war ein feierlicher Augenblick, als Djuro und Darinka zu dem Entschlusse kamen, dem Drängen des Paters hinsichtlich ihres Sohnes nachzugeben. Djuro hatte zum erstenmale in Gegenwart seiner Frau geweint und dieser Anblick die Gattin im Tiefsten erschüttert. Da sie in seiner Klage den leisen Vorwurf nicht überhören konnte, daß sie es gewesen, deren Meinung und Ueberredung dahingeführt, den Kindern eine Erziehung zu geben, die sie ihrem Vaterland und ihrem Glauben entfremdete, so leistete Darinka einen feierlichen Schwur, daß das jüngste Kind Zorka gänzlich in den Sitten und Ueber-

lieferungen der Heimat bleiben und auf montenegrinischem Boden heranwachsen sollte. Djuro wurde durch dieses Gelöbniß ein wenig aufgerichtet. Das Ehepaar kam überein, unmittelbar nach der Hochzeit Anastasia's Cattaro zu verlassen und mit dem jüngsten Kinde auf die heimische Erde zurückzukehren. Alle Besitzthümer in der Stadt sollten veräußert werden auch das Landgut an der Seebucht.

Dieses war einstweilen dazu bestimmt, dem jungen Paar für die erste Zeit der Flitterwochen eingeräumt zu werden. Man war auch bereits der Vorbereitungen zur Hochzeit wegen nach der Stadt gegangen, Milo aber beschäftigte sich täglich damit, das wieder leer gewordene Landhaus in allen Richtungen zu durchforschen, ob für Reit- und Waffenübungen im Freien und für die kleinen Liebhabereien seines Herrn in den Zimmern die richtigen Plätze vorhanden seien, so daß er eine gründliche Kenntniß des Parks und der Wohnräume erlangte.

Victor war im Ganzen heiter, sprach viel vom künftigen Aufenthalt in Wien und hatte die sinnreichsten Aufmerksamkeiten für seine Braut,

obgleich auch die vertrauteste Umgebung ihn niemals zärtlich mit ihr werden sah. Er erkundigte sich bei ihrer alten Amme, Fati, die auch später niemals von Anastasia's Seite gewichen war, nach allen Gewohnheiten, Lieblingsgegenständen und kleinen Neigungen des Mädchens wodurch er das Herz der alten Frau im Fluge gewann.

Als die Ehepacten für den Notar vorbereitet wurden, erklärte sich Victor mit der Bestimmung einverstanden, daß Anastasia bis zum Tode beider Eltern nur die Rente der ihr zugeschriebenen, in Montenegro gelegenen Besitzthümer erhalten sollte.

„Ich habe voraus gewußt, daß sich das nicht anders verhält", war seine leicht hingeworfene Aeußerung.

Darinka bat er um eine, wie er sagte, höchst wichtige Unterredung. Es handelte sich um die Anordnung des Hochzeitstages. Er wollte sich in alle Sitten und Gebräuche, die aus Montenegro herüber genommen werden sollten, gerne fügen, wie lästig und lärmend sie auch wären,

nur eine Schaustellung der Neuvermählten bei Festmahl und Tanz wollte er in keiner Weise dulden. Man war am Ende des Monats August, die Trauung sollte bei Sonnenuntergang stattfinden und Anastasia sollte unmittelbar darauf noch in der Sacristei die nöthigen Kleider zur Fahrt umwerfen und sich durch eine Hinterthüre der Kirche mit ihm zum Wagen begeben, der dicht geschlossen sein werde. Ebenso dürfte im Landhause selbst absolut Niemand vorhanden sein; er erklärte, bei solchen Gelegenheiten jeden fremden Blick, der auf die Neuvermälte fällt, zu verabscheuen; er wollte höchstens Fati gestatten, die Ankommenden dort zu erwarten, um ihnen ein kleines Mahl bereit zu halten und Anastasia zur Hand zu sein, während er selbst dort sogar auf seinen treuen Diener Milo verzichten wollte. Das Haus müßte absolut leer gehalten werden, sowohl von Verwandten als von Dienern. Darinka machte ihm Einwendungen, soweit es die Festlichkeiten in der Stadt selbst betraf. Er machte in dieser Beziehung nach und nach Zugeständnisse, verstand sich endlich auf vieles Bitten sogar dazu, mit Anastasia beim Hochzeitsmahl bleiben zu

wollen. Dies Alles jedoch nur um den Preis des feierlichen Gelöbnisses, daß für die absolute Einsamkeit des Landhauses gesorgt bleiben, sogar Gärtner und Parkaufseher fortgeschickt werden und Niemand als Fati anwesend sein sollte.

„Nun will ich mir es auch nach eigenem Geschmack draußen einrichten", sagte Victor, indem er Darinka die Hand küßte.

Milo befand sich am nächsten Tage darauf gerade im Park in Verhandlung mit dem Inspector über Freimachung eines Platzes, als der Graf, wie meistens noch immer von Kurbel begleitet, angeritten kam. Victor verfügte sich mit ihm und Milo nach einem kleinen Anbau des Schlößchens, der eine Ecke bildete. Hier hatte man einen Corridor und drei Zimmer. Der Graf gab Milo Weisungen, wie diese drei Zimmer einzurichten seien und knüpfte daran den Befehl, alle andern Wohnräume des ganzen Gebäudes mit Ausnahme eines kleinen, im Parterre gelegenen Zimmerchens sorgfältig zu verschließen und ihm den ganzen Schlüsselbund am Tage vor der Hochzeit nach der Stadt zu bringen. Victor

besuchte auch jenes Zimmerchen, dessen einziges Fenster vergittert war. Er prüfte das Thürschloß und rüttelte am Gitter.

„Dies Salonchen", sagte er, „hat von innen einen Riegel und braucht keinen Schlüssel."

Er steckte diesen zu sich.

„Und sonst, Milo", sprach der Graf, als er und Kurbel wieder zu Pferde saßen, „brauchst Du Dich mit einem Aufenthalt nicht weiter zu plagen, wir werden nur sehr kurze Zeit verweilen."

Der Hochzeitstag erschien. Zahlreiche männliche und weibliche Jugend war dazu aus Cettinje und aus montenegrinischen Dorfschaften gekommen. Bei dem Umstand jedoch, daß der Uebertritt der Braut und ihres Bruders zur katholischen Kirche vorhergegangen war, blieb die Betheiligung der Landesgenossen eine sehr stille. Nur die Knaben und Jünglinge ließen es sich nicht nehmen, laut zu werden, aber keineswegs mit jubelndem Munde, sondern nur mit knallenden Flinten. Es wurde ununterbrochen geschossen.

Das Festmahl war vorüber, es hatte, wie aus erwähntem Grunde der ganze Tag eine gedrückte Stimmung gezeigt. Rasch nahm Anastasia von ihren Angehörigen Abschied, die schon am nächsten Tage in die Heimat zurückzukehren gedachten, nur Spiridion sollte in der Stadt warten, bis er von den Neuvermälten zur Reise nach Wien abgeholt würde.

In der Dämmerstunde bei grauumzogenem Himmel stieg das junge Paar in den Wagen. Eine kalte Brise wehte von der See her. Anastasia saß dicht eingehüllt in einer Ecke, und Victor, der einen leichten Mantel und ein Kästchen auf den Knieen hatte, in der andern Ecke. Es blieb noch leerer Raum zwischen ihnen.

Anastasia fragte, was in dem Kästchen sich befinde.

„Pistolen", erwiederte er, „wir sind auf dem Gute so ganz allein mit Fati."

Die waffengewöhnte Montenegrinerin fand darin nichts Unheimliches.

„Freust Du Dich recht auf Wien", sagte er, „so bleiben wir nur zwei Tage an der See."

„Ich freue mich auf das Reisen", entgegnete sie heiter, „aber jetzt bin ich schrecklich müde."

Unter heiterem Geplauder, aber ohne den leeren Raum zwischen ihnen zu verringern, sahen sie sich bald am Ziele.

Fünftes Capitel.

Der Wagen hielt an einem kleinen Schloß-pförtchen und sobald ihn das Paar verlassen hatte, wendete er um und fuhr rasch davon. Die Nacht war mittlerweile zu dichter Finsterniß geworden. Fati kam mit einer Leuchte entgegen. Während von ihr geleitet Anastasia über den Hof zur Seitentreppe schritt, schloß Victor das Schloßpförtchen ab und steckte den Schlüssel zu sich. Dann folgte er den Frauen.

Aus dem Corridor traten sie in das erste Zimmer, wo eine Lampe auf dem Tische brannte, der einige Erfrischungen trug. Die Thüren zu den andern beiden Zimmern standen offen. Der Salon nebenan war hellerleuchtet und im dritten Zimmer, dem Schlafraum, brannte das gedämpfte Licht einer Nachtlampe.

Anastasia sagte, nachdem ihr Fati den Mantel abgenommen hatte:

„Ich wußte gar nicht, daß ich den ganzen Tag nichts genommen habe; das Diner war traurig. Jetzt habe ich Hunger, aber noch mehr Schlaf.“

Sie ließ sich mit Victor am Tische nieder, genoß ein wenig Speise und nippte vom Wein. Bald erhob sie sich und Victor mit ihr. Sie reichte ihm zum Gutenachtgruß die Fingerspitzen, die er drückte. Dann folgte sie Fati in das Schlafgemach, dessen Thüre sich hinter ihr schloß. Victor setzte sich wieder an den Tisch und goß von neuem sein Glas voll. Er trank tropfenweise, in kleinen Absätzen und brütete inzwischen vor sich hin.

Nach etwa einer halben Stunde kam Fati mit der Nachtlampe in der Hand aus dem Schlafzimmer.

„Ich dachte, das Licht selbst zu löschen“, sagte Victor zur Kammerfrau, als diese den Salon durchschritten hatte und bei ihm im ersten Zimmer war; „sie ist noch wach?“

Fünftes Capitel.

Der Wagen hielt an einem kleinen Schloßpförtchen und sobald ihn das Paar verlassen hatte, wendete er um und fuhr rasch davon. Die Nacht war mittlerweile zu dichter Finsterniß geworden. Fati kam mit einer Leuchte entgegen. Während von ihr geleitet Anastasia über den Hof zur Seitentreppe schritt, schloß Victor das Schloßpförtchen ab und steckte den Schlüssel zu sich. Dann folgte er den Frauen.

Aus dem Corridor traten sie in das erste Zimmer, wo eine Lampe auf dem Tische brannte, der einige Erfrischungen trug. Die Thüren zu den andern beiden Zimmern standen offen. Der Salon nebenan war hellerleuchtet und im dritten Zimmer, dem Schlafraum, brannte das gedämpfte Licht einer Nachtlampe.

Anastasia sagte, nachdem ihr Fati den Mantel abgenommen hatte:

„Ich wußte gar nicht, daß ich den ganzen Tag nichts genommen habe; das Diner war traurig. Jetzt habe ich Hunger, aber noch mehr Schlaf.“

Sie ließ sich mit Victor am Tische nieder, genoß ein wenig Speise und nippte vom Wein. Bald erhob sie sich und Victor mit ihr. Sie reichte ihm zum Gutenachtgruß die Fingerspitzen, die er drückte. Dann folgte sie Fati in das Schlafgemach, dessen Thüre sich hinter ihr schloß. Victor setzte sich wieder an den Tisch und goß von neuem sein Glas voll. Er trank tropfenweise, in kleinen Absätzen und brütete inzwischen vor sich hin.

Nach etwa einer halben Stunde kam Fati mit der Nachtlampe in der Hand aus dem Schlafzimmer.

„Ich dachte, das Licht selbst zu löschen“, sagte Victor zur Kammerfrau, als diese den Salon durchschritten hatte und bei ihm im ersten Zimmer war; „sie ist noch wach?“

„Ich mußte bei ihr bleiben bis sie fest eingeschlafen war", erwiederte Fati; „sie ist nicht gewohnt, bei Licht einzuschlafen. Als Kind fürchtete sie sich vor Gespenstern, dann kroch sie unter die Decke und wollte nicht, daß ein Lichtstrahl durch das geschlossene Auge dringe."

„Es ist also ganz finster im Schlafzimmer?"

„Pechschwarz."

„Und sie schläft wirklich ganz ruhig?"

„Sie ist so müde. Der Abschied von den Eltern hat sie so erschöpft. Sie sagte mir, daß sie rasch von ihnen gegangen, nachdem sie früher den Abschied viele Tage durchgeweint hat. Sie bedarf der Ruhe. Und das Haus ist ihr so vertraut, sie hat das Glück, nicht wie andere junge Frauen zum erstenmale an einem ganz fremden Orte schlafen zu müssen."

„Sie scheint nichts davon zu wissen, daß ich zu ihr kommen werde?"

„Sie ist so unschuldig. Sie weiß wohl, daß ihr Gatte neben ihr ruhen muß; sie sah das aufgeschlagene Lager, aber —"

„Sie wird nicht allzusehr erschrecken, keine Scene machen, wenn sie geweckt wird?"

Fati sagte etwas verlegen und befremdet:

„Sie liebt ihren Gatten, glaube ich; sie wird sich fügen.“

„Es ist gut. Geben Sie Acht auf Feuer und auf Licht, Fati.“

„Ich lösche die Lampe auch sogleich, wenn ich liege“, sagte diese und ging mit einem Gutenachtgruß zur Thür hinaus, die Treppe hinab in ihre Kammer.

Nach einer geraumen Weile ging auch Victor die Treppe hinab und sperrte das Zimmer Fati's leise von außen zu, so daß sie es nicht hätte verlassen können. Dann öffnete er die kleine Schloßpforte. Ein Mann, der draußen gewartet hatte, trat schweigend ein. Nachdem Victor das Pförtchen wieder sorgsam geschlossen hatte, gingen Beide die Treppe hinauf. Im ersten Zimmer stellte Victor das Pistolenkästchen geöffnet auf den Tisch neben die Lampe, deren voller Strahl auf den Miteingetretenen fiel.

Victor sagte leise mit bebenden Lippen:

„Eine Stunde vor Sonnenaufgang. Sie wissen, Herr von Kurbel.“

„Ganz richtig, Herr Graf!“

„Ich mußte bei ihr bleiben bis sie fest eingeschlafen war“, erwiederte Fati; „sie ist nicht gewohnt, bei Licht einzuschlafen. Als Kind fürchtete sie sich vor Gespenstern, dann kroch sie unter die Decke und wollte nicht, daß ein Lichtstrahl durch das geschlossene Auge dringe.“

„Es ist also ganz finster im Schlafzimmer?“

„Pechschwarz.“

„Und sie schläft wirklich ganz ruhig?“

„Sie ist so müde. Der Abschied von den Eltern hat sie so erschöpft. Sie sagte mir, daß sie rasch von ihnen gegangen, nachdem sie früher den Abschied viele Tage durchgeweint hat. Sie bedarf der Ruhe. Und das Haus ist ihr so vertraut, sie hat das Glück, nicht wie andere junge Frauen zum erstenmale an einem ganz fremden Orte schlafen zu müssen.“

„Sie scheint nichts davon zu wissen, daß ich zu ihr kommen werde?“

„Sie ist so unschuldig. Sie weiß wohl, daß ihr Gatte neben ihr ruhen muß; sie sah das aufgeschlagene Lager, aber —“

„Sie wird nicht allzusehr erschrecken, keine Scene machen, wenn sie geweckt wird?“

Fati sagte etwas verlegen und befremdet:

„Sie liebt ihren Gatten, glaube ich; sie wird sich fügen.“

„Es ist gut. Geben Sie Acht auf Feuer und auf Licht, Fati.“

„Ich lösche die Lampe auch sogleich, wenn ich liege“, sagte diese und ging mit einem Gute-nachtgruß zur Thür hinaus, die Treppe hinab in ihre Kammer.

Nach einer geraumen Weile ging auch Victor die Treppe hinab und sperrte das Zimmer Fati's leise von außen zu, so daß sie es nicht hätte verlassen können. Dann öffnete er die kleine Schloßpforte. Ein Mann, der draußen gewartet hatte, trat schweigend ein. Nachdem Victor das Pförtchen wieder sorgsam geschlossen hatte, gingen Beide die Treppe hinauf. Im ersten Zimmer stellte Victor das Pistolenkästchen geöffnet auf den Tisch neben die Lampe, deren voller Strahl auf den Miteingetretenen fiel.

Victor sagte leise mit bebenden Lippen:

„Eine Stunde vor Sonnenaufgang. Sie wissen, Herr von Kurbel.“

„Ganz richtig, Herr Graf!“

Victor wendete sich zum Fenster und blieb dort stehen, in die Nacht hinausstarrend, bis Kurbel verschwunden war. Dann wendete er sich wieder nach dem Zimmer und horchte athemlos.

Alles blieb ruhig.

Ein heftiger Schauder schüttelte den Grafen.

„Ein Verbrechen mit einem Verbrechen vertauscht," sagte er sich, „aber es ist doch keines! Ich habe sie nie geliebt, sie nie mit Zärtlichkeit berührt. An mir ist es kein Verbrechen. Und sie — sie weiß gar nichts. Sie rettet mich, indem sie ihre Pflicht als Weib erfüllt. Und ist es nicht auch umgekehrt wahr? Erfüllt sie nicht erst eigentlich ihre Pflicht als Weib, indem sie mich rettet, auch ohne es zu wissen? Der Augenblick wird vorübergehen, in ihr keine Ahnung, um sie herum kein Verrath möglich sein. Ich büße meine That. Mit dreiundzwanzig Jahren bin ich der Gatte eines ungeliebten jungen Weibes, das ich trotz und wegen der Rettung von mir stoße und nie werde ich eine wahre Ehe schließen können. Gleichviel! Diese Buße muß ich tragen. Ein Anderes wäre es, wenn die Welt jemals

jemals einen Verdacht des Geschehenen schöpfen könnte, wenn meine Ehre als Mann und Cavalier —"

Seine Adern pochten bei dieser Vorstellung, zugleich brannte das Feuer der Scham auf seinen Wangen. „Wahnsinniger Gedanke", sagte er sich; „diese Geschichte kann keinen Schatten werfen. Das Haus ist leer und zu." Dies wiederholte er sich, als er zu seinem ungeheuren, namenlosen Entsetzen draußen auf dem Corridor die Schritte eines Mannes hörte.

Seine erste Bewegung war nach einer der Pistolen im Kästchen; bevor aber noch seine zitternde Hand sie fest ergriffen hatte, ging die Thür leise auf, wie mit Vorsicht geöffnet, und der Kopf Milo's wurde sichtbar. Der Graf nahm jetzt die Pistole in die rechte Hand, schritt vor und packte mit der Linken Milo an der Brust.

Mit unterdrückter, aber furchtbar drohender Stimme und rollenden Augen sagte der Graf:

„Wie kannst Du es wagen?"

„Kurbel", erwiederte Milo, als wäre damit Alles gesagt.

„Du weißt also, daß er hier ist“, stöhnte der Graf mehr, als er sprach, „sag' es heraus, wo er ist.“

„Im Hause ist er, das weiß ich. Im Park ist er nicht. Alle Räume des Hauses sind zu, der Schlüsselbund liegt in der Stadt. In diesem Zimmer ist er nicht, im hellen Nebensaal, den ich von hier aus übersehe, ist er auch nicht. So —“

Milo schwieg.

„So mußt Du also wissen, wo er ist,“ stammelte der Graf; „keine Lüge, die ich erfände, gäbe mir die Ueberzeugung, daß Du sie glaubst. Und weil Du weißt, was kein Mensch auf Erden wissen darf, ohne daß meine Ehre gebrandmarkt ist, so mußt Du sterben.

Milo senkte einen Augenblick das Haupt und sagte vernehmlich:

„Ich sehe es ein, Herr!“

Und leiser fügte er hinzu:

„Ich bin ein Hund.“

Der Graf untersuchte die Pistole genau, ob sie schußfertig sei. Dann reichte er sie dem Serben und sprach:

„Milo, Du warst mir ein treuer Diener, Du warst mir ein Lebensgut. Aber mit meinem Geheimniß in Deiner Seele darfst Du nicht leben, es würde mich rasend machen, so oft ich Dich sehe. Zum Abschied aber, im Gedanken an deine Treue will ich Dir das größte Vertrauen zeigen, das ein Mensch für den andern in Bereitschaft haben kann, ich gebe Dir diese Pistole und vertraue Dir, Du wirst damit fortgehen, aus dem Hause in den Wald, und Dich noch in dieser Nacht erschießen."

„So thue ich, Herr!" sagte Milo.

Er nahm die Pistole aus der Hand seines Herrn und warf dabei auf diesen einen Blick, der Aehnlichkeit haben mochte mit dem Blicke, den Milo selbst einst von seinem sterbenden Hunde empfangen hatte.

In das von Selbstsucht gefestigte Herz des Grafen drang eine tiefe Bewegung. Doch sagte er mit harter Stimme:

„Trink diesen Wein aus, bevor Du gehst. Dann sage mir erst noch: was hat Dich in Dein Unglück, was hat Dich hierher getrieben?"

Milo trank und sprach:

„Du weißt also, daß er hier ist“, stöhnte der Graf mehr, als er sprach, „sag' es heraus, wo er ist.“

„Im Hause ist er, das weiß ich. Im Park ist er nicht. Alle Räume des Hauses sind zu, der Schlüsselbund liegt in der Stadt. In diesem Zimmer ist er nicht, im hellen Nebensaal, den ich von hier aus übersehe, ist er auch nicht. So —“

Milo schwieg.

„So mußt Du also wissen, wo er ist,“ stammelte der Graf; „keine Lüge, die ich erfände gäbe mir die Ueberzeugung, daß Du sie glaub[illegible] Und weil Du weißt, was kein Mensch auf Erde[illegible] wissen darf, ohne daß meine Ehre gebrandmar[illegible] ist, so mußt Du sterben.

Milo senkte einen Augenblick das Haupt u[illegible] sagte vernehmlich:

„Ich sehe es ein, Herr!“

Und leiser fügte er hinzu:

„Ich bin ein Hund.“

Der Graf untersuchte die Pistole genau, [illegible] sie schußfertig sei. Dann reichte er sie d[illegible] Serben und sprach:

[illegible] Du [illegible]
ir ein [illegible]
[illegible] in Deiner [illegible]
e mich [illegible] machen [illegible]
zum Abschied [illegible]
[illegible] will ich Dir das größte [illegible]
was ein Mensch für den andern [illegible]
haben kann, ich gebe Dir diese Pistole
traue Dir, Du wirst damit fortgehen
Hause in den Wald, und Dich noch [illegible]
acht erschießen."

thue ich, Herr!" sagte Milo.

nahm die Pistole aus der Hand seines
nd warf dabei auf diesen einen Blick,
lichkeit haben mochte mit dem Blicke,
selbst einst von seinem sterbenden Hunde
n hatte.

das von Selbstsucht gefestigte Herz des
drang eine tiefe Bewegung. Doch sagte
arter Stimme:

k diesen Wein aus, bevor Du gehst.
e mir erst noch: was hat Dich in Dein
was hat Dich hierher getrieben?"

trank und sprach:

Du
zen,
ein
ein

heit?"
Victor,
n müßte,
nur mit
ine Kugel,

schösse und

offenbar wäre
während ich —
ich nur meiner

„Kurbel! Ich habe ihn immer im Verdacht gehabt, daß er einen bösen Anschlag gegen meinen Herrn im Sinne hat. Als ich das neuerfundene Schießzeug bei ihm gesehen, als ich dann erfahren, daß er daraus ein Geheimniß gemacht vor dem Herrn Grafen, wurde mein Verdacht stärker. Der Verlobungstag kam. Ich fing einen Zornblick auf, den die Braut auf ihn geworfen und hörte darauf sein Lachen. Da dachte ich, das Böse, das er vor hat, müsse mit der Hochzeit in Verbindung stehen. Vor Allem machte ich mich mit allen Räumen dieses Hauses genau bekannt, sobald ich wußte, wozu es bestimmt wurde. Und heute lauerte ich ihm auf, auf Schritt und Tritt. Er hat das Zeug mit der Doppelkugel in der Tasche, obgleich er mir damals gesagt, der Kolben wäre dazu zu groß. Ich folgte ihm hierher. Er postirte sich an's Pförtchen. Ich mußte auf der anderen Seite über Mauern und Bäume klettern, um hereinzuspringen. In der Zwischenzeit kam er in's Haus. Ich dachte, er müßte einen Nachschlüssel gehabt haben. Im Park war er nicht, er konnte auch nicht auf dem Corridor, er konnte nur in

einem dieser drei Zimmer sein. Das letzte war finster, das mußte den Neuvermälten gehören. In diesem sah ich von unten einen Schatten sich bewegen. Ich dachte, ihn bei einem bösen Anschlag zu überraschen und öffnete vorsichtig die Thür."

Milo hatte seinen Bericht erstattet und wendete sich langsam, um zu gehen.

„Noch eins, Milo", sagte der Graf, „Du sollst nicht mit dem Gedanken von hier gehen, daß auf mein reines unschuldiges Weib ein Schatten von Schlechtigkeit falle. Sie ist ein Opferlamm, ohne es zu wissen."

„Wird er es ihr nicht sagen, aus Bosheit?"

„Er ist nicht lebensmüde!" erwiederte Victor, „auf den Schrei, der unvermeidlich folgen müßte, den sie ausstieße, wenn er sich auch nur mit einem Athemzuge verriethe, bekäm er eine Kugel, das weiß er."

„Und wenn er früher, sicherer schösse und tödtete?"

„So würde er gehängt. Denn offenbar wäre er hier der Eindringling gewesen, während ich — wenn ich ihn niederstreckte, mich nur meiner

Ehre gewehrt hätte und straflos ausginge. Auch dies weiß er."

„Er könnte also hier straflos niedergeschossen werden?" sagte Milo, „dann thäte ich es an Stelle des Herrn Grafen in dieser Nacht, in diesem Augenblick."

„Das wäre ein unehrlicher Handel", entgegnete Victor, „bis eine Stunde vor Sonnenaufgang bleibt er in diesem Hause unangetastet. Das hat er sich erkauft, das muß ihm geleistet werden."

„Und später?" frug Milo mit lauerndem Blick.

„Später hat er die Verpflichtung meine Nähe zu meiden, nicht in derselben Stadt mit mir zu sein. Wenn ich ihm dennoch begegne, so kann ich ihn ohne weiteres niederschießen."

„Auch straflos? Nach einer Erlaubniß des Gesetzes?" fragte Milo.

„Nach Vertrag, nach einem geschlossenen Uebereinkommen zwischen ihm und mir."

„Das schützt Sie nicht vor gerichtlicher Verantwortung, Herr Graf! Er wird sich wohl hüten Ihnen wieder zu begegnen, das ist wahr.

Seien Sie aber eben so gewiß, daß der Moment kommen wird, ihn aufzusuchen, um ihn unschädlich zu machen, um ihn zu tödten. Was wollen Sie dann vor Gericht sagen? Ihr Geheimniß käme an den Tag. Ich habe mich viel in der Welt umhergetrieben, kenne der Menschen Treiben und Schaffen in vielen Verhältnissen, auch in gerichtlichen. Glauben Sie mir, eine Untersuchung geht auf jeden gethanen Athemzug während des ganzen Lebens zurück und macht Sie so morsch und mürbe, daß sich der festeste Verschluß Ihrer eigenen Gedanken erweicht. Das Unglück dieser Nacht stünde wieder auf und begrübe unter seiner Schrecklichkeit den Frieden Ihres Hauses."

Der Graf schwieg betroffen.

„Sie brauchen einen Menschen", fuhr Milo fort, „der den Kurbel todtschlagen kann, ohne daß man viel fragt warum. Wenn er als Leiche vor uns liegt, dann nehme ich seine Uhr oder seine Börse weg. Das ist dem Gericht bei Leuten meinesgleichen Erklärung genug. Das würde man dem Herrn Grafen nicht glauben."

„Es ist wahr", sagte Victor dumpf vor sich hin und blickte staunend und gespannt auf Milo.

„Ich lebte gern“, fuhr dieser fort, „aber ich stürbe eben so gern, wenn es von Nutzen wäre für meinen Herrn. Ich sehe aber, daß mein Leben mehr nützte als mein Tod. Was hier geschehen ist in dieser Nacht, was ich nur halb verstehe und mir gar nicht erklären kann, es bliebe in meiner Brust begraben. Denn ich habe keine eigene Ehre. Ihre Schande, Herr Graf, ist meine Schande, und Leben und Sterben möchte ich daran setzen, daß sie nicht aufkomme. Dazu bedarf es einer guten Wache, unausgesetzt, Tag und Nacht.“

Der Graf nahm seinem Diener die Pistole aus der Hand und sagte:

„Lebe! Lebe für mich.“

Milo ergriff die Hand seines Herrn und küßte sie.

„Ich danke“, sagte Milo, „nicht für mein Leben, für das Ihrige, Herr Graf. Ihr Leben ist geschützt, so lange ich es schützen darf.“

Victor starrte zu Boden, er rang sichtbar mit einem Entschluß. Endlich sprach er:

„Ich soll fortan einen Menschen um mich sehen, der weiß, was hier geschehen ist, der weiß,

was Niemand wissen sollte. Es giebt kein Mittel, Deinen Anblick zu ertragen, der mich täglich mahnen soll, wenn ich sonst vielleicht vergessen könnte — und doch — es giebt ein Mittel: Du darfst mich nicht für so schuldig halten, als es den Anschein hat. Du mußt Alles wissen. Dann wird Dein stummer Blick, den ich sonst nicht aushielte, nicht Anklage sein, sondern Trauer, Mitleid."

Schüchtern flüsterte Milo mit einer Handbewegung, als ob er seinem Herrn das schmerzliche Bekenntniß ersparen wollte:

„Es läßt sich leicht errathen: Spiel."

„Wohl. Aber die Verschwörung der Hölle dabei ist, daß ich kein Spieler bin, daß ich keine Neigung dazu habe, daß ich es verabscheue und daß es dennoch so weit mit mir gekommen ist. Ich lernte Franz von Kurbel in der Garnison kennen. Er gefiel mir ausnehmend. Er hat etwas Magisches in seinen großen blauen Augen. Es stößt Viele ab, besonders Alle, die Slaven sind, wie er —"

„Wie ich", sagte Milo.

„Den Montenegrinern mißfällt er deshalb. Anastasia haßt ihn tödtlich —“

„Wie ich“, sagte Milo wieder.

„Viele Deutsche reißt er hin, auch mich. Wäre er mit diesen Augen ein Weib — ich, dem noch nie ein Weib an's Herz griff, ich würde mich bis zum Wahnsinn in dieses Weib verlieben. Dennoch war ich ihm nicht Freund. Er amusirte, er fesselte mich, aber ich entbehrte ihn nicht, wenn er fort war.“

Victor fühlte im Sprechen eine Erleichterung, die er bisher noch nicht gekannt hatte. Unbekümmert, ob sein Hörer ihn gänzlich verstehen werde, fuhr er fort:

„Franz gab mir die Idee ein, den Onkel um das Geld für die Reise nach dem Orient anzugehen. Franz schloß sich an — auf meine Kosten. Er wollte mir sie ersetzen, wenn er seine Mutter in Petersburg beerbte. In Constantinopel fand ich Dich, Milo. Einen Mann Deines Aussehens in meinen Diensten zu haben, schmeichelte meiner Eitelkeit. Franz widerrieth mir, ich blieb auf meinem Willen. Von diesem

Augenblicke wendete sich sein Gemüth gegen mich, das weiß ich."

Victor hielt nachsinnend inne, aber nur wenige Secunden.

„In Cattaro führte er mich eines Nachmittags in seine Wohnung. Dort hatte er sich aus Laune einen unterirdischen Raum, einen Keller behaglich eingerichtet. Wenn wir dort waren, konnte Niemand in der ganzen Stadt wissen, wo wir uns befanden. Dort übergab er mir eine Schichte von Blättern, auf deren jedem eine Summe in Ziffern aufgeschrieben war. Er behauptete, seine Reiseschuld drücke ihn, er wolle den Versuch machen, sie mir im Spiel abzugewinnen. Ich legte kein Gewicht auf diese Schuld, es war mir gleichgiltig, sie einzubüßen. Er weihte mich in ein Spiel ein und wir pointirten abwechselnd. Er setzte eben solche Blätter, aber von rother Farbe. Als ich alle meine weißen Blätter verloren hatte, zeigte sich, daß sie das Dreifache von dem betrugen, was er mir schuldig gewesen war. — „Eine Spielschuld solltest Du eigentlich über Nacht bezahlen, aber ich gebe Dir auf Ehrenwort drei Monate Frist;

übrigens sollst Du morgen Revanche haben." — Ich verlor durchschnittlich immer, auch mit Karten, die ich selbst mitbrachte. Da fing die schreckliche Zeit an vor dem Ablauf der drei Monate. Wir spielten nur des Nachmittags. Denn den Abend brauchte er zu Gesellschaften, in denen er oft bis zum Morgen blieb und an denen ich nicht theilnehmen wollte. Er liebt die Weiber, ich nicht. Er ist übrigens in dieser Beziehung kein Wüstling. Seine herkulische Kraft erhält er sich durch die außerordentlichste Mäßigung und durch den feinsten Geschmack."

Victor schwieg plötzlich, dann fuhr er rasch fort:

„Er drohte mir nach und nach immer deutlicher, mich vor dem ganzen Regiment wegen infamirenden Schuldenmachens zu compromittiren, wenn ich den Termin verstreichen lasse. Ich schrieb dem Onkel, ich wollte quittiren, denn in Wien dachte ich Hilfsquellen zu finden. Der Onkel schlug mir's ab. Ich spielte immer weiter in vergeblicher Hoffnung, mich noch herauszureißen. Ich sah den Selbstmord vor mir und ich lebte so gerne, so gerne. Da — kaum acht Tage vor dem Ablauf des Termins starb der

Onkel. Jetzt hatte Franz Sicherheit durch die Erbschaft und wurde nachsichtig. Mir war das Leben gewonnen, es war nach langer Zeit der erste ruhige Moment."

„Ich erinnere mich", sagte Milo.

„Die Erbschaft konnte wohl nicht ausreichen, die ungeheuern Forderungen Kurbel's zu befriedigen, aber ich konnte den größten Theil abtragen, den Dienst verlassen und nach Wien gehen, wohin er mich begleiten sollte, um die Tilgung des Restes zu erwarten. In Wien ist das Haus Ranghof mir befreundet, einflußreiche Leute, nur hätten sie nie wissen dürfen, was der Grund meiner Verlegenheiten. Durch persönliche Einwirkung hoffte ich Alles bei ihnen zu erreichen. Jetzt lernte aber Franz Anastasia kennen. Er kam aufgeregt und wie berauscht zu mir. Sich selbst um sie zu bewerben, kam ihm nicht in den Sinn. Er wollte überhaupt nicht heiraten, auch wußte er vom Advocaten der Familie, der sein guter Bekannter ist, daß sie nur eine Rente bekömmt, endlich sah er auf den ersten Blick, daß sie ihn niemals nehmen würde. Er kaufte mir sie ab, indem er mich im Weigerungsfalle

von Neuem dem Selbstmord gegenüberstellte. Er kaufte mir sie ab, so daß ich aus der Erbschaft wenigstens das kleine Gut für mich behalten konnte und die noch nicht getilgten Schuldscheine zerrissen wurden."

Victor war durch dieses Bekenntniß sichtlich erleichtert. Mit freierer Miene, mit minder gepreßter Stimme fuhr er fort:

„Warum hätte ich es nicht thun sollen? Was war mir Anastasia? Ich hatte von der ersten Begegnung mit ihr gar keinen Eindruck, Du weißt damals, als wir Spiridion wieder in's Haus brachten. Als ich sie später sah, mit der Absicht, sie wenn möglich, zu gewinnen, habe ich sie keinen Augenblick getäuscht. Sie wußte immer, daß ich sie nicht liebe, daß sie mich nur retten soll. Wirklich, es ist ein Unding, was mich quält."

Victor machte sich in diesem Augenblicke die Tragweite seines Schurkenstreichs nicht klar, des Schurkenstreichs nach Abschluß eines Ehebundes, das Heiligste entehren zu lassen.

Milo ließ sich in seiner natürlichen Empfindung durch die momentane Erleichterung des

Grafen nicht beirren und sagte, nachdem dieser seine Bekenntnisse geschlossen hatte, mit dem Tone der Trauer: „Armer Herr!"

Viktor erschrak. Der Ton führte ihm das Bewußtsein der Gegenwart vollständig zurück. Zugleich aber that ihm das innige Mitleid wohl.

„Ich danke Dir, Milo."

Und sich aus peinlichem Brüten aufraffend, nahm er wieder die Miene stolzer Fassung an.

„Geh' jetzt", sagte er, „suche Dir einen verborgenen Winkel, wo Du die Nacht über ruhen kannst und am Morgen schleiche Dich unsichtbar aus dem Hause. In der Stadt bereite Alles für die Reise vor. Es war bestimmt, daß ich einige Wochen hier verlebe. Ich werde aber den Aufenthalt in diesem Hause, in diesem Lande nicht mehr ertragen können. Ich hoffe Anastasia bewegen zu können, daß wir schon morgen oder übermorgen reisen. Du gehst voraus nach Wien und Alles bleibt, wie ich es angeordnet habe, nur daß es um einige Wochen früher geschieht."

Und Milo entfernte sich still.

Eine Stunde vor Sonnenaufgang war die Pein dieser Nacht für den Grafen vorüber. Er schloß das Pförtchen hinter dem entweichenden Russen, mit dem er kein Wort mehr gewechselt hatte, und drehte leise den Schlüssel an Fati's Gemach wieder auf. Dann kehrte er in die Zimmer zurück, löschte die fast ganz niedergebrannten Kerzen im Salon, dämpfte die Lampe im ersten Zimmer und streckte sich dort zu wacher Ruhe auf das Sopha. Noch glühte es ihm in den Adern, aber sein Herz war ruhiger.

Die Sonne ging strahlend auf. Ihn fror. Er holte sich seinen Mantel und legte sich, fest darin eingehüllt, wieder auf das Sopha, bis er nach einer Stunde das Nahen Fati's vernahm und sich rasch erhob. Als die Kammerfrau ihn angekleidet und im Mantel, also wie sie wähnte, schon zum Ausgehen bereit fand, schlich sie sich auf den Fußspitzen in das Schlafzimmer.

Victor schnürte eine Art Ränzel und flog damit die Treppe hinab durch den Garten nach dem Ausgang, der zur See führte. Er dachte sich die Seele in den morgenkalten Fluten rein zu spülen und schwamm lange darin umher.

Als er wieder angekleidet im Sand der Düne stand, schlürfte er die salzig herbe Seeluft mit Erquickung. Er genoß sie wie ein Getränk in vollen Zügen. Lange noch ging er am Ufer umher.

Nach der Wohnung zurückgekehrt, fand er Anastasia im Morgenkleid am Fenster des Salons, wo Fati den Frühstückstisch gerichtet hatte. Sein Gruß war freundlich, aber seine Miene streng, ernst, finster, so daß die junge Frau von Beklommenheit, fast von Furcht ergriffen wurde, ein Gefühl, durch welches sie über eine Befangenheit anderer Art hinweggeleitet wurde. Dies hatte Victor beabsichtigt und als es erreicht war, milderte er seinen Ernst und führte Anastasia mit heiteren Worten an den Tisch, wo Fati das Paar bediente.

„Seeluft und Seebad machen sonst Hunger", sagte er, „ich weiß nicht, warum er sich bei mir nicht einstellen will. Das Klima in diesem Seewinkel muß die Schuld tragen. — Aber was soll dieser schwarze garstige Ring mit dem plumpen Stein an Deinem Finger?"

„Das frage ich Dich", erwiederte sie verwundert.

„Wo ist Dein goldener Trauring hingekommen?"

„Das frage ich Dich wieder", war von neuem ihre befremdete Antwort.

Er begriff schnell den Sachverhalt und wechselte die Farbe. Doch faßte er sich eben so schnell und sagte: „Ich erschrecke über meine Ungeschicklichkeit. Ich wollte Dir einen Ring von schwarzem Email mit einem einzigen großen Diamanten à jour gefaßt im Finstern anstecken, damit Du am Tage von dem Anblick überrascht werdest, und habe mich vergriffen, den Ring in der Stadt liegen gelassen, und dieses Unding mitgenommen. Thu' es weg, ich bitte Dich."

„Erst will ich meinen Trauring zurück haben", entgegnete sie.

„Er ist ein einfacher goldener Reif und gleich als Trauring erkennbar. Ich will aber nicht, wenn ich mit meiner Frau auf der Promenade, auf dem Schiff, an einem öffentlichen Orte bin, daß man sie beim Abziehen des Handschuhs sogleich als eine verheiratete Frau erkenne. Gib aber vor Allem dies schwarze Ungeheuer fort."

„Ich werde also den Trauring nicht tragen", sagte sie, „aber ich werde ihn aufbewahren. Dein Name, Victor, ist inwendig eingegraben. Gib ihn mir wieder für diesen hier. Den hast Du mir ja auch gegeben. Ich wagte nicht einmal, ihn auch nur einen Augenblick vom Finger zu ziehen, in der Meinung, Du hättest irgend einen abergläubischen Gedanken damit verbunden, der dadurch gestört werden könnte. Jetzt behalte ich ihn, bis ich den Trauring wieder habe."

Victor brachte sich zu einem Lachen.

„Ich wette", sagte er, „Du wirst den Ring sogleich hergeben. Ich habe ihn einmal als Andenken von Kurbel bekommen."

„Kaum war der Name ausgesprochen, so riß Anastasia den Ring vom Finger, als ob er eine giftige Pfeilspitze gewesen wäre, und schleuderte ihn heftig und weit von sich.

Victor lachte wieder. Er erhob sich, um den Ring im fernen Winkel aufzulesen.

„Nein!" rief Anastasia und gab Fati einen Wink, die dem Grafen noch rechtzeitig zuvorkam.

„Ich will das abscheuliche Ding nicht mehr ansehen, aber Dir ist es werth, wie es scheint,

darum soll es Fati aufbewahren, bis ich meinen Trauring wieder habe. Du hast ihn doch nicht im Meer verloren?"

Victor verneinte. Er fühlte, daß er den unangenehmen Eindruck einer sochen Scene am Hochzeitsmorgen ausgleichen mußte und sich in einiger Entfernung von Anastasia niederlassend, übergoß er sie mit einer Flut der liebenswürdigsten Schmeicheleien. Sie lächelte, sie erröthete, aber in seinen Augen, in seiner Stimme lag nichts, was sie in Versuchung geführt hätte, sich zu erheben und ihm näher zu kommen. Auch waren seine Bewegungen wie ein Ausdruck nicht völligen Wohlseins, der Ruhebedürftigkeit.

Als ob er ihr etwas Angenehmes damit bereiten wollte, deutete er an, daß sie noch an diesem Tage aufbrechen und nach der Stadt zurückkehren könnten, um in den nächsten Tagen von dort aus die Reise anzutreten. —

„Ein geheimer Herzenswunsch", rief sie, „den ich nicht auszusprechen wagte! Ich könnte die Mutter noch einmal sehen, bevor sie Cattaro verläßt. Jetzt kömmst Du selbst darauf. Und da ich Dich wirklich hier nicht ganz wohl und

nicht ganz heiter sehe — — lasse mich nur Vormittag noch ruhen, dann verlassen wir das Haus."

Er nickte zufrieden, erhob sich rasch und ging fort. Anastasia blieb noch lange in tiefem Nachdenken sitzen.

Auch Victor hatte Grund nachzudenken. Die Vertauschung der Ringe durch Kurbel, der Raub des Trauringes ging ihm nicht aus dem Sinn, lastete auf seinem Gemüth wie eine erste Consequenz dessen, was er doch mit dem Verschwinden dieser Nacht für immer abgethan, ausgelöscht geglaubt hatte.

„Auch dies muß Milo wissen", sagte er sich, doch was war damit geholfen?

Sechstes Capitel.

Wien war im Jahre 1823 nichts weniger als eine Großstadt. Auf den Fremden machte die Stadt, deren reichster und vornehmster Theil von Festungsmauern umwallt war, welche zugleich alles geistige Leben auszuschließen schienen, den Eindruck eines fröhlich ausgeschmückten und trotz lärmender Bewegung im Grunde doch öden Gefängnißhofes. Die Bewohner jedoch priesen die Stadt als die einzige gemüthliche in der Welt. Dafür hatten sie aber auch wenig Bedürfnisse. Selbst in den höheren Ständen gab es keinen imponirenden Luxus; was davon während des Wiener Congresses aufgetaucht war, hatte sich in kaum acht Jahren wieder spurlos verloren und den altväterischen Traditionen Platz gemacht, die in Bezug auf Schmuck und Glanz des äußeren Lebens nichts Ueberraschendes bieten

konnten. Die patriarchalische Weise des Hofes gab den Ton an für die schlichteste Einfachheit in Wünschen und Genüssen.

Der Sommer leerte darum auch die Stadt nicht in dem Maße, wie es heute in den Tagen der weiten Reisen und der Villeggiaturen an den äußersten Endpunkten der Fall ist. Hatten die Großen und Reichen noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts sich sogar begnügt, den Sommer in Wien selbst, in seinen Vorstädten zuzubringen, wo sie sich zu diesem Zwecke kleine reizende Lustschlösser errichtet hatten; so bestand der Fortschritt seitdem nur in einem Hinausrücken vor die Thore zu den nächsten Ortschaften. Die Stadt Baden bei Wien und ihre nächste Umgebung bildete dafür schon einen der entferntesten Endpunkte; von all' diesen Zufluchtsorten aber wurde Tag für Tag der regste Verkehr mit der Hauptstadt aufrecht erhalten.

So war denn Wien an einem schönen Septembertage voll von Leben und Bewegung, und zwar in den elegantesten Formen, welche damals überhaupt möglich waren. Alle ausgezeichneten Persönlichkeiten und Familien waren entweder

in der Stadt geblieben, oder nahe genug von ihr, um sie täglich zu besuchen. In der Jägerzeile wogte es besonders stark auf und nieder und mancher „Stecher" erhob sich zu einem Balcon, der an der Ecke eines zierlichen Hauses derart vorsprang, daß man ihn als Aussichtspunkt sowohl auf die Jägerzeile als auf eine mit baumreichen Gärten erfüllte Seitenstraße benutzen konnte.

Auf dem Balcon verweilte neben einer älteren Frau in bunter Kleidung eine schlanke wohlgeformte Blondine in Trauergewändern mit einem Gesichtchen, das man heute mit dem damals noch nicht gang und gäbe gewordenen Ausdruck „pikant" bezeichnen würde, damals sagte man dafür in Wien „sauber".

Die Einen nannten sie „Die Leopoldstädter Kolliner", die Andern nannten sie „Die verfehlte Gräfin", Alle aber nannten sie bezaubernd. Die erste dieser Bezeichnungen entsprang daraus, daß sie noch kurze Zeit früher Schauspielerin und Sängerin am Leopoldstädter Theater gewesen war. Sie besaß eine glockenhelle, klare Stimme und einen entzückend schelmischen Vortrag. Der Bühne

hatte sie nicht lange genug angehört, um einen gänzlich ruinirten Ruf davon zu tragen. Sie galt im Gegentheil in dieser Beziehung sogar als eine seltene Ausnahme.

Freilich war sie eben sehr bald, nachdem sie sich dem Theater gewidmet hatte, veranlaßt worden, es aufzugeben, und daraus entsprang jene andere Bezeichnung als „verfehlte Gräfin“. Ihr Beschützer war ein liebenswürdiger, alter Cavalier, und sein Vorsatz, sie zu heiraten, mußte ein ernstlicher gewesen sein, weil er sie sonst nicht sogleich, nachdem er ihren Werth erkannte, von der Bühne weggenommen hätte. Leider war er, wie sie sagte, „in die Versenkung gefallen“, d. h. gestorben.

Jetzt stand sie mit beweglicher Neugier auf dem Balcon und lachte über einen Vergleich, welchem die ältere Frau einen vorübergehenden „Stutzer“ unterwarf, so sehr, daß sie einen Arm in die Seite stemmen mußte, was ihr übrigens eine zierliche Attitude verlieh. Im Angesicht der Menge eine Dame, welche Trauergewänder trägt, heftig lachen zu sehen, gibt immer einen seltsamen Begriff, wenn nicht von der Dame,

doch von ihrer Trauer. Schwerlich war es aber dieser Gedanke, der ihre Heiterkeit mäßigte. Die Dame bekam vielmehr Veranlassung von der Straße weg und auf den Saal zurückzublicken, aus welchem sie auf den Balcon getreten war. Im Salon war nämlich eine Person erschienen, ein Besuch. „Herr Doctor Bologner!" rief Rosa Kolliner erfreut. „Das ist gescheidt, daß man Sie endlich einmal zu sehen kriegt! Kommen's doch zu uns heraus."

„Ich bitt' um Verzeihung," scholl es mit kräftiger Stimme vom Salon heraus; „ich habe meinen Caputrock gerad abgelegt und möchte mich in der Abendluft nicht gern verkühlen. Wir sind schon im September und sobald da die Sonn' hinunter ist, geht der Katarrh auf."

Rosa Kolliner versprach ihm „Zuckerln" dagegen, aber er wollte nicht weichen. Ob es wirklich die Furcht vor Erkältung oder nicht vielmehr die Furcht war, daß sich Andere erhitzen könnten, wenn sie ihn in dieser Gesellschaft quasi öffentlich erblickten, was den sonst so galanten Mann zu einer hartnäckigen Weigerung trieb, war eine Frage, die sich dem geistigen Horizont

Rosa's nicht einmal ahnungsweise näherte. Die Frauen verließen den Balcon, die Flügelthüren wurden geschlossen und brennende Kerzen in den Salon gebracht.

Als man endlich, nachdem dies Alles geschehen war, behaglich saß, sagte Rosa:

„Sie sind so lange nicht bei mir gewesen, daß es einen Grund haben muß, wenn Sie endlich kommen. Sagen Sie's geschwind heraus, wenn's etwas Gutes ist.“

Doctor Bologner lachte, wobei er zwei Reihen der schönsten Zähne zeigte, die er wie knirschend auf einander preßte. Er war ein Mann von etwa 35 Jahren, hatte aber bereits vollständig weiße Haare, was einen seltsamen Gegensatz zu seinen funkelnden schwarzen Augen und seinen rosigen Wangen bildete. Das Gesicht war sorgfältig glatt rasirt, was einen grauen Anflug nicht gänzlich beseitigte, weil der Bart von dieser Farbe gewesen wäre. Im Anzug äußerst fein und modisch, trug er auch viele Schmuckgegenstände, was sich heutzutage kein Gentleman mehr gestattet, was aber damals noch zu einer eleganten Herrentoilette gehörte.

„So erzieht man seine Clienten", sagte Doctor Bologner zur Erklärung seines Lachens; „vor drei Wochen noch wollten Sie, so oft Sie mich zu sehen bekamen, augenblicklich mit mir nach Waltersdorf fahren, und jetzt begnügen Sie sich schon mit der Hoffnung auf eine gute Nachricht."

„Ja", entgegnete Rosa, „ich hab' damals noch nicht gewußt, daß bei den Herren Advocaten Alles gar so lange dauert."

„Nun, jetzt hat das Warten ein Ende, das Haus des jungen Grafen Ardenner in Waltersdorf steht Ihnen offen, Sie können es vom Dach bis zum Keller nach verborgenen Schätzen durchsuchen. Ich will Sie nächsten Sonntag hinausbegleiten. Wir nehmen einen zweisitzigen Fiaker, in einem viersitzigen fahre ich nicht. Der „Knackerl" vom Graben fährt uns in knapp zwei Stunden hinaus."

„Gott bewahre!" rief Rosa, „einen Zweisitzigen! Da müßte ich ja mit Ihnen allein fahren ohne die Frau Schwiegermutter. Was würden denn die Leut' sagen! Ich werd' ohnehin genug ausgerichtet."

Rosa hatte dabei wie zur Unterstützung ihrer Weigerung auf die ältere Frau geblickt, die lächelnd zuhörte. Sie war dafür engagirt, sich „Schwiegermutter“ nennen zu lassen, was Rosa größere Vortheile brachte, als wenn sie sich eine Mutter gemiethet hätte. Durch eine Schwiegermutter fiel auf Rosa der Reiz der Witwenschaft und Niemand hatte Lust der ehemaligen Existenz des mythischen Gatten nachzuforschen.

„Bis zum Sonntag“, fügte Rosa hinzu, „dauert mir auch für meine Ungeduld viel zu lang. Ich fahre morgen.“

„Sagen Sie mir aber, schöne Frau“, rief Bologner lebhaft, „was suchen Sie denn eigentlich dort? Jetzt sind die Verlassenschafts-Sachen des Grafen Ardenner alle abgewickelt, Sie brauchen nicht mehr zu fürchten, zum Advocaten zu sprechen, der Ihr Vertrauen gegen Ihre Interessen mißbrauchen könnte; ich bin jetzt ganz Ihr Freund, seien Sie offen mit mir.“

„Sie wissen ja ohnehin Alles“, versetzte Rosa ernst und traurig; „Graf Cölestin von Ardenner war mein Freund, er hat mich sehr gern gehabt, o! Sie machen sich davon keine Vorstellung.

Gewiß und wahrhaftig, er hätte mich geheiratet, im August schon hätte es alle Welt wissen sollen. Ist es nicht wahr, Schwiegermutter, hat er's nicht tausendmal gesagt?"

Die alte Frau nickte.

„Da muß das Unglück geschehen", fuhr Rosa fort, „daß den lieben alten Herrn der Schlag rührt und ich steh' auf einmal verwaist und verlassen in der Welt. Ich hab' mir nicht denken können, daß gar nichts zu meinen Gunsten zurückgeblieben wäre, kein Testament, keine Schenkung, keine Verfügung. Denn wen hätte der Graf sonst bedenken sollen? Sein einziger Verwandter ist sein Neffe, ein Rittmeister, der irgendwo in Garnison liegt und den der Graf immer nur ein liederliches Tuch geheißen hat. Bei dem hat er nur daran gedacht, sich die Taschen zuzunähen. Was wär' also natürlicher gewesen, als daß man bei Gericht ein Einsehen gehabt und mich zur einzigen Erbin erklärt hätte? Sie lachen wieder, Herr von Bologner! Und gerade Sie, der Sie der langjährige Advokat des verstorbenen Grafen waren. Sie hätten mir beistehen sollen."

„Was wollen Sie, schöne Frau?“ versetzte Bologner, „gerade weil ich der Rechtsfreund des Verstorbenen war, hat mich Baron Ranghof aufgefordert, die Interessen des natürlichen Erben, des jungen Grafen Victor zu vertreten, der damals nicht selbst nach Wien kommen konnte.“

„Und ich weiß“, fiel Rosa ein, „daß mein alter Graf dem Baron Ranghof immer ausgewichen ist, blos weil der von jeher ein guter Freund des Rittmeisters war und immer für ihn Geld verlangt hat.“

„Alles was ich für Sie thun konnte, Frau von Kolliner“, fuhr der Doctor fort, „war, sorgfältig an allen erdenklichen Orten nach dem Schriftstück zu suchen, von dem Sie behaupteten, es müsse zu Ihren Gunsten vorhanden sein.“

„Sie hätten mich selber müssen suchen lassen.“

„Das haben Sie ja gethan. Sie waren in Waltersdorf und in meiner Gegenwart und in der des von der Verlassenschafts-Behörde bestellten Gerichts-Commissärs und seines Schreibers haben Sie alle Winkel, alle Papiere durchsuchen und durchstöbern dürfen.“

„Sie sollten aber doch einsehen, Herr Doctor, daß ich in Verlegenheit war, die Augen so vieler gestrenger Herren auf jede meiner Bewegungen lauern zu sehen, so daß ich mich gar nicht recht zuzugreifen getraut habe, auch hätte ich mich ja schämen müssen vor all' den Männern, von jedem Ort, jedem Winkel, jedem Zimmer zu wissen, wo vielleicht noch zu suchen gewesen wäre."

Doctor Bologner enthüllte seine weißen Zähne.

„Nun", sagte er, „können Sie draußen recht aus dem Fundament suchen und wenn Sie etwas Brauchbares finden — ich verspreche Ihnen, ich führe Ihren Proceß gegen den Erben und er muß nachträglich noch Alles wieder herausgeben."

„Wird mich der Haus-Inspector in Waltersdorf auch ohne alle Umstände herumwirthschaften lassen?"

„Besser wär's freilich, Sie warteten bis Sonntag und kämen unter meinem Schutz. Sie finden jetzt draußen schon einen Mann des Grafen Victor, sein Factotum."

„Was ist denn das für ein Thier in der Naturgeschichte, ein Factotum? Es ist gar nicht

artig von Ihnen, Herr Doctor, daß Sie einer armen Frau solche rare Wörter in's Haus bringen."

Der Doctor entschuldigte sich eifrig und erklärte, daß Graf Victor seinen Diener vorausgeschickt habe, zuerst zum Baron Ranghof mit einem Brief, der diesen Diener als die vertrauenswertheste Person bezeichnet, mit der Vollmacht ausgerüstet, Alles für die Ankunft des Grafen vorzubereiten und anzuordnen.

„Und sehen Sie, wie ich an Sie denke, schöne Frau!" fügte Bologner hinzu, indem er das weiße Händchen Rosa's sanft ergriff; „der Diener, der eigentlich der Intendant, der Haushofmeister des Grafen ist, hat sich schon in Waltersdorf festgesetzt und ich habe es beim Baron Ranghof dahin gebracht, den Diener anzuweisen, daß wenn Sie hinauskommen, Sie volle Freiheit haben sollen zu suchen, da ich ja weiß, daß Sie mir gewissenhaft mittheilen werden, was Sie vielleicht Neues finden.

„Das versteht sich", erwiederte Rosa, indem sie ihre Hand zurückzog, denn offenbar hatte das Ergreifen derselben sie ein weit größeres Zuge-

ständniß erwarten lassen; „ich werde also nur einen Bedienten draußen finden, vor dem genir' ich mich nicht.“

„Wenn Sie sich nur nicht vor ihm fürchten“, lachte der Doctor, „er ist ein Serbe.“

„Ist das ein Mohr?“ fragte Rosa und setzte auf die Verneinung hinzu: „Die Frau Schwiegermutter hat ja Courage, nicht wahr? Und wenn wir ihn erst zahm gemacht haben, dann soll er mir von seinem jungen Grafen erzählen; der hat ja erst geheiratet, wie man sagt.“

„Lassen Sie sich nur erzählen“, versetzte Bologner und zwar diesmal mit wirklichem Ernste; „vielleicht sagt Ihnen der Mann auch, was denn der Graf mit der großen Erbschaft eigentlich gemacht hat. Baron Ranghof hat ihm Alles in Baargeld nach Dalmatien schicken müssen, es war sogar schon der Verkauf des Gutes in Aussicht, was aber der Graf noch geschwind hat rückgängig machen lassen. Und wie der Baron angefragt hat, ob er dem reichen Erben eine Wohnung in Wien standesgemäß einrichten soll, hat der Graf geantwortet, daß

er dazu vorläufig kein Geld hat und nicht Schulden machen will."

Rosa schlug entsetzt die Hände zusammen.

„So hat er also Alles gleich im Wirthshaus durchgebracht! Das schöne Geld des alten Grafen! Wie prächtig mir das gestanden wäre, wenn ich mich damit vor den großen Spiegel gestellt hätte! Was hat denn aber Graf Victor damit angefangen?"

„Das wollen Sie ja erst den Serben fragen", sagte der Doctor, indem er sich erhob und ihr die Hand zum Abschied reichte.

„Ich bring's auch aus ihm heraus, verlassen Sie sich d'rauf!" war ihre resolute Antwort.

„Ihnen ist nichts unmöglich, das weiß ich! Ich könnte Sie aber deshalb nicht noch mehr bewundern. Ach, wenn Sie wüßten, allerliebste Frau, wie ich in Flammen stehe —"

„Geben Sie dann nur Acht, wenn Sie jetzt an die Luft kommen, daß Sie sich nicht verkühlen auch im Caputrock", erwiederte sie, indem sie ihm mit neckischem Lachen ihre Hand entzog.

Als er geschieden war, sagte Rosa zu ihrer „Schwiegermutter":

„Das wär' mir grad' der Rechte, Frau Schopfin; ich fürcht' mich schon vor seinen gespenstigen weißen Haaren und dann erst vor den vielen Gerichtspersonen, mit denen er immer zu thun hat! Was steht mir aber nicht noch Alles bevor! Für's Theater habe ich schon zu viel verlernt — wer weiß, ob man mich wieder nimmt. Das Quartier da ist noch für ein halbes Jahr bezahlt und ebenso lang reicht vielleicht mein Geld — aber dann! Nun, morgen fahren wir nach Waltersdorf. Aber, mein Gott! Der Doctor sagt, daß schon die ganze Erbschaft verthan ist. Was hilft dann ein ganzes Testament, wenn ich auch noch eins aus einem vergessenen Winkel herauskramen thät?“

Frau Schopfin schüttelte den Kopf.

„Ein Testament wird's nicht geben, das ist blos Einbildung. Das kommt nur in alten Theaterstücken vor. Auch Geschichtenbücher sind eine Menge, wie in einem alten Schloß im Keller oder in einem eisernen Kasten ein verhängnißvoller Papierfetzen liegt, und da werden auf einmal alle Bösen bestraft und kommen um ihr gestohlenes Gut und Vermögen und alle braven

Leut' setzen sich zu einem ausgezogenen Apfelstrudel nieder. Soll's noch einen sochen Papierfetzen in Waltersdorf geben?"

„Ich glaub's selbst nicht," erwiederte Rosa, „mein alter Cölestin hat sich nichts davon träumen lassen, daß er so bald wird abfahren müssen und hat's in Geldsachen überhaupt gern verschoben, etwas Schriftliches von sich zu geben. Aber ich muß noch irgendwo nachschauen, wenn ich eine Ruh' haben soll."

„Mir scheint," sagte Frau Schopfin, „der Doctor Bologner macht seine Complimente nicht umsonst; er hat ernsthafte Heirathsgedanken."

Rosa lachte laut.

„Wie Sie reden! Sie kennen halt die Welt nicht. Der Doctor ist ein eingefleischter Junggesell, oder wie heißt's in dem Theaterstück von Iffland?"

„Ein Hagestolz!"

„Richtig! Zur Geliebten möchte er mich haben. Mir graust aber vor ihm. Und nicht eigentlich vor ihm, mir graust vor aller Lieb', wie man sie für uns arme, verlassene Weiber hat. Ob Sie es glauben oder nicht, Frau

Schopfin, ich war noch in meinem Leben nicht verliebt.“

„Nicht möglich!“

„Wirklich nicht. Ich bin herumgeworfen worden von Noth und Elend, habe aber dafür gesorgt, daß ich mich nicht selber wegwerf! Der Graf ein so angesehener Mann und der mir so oft das Heiraten versprochen hat, war eine Ehre für mich — aber das Herz hat nichts damit zu thun gehabt. Ich möcht' einmal rechtschaffen verliebt sein, ohne weitere Absichten, ganz wie eine Schneiderstochter, die viele grausame Liebesgeschichten gelesen hat.“

„Dabei wird man immer magerer, Rosa, und die Taille verliert sich; es wäre schad' um den schönen Wuchs.“

„Und verhungern kann man auch dabei!“

Und Rosa trällerte:

„Ei, du lieber Augustin, 's Geld is hin!“

Sie unterbrach sich aber selbst:

„Schauen wir einmal, was die Köchin auf die Nacht gerichtet hat.“

Siebentes Capitel.

Waltersdorf in Niederösterreich gehörte damals zu den Besitzungen eines der reichsten Fürstengeschlechter der Monarchie, welches dem Lande Staatsmänner und Führer im Kriege, der Kirche Bischöfe und Cardinäle gegeben hatte. Auch das Gütchen, das die Grafen von Ardenner schon im vorigen Jahrhundert an der Grenze von Waltersdorf erworben hatten, war ursprünglich Eigenthum eines Bischofs aus jener Fürstenfamilie gewesen. Es bestand nur aus einem alten Herrenhause mit einigen dazu gehörigen Feldern, Weinbergen und sonstigen Grundstücken, und den geistlichen Ursprung bezeugte noch eine im Garten auf einer künstlichen Anhöhe gelegene kleine Capelle von großem architektonischen Reiz. An Sonntagen im Sommer wurde unter den früheren Besitzern zuweilen in dieser Capelle

Messe gelesen, hauptsächlich für die Bedienſteten des Hauses, mit denen jedoch auch die Landleute der nächsten Umgebung ihre Andacht verbinden durften.

Dieses Haus sollte zum Absteigequartier und ersten Aufenthaltsort des neuvermählten gräflichen Paares dienen. Milo hatte bereits das Nöthigste dazu vorbereitet, wobei ihm die Rathschläge und Weisungen des Baron Ranghof hilfreich zur Seite gestanden.

Baron Ranghof war schon ein bejahrter Mann und sein Adel bureaukratischen Ursprungs. Im Staatsdienste zu ergrauen gehörte zu den Familientraditionen für jeden Stammhalter seines Hauses seit mehr als einem Jahrhundert. Seine Frau war aus derselben Schichte der Gesellschaft, und Beide lebten und erzogen ihre Kinder in den Ideen, welche dem Beamtenstand die einzigen Leitsterne waren, in der Hingebung an den Staat, worunter das Herrscherhaus verstanden wurde, und in ebenso williger Hingebung an die Kirche.

Von den zahlreichen Kindern waren nur zwei am Leben geblieben, eine Tochter, Natalie, die jetzt 17 Jahre, ein Sohn, Adrian, der erst 8 Jahre

zählte. Der älteste Sohn, dem Staatsdienste gewidmet, der nächstjüngere, in der Wiener-Neustädter Militär-Akademie erzogen, waren kurz nach einander gestorben.

Der Adel bureaukratischen Ursprungs hat häufig eine sehr demüthige Verehrung für den Geburtsadel, vorausgesetzt, daß dieser einige Concessionen zu machen geneigt ist. In damaliger Zeit aber blickte der echte Aristokrat auf den gewordenen Adel, wenn möglich, mit noch größerer Geringschätzung als auf den Bürgerlichen herab. Dies war auch bei dem Grafen Cölestin von Ardenner, dem Grandseigneur von altem Style, dem Baron Philipp von Ranghof gegenüber der Fall. Dieser war übrigens mit dem Grafen nur durch dessen Neffen, den Grafen Victor in Berührung gekommen, welcher mit dem jungen Baron Ranghof in der Militär-Akademie die innigste Kameradschaft geschlossen hatte. Nach dem Tode des Kameraden dauerte das angenehme Verhältniß Victor's zum Hause Ranghof um so lebhafter fort, als er den betrübten Eltern durch Erinnerung an den frühgeschiedenen Sohn überaus theuer wurde.

Der alte Baron Ranghof hatte sich einige Zeit damit geschmeichelt, seine schön herangeblühte Tochter Natalie einst als Gräfin von Ardenner zu sehen. Die Nachricht von der Verheiratung des Grafen Victor war daher dem alten Baron eine keineswegs erfreuliche Kunde gewesen. Er konnte sich diese rasche Entschließung bei einem Manne gar nicht erklären, der schon dafür bekannt war, dem Zauber des andern Geschlechtes nicht schnell zu unterliegen. Und nun hatte er sich sogar an eine Ausländerin, die Tochter einer halbwilden Völkerschaft gebunden! Endlich kam noch der räthselhafte Gebrauch oder Verbrauch des ererbten Geldes hinzu, um den Baron gegen den Grafen Victor bedenklich und unmuthig zu stimmen.

Indessen bewirkten alle diese Umstände keine Abschwächung in der treuen Ergebenheit des Barons, sobald Graf Victor seiner zu bedürfen schien. Rasch wurde das Haus in Waltersdorf zum Empfang in Ordnung gebracht und mit allen von Victor brieflich verlangten Utensilien ausgestattet, und Milo, nachdem er sich als Vertrauensmann seines Herrn ausgewiesen, vom

Hause Ranghof mit großer Güte aufgenommen. Einen kleinen Versuch, den Diener zu einer beiläufigen Aeußerung über den Geldverbrauch seines Herrn zu verlocken, konnte sich der Baron im Bewußtsein seines aufrichtigen Antheils an Victor nicht versagen, so sehr ihm sonst ein solcher Weg der Ausforschung widerstrebt hätte; allein Milo zeigte bei seinen Antworten in diesem Punkte einen Unverstand, der sich schon in seiner Miene ausdrückte, so daß der Baron sich selbst auslachte, den uncultivirten Serben mit solchen Dingen bekannt geglaubt zu haben.

Die Familie Ranghof befand sich zum Sommeraufenthalt in Baden, von wo aus Waltersdorf nur eine Spazierfahrt ist, und es war ihr daher leicht, Milo in den Vorbereitungen zum Empfang seiner Herrschaft zu unterstützen. Einige wenige Hausdiener, die aus der Lebzeit des alten Grafen stammten, waren vorläufig vom Baron für den Erben beibehalten worden.

Milo hatte sich wegen eines Marstalls bereits mit Roßtäuschern in Verbindung gesetzt und Pferde probirt. Er wollte sich in einer der ersten Nachmittagsstunden eben nach dem nahen fürst-

lichen Schloßgarten begeben, um mit dem Bereiter zu sprechen, mit der einzigen Person, die ihn einstweilen interessirte, als zwei Frauen im Portal des Hauses erschienen.

Sie blieben schüchtern vor Milo stehen, der nach ihrem Begehren fragte. Rosa Kolliner nannte sich und zugleich bestätigten mit Worten erfreuten Wiedersehens die herbeikommenden Hausdiener die Identität der Person. Milo, durch den Baron auf Wunsch des Doctors von dem Besuch und seinem Zweck im Voraus unterrichtet, grüßte mit einer würdevollen Verbeugung und lud mit einer Handbewegung ein, weiter zu schreiten. Rosa aber blieb wie angewurzelt stehen und blickte mit staunenden Augen auf den ihr fremden Mann, obgleich er auf Wunsch seines Herrn nicht mehr Nationaltracht trug, vielmehr wie ein Wiener Kammerdiener oder Haushofmeister gekleidet war, also nichts Verwunderliches an sich hatte.

Rosa war eine naive und gutmüthige Natur, recht aus dem Wiener Volk heraus, und Schönheit, sei es die eines Thieres oder die eines Menschen, entzückte sie sogleich und nahm ihre

offene Bewunderung in Anspruch. In Milo glaubte sie ein ihr unbekanntes Mitglied des nahe hausenden Fürstenhofes zu erblicken, vielleicht einen General in Civil.

Der Portier, der sie beobachtete, sagte lächelnd:

„Der Intendant des neuen Herrn Grafen."

Das war also der Serbe, von dem Doctor Bologner gesprochen hatte. Daß ein Diener ein solches Antlitz, eine solche Gestalt zeigen könne, steigerte noch die angenehme Bewunderung Rosa's. Erst als sie sich des Unangemessenen ihres Erstaunens und ihres Anstarrens bewußt wurde, schlug sie die Augen nieder und erröthete leicht.

„Gehen wir!" sagte sie.

Sie stieg mit ihrer Begleiterin die ihr so wohl bekannte Treppe hinauf und Milo folgte. In vornehmer und schwungvoller Haltung bewegte sich Rosa, wie eine Gebieterin, die ihren Gemächern entgegenschreitet. Im Salon sagte sie, nachdem sie befriedigt umhergesehen:

„Man hat hier noch nichts verändert. Wie oft klimperte ich mir auf diesem kleinen Clavier die Begleitung, wenn ich meinem Cölesterl alle meine Lieder vorsingen mußte! Ruhen Sie sich

auf diesem guten Kanapee aus, Schwiegermutter! Ich hab' Sie gleich nach dem Essen aufgetrieben und das vertragen Sie nicht gut. Dazu haben wir noch im hiesigen Gemeinde-Gasthaus essen müssen, wo's so schlecht ist. Ja, die schönen Zeiten sind vorüber! Ist der Koch noch da, der Franzos? Mein armer Graf! Machen Sie Ihr Schläferl!"

Sie sah sich nach Milo um, gab ihm einen befehlenden Wink und schritt, von ihm gefolgt, aus dem Saal. Langsam, nach rechts und links schauend, ging sie durch die Flucht der Zimmer mit dem wehmüthigen Bewußtsein eines letzten Abschieds von all' diesen Besitzthümern, die einst auf gewisse Weise ihr Eigenthum oder mindestens Gegenstände ihrer Verfügung gewesen waren.

Im Schlafgemach stand sie still, es war auch auf dieser Seite die letzte Pièce in der Reihe. Milo zog die Gardinen auf und öffnete die Fenster. Hellster Sonnenschein und erquickende Luft strömten herein. Rosa warf sich in einen niederen Sessel. Auch hier war noch Alles unverändert. Auf einem der Nachtschränkchen stand

noch derselbe Armleuchter neben dem Zündapparat, nur daß die Kerzen neu und unangebrannt waren.

Rosa drückte ihre Verwunderung darüber aus, daß man Alles so unangetastet gelassen hatte. Milo erklärte, daß Baron Ranghof den Befehl dazu gegeben, daß man blos eine gründliche Säuberung des Hauses und aller darin enthaltenen Geräthschaften vorgenommen, es dem jungen Grafen überlassend, wie er die Zimmer eintheilen und die Möbel stellen wolle.

Während er sprach, betrachtete ihn Rosa von neuem mit aufmerksamer Bewunderung, so daß sie kaum auf den Sinn seiner Worte hörte. Nachdem er zu sprechen aufgehört hatte, sammelte sie sich nachdenkend und sagte:

„Herr Intendant! Wir zwei sind im Vergleich mit allen den hohen Herrschaften nur gemeines Volk, aber ich denke darum, wir werden das rechte Herz für einander haben. Sie sehen mir ganz so aus, daß man Ihnen Alles sagen kann!"

Er nickte mit ernster Würde und sie fuhr fort:

„Der alte Graf hat mich sehr gliebt und hätte mich gern glücklich gemacht. Ich wäre gewiß seine Frau geworden. Noch gewisser ist, daß, wenn er Zeit gehabt hätte, Testament zu machen, er mir viel, vielleicht Alles hinterlassen hätte. Nun ist er aber plötzlich gestorben und es hat sich nichts für mich gefunden. Ich habe aber einmal eine Aeußerung von ihm gehört, die mich auf den Gedanken bringt, daß an einem verborgenen Ort etwas für mich hinterlegt sein kann, Geld oder eine Schrift, die ebensoviel werth ist."

Milo fragte nach der Lage, nach der Beschaffenheit des verborgenen Ortes.

„Ja, sehen Sie, Herr Intendant", entgegnete sie, „das ist eben der Punkt, der ... wissen Sie, ich habe noch zu keinem Menschen deutlich davon gesprochen. Ich weiß nicht, wie es kömmt, Sie sind der Erste, zu dem ich rechtes Vertrauen hätte. Ich bin ein bettelarmes, verlassenes Weib; wollen Sie mir Hilfe und Verschwiegenheit versprechen?"

Milo betheuerte, daß er sich gern für Jeden bemühe, der in Noth und Kummer sei und daß wenn kein Unrecht, besonders kein Unrecht gegen

seinen Herrn, von ihm verlangt würde, sie auf seinen ganzen Beistand rechnen könne.

„Ja, das wär' schön und gut", rief sie, indem sie ihn mit glühenden Augen betrachtete; „es fragt sich aber, was Sie für ein Unrecht gegen Ihren Herrn halten? Wenn sich nun eine Schrift fände, die ihm von der Erbschaft wieder etwas wegnehmen wollte?"

„Dann würden Sie es auch bekommen", versicherte Milo, „mein Herr ist in Geldsachen nur zu nobel und wenn Sie ein Recht an ihn haben, dann sind Sie auch schon sein Freund."

Milo seufzte bei diesen Worten und Rosa konnte seinem schwermüthigen Blick nur eine Deutung geben, die ihr stark sich regendes Gefühl für den schönen Mann noch verstärkte. Mit zitternder Stimme sagte sie: „Sie sollen Alles wissen."

Und nach einer Pause der Sammlung begann sie:

„Es war in diesem Zimmer, vor ungefähr einem Jahr. Ich komme mit dem Grafen vom Nachtessen herüber und die Hängelampe da oben war angezündet. Der Graf war sehr lustig und

hat über Alles was ich gesagt habe, gelacht. Auf einmal verlangt er, daß ich mich mit dem Gesicht zur Thür' stellen soll und warten bis ich ein Wunder sehe. Ich wende ihm also den Rücken und guck' auf die Thür. Wie ich aber nichts sehe und nichts höre, drehe ich mich wieder um — da war kein Graf mehr da — ganz verschwunden. Ich war bis in den Tod erschrocken. Das Zimmer hat gar keinen andern Ausgang als die Thüre, an der ich selber gestanden. Ich suche in allen Winkeln, ich schreie und will zuletzt zur Thüre hinaus. Da höre ich rufen, drehe mich um, der Graf steht wieder auf dem alten Platz und lacht unbändig, so daß er sich die Seiten halten muß.

„Mir aber war gar nicht zum Lachen", fuhr Rosa nach einer Pause fort, „und ich habe dem Grafen keine Ruhe gelassen, er hat mir sogleich erklären müssen, wie er das Kunststück gemacht hat. Wenn man irgendwo drückt, so geht die Wand auf, ganz ohne Lärm, und man kann dahinter verschwinden. Der Graf hat mir erzählt, daß dies für den geistlichen Herrn so eingerichtet war, dem einmal das Schloß gehört hat.

Da hat bei Nacht ein Besuch kommen und in der Früh wieder fortgehen können, ohne daß Jemand im Hause etwas davon gemerkt hat. — Bevor man das Haus verkauft hat, so hat der Graf ausdrücklich zu mir gesagt, hat man den Eingang von der andern Seite fest vermauert, so daß der geheime Gang jetzt zu so etwas nicht mehr zu gebrauchen ist. Es ist überhaupt nur so viel mehr davon übrig, daß man einen Schrank hat, einen verborgenen Aufbewahrungsort, wo man für Personen, die man liebt, heimlich etwas hinterlegen kann. Dabei hat mich der Graf gar zärtlich angesehen. Das ist Alles."

„Milo hatte während dieser Erzählung die verborgene Wand in's Auge gefaßt und fragte jetzt, warum Rosa das geheime Versteck nicht von der Verlassenschafts-Behörde habe untersuchen lassen.

„Ich habe kein Vertrauen gehabt zu den Gerichtspersonen", war ihre Antwort, „nicht einmal zum Doctor Bologner. Ich habe immer allein suchen wollen und wie ich einmal mit den Gerichtsleuten hier war, ist mir die Courage

ausgegangen, ihnen zu zeigen, wie vertraut ich mit diesem Zimmer bin.“

Rosa hielt inne, weil ihr einfiel, daß sie ja diesen Umstand jetzt auch einem fremden Manne verrieth. Er hatte jedoch kein Auge für ihre Verlegenheit, da er bereits ganz und gar mit der Wand beschäftigt war.

„Sie haben also mit Niemandem davon gesprochen, daß der geheime Gang existirt?“ fragte er.

„Mit keinem Menschen auf der Welt, außer mit Ihnen jetzt“, betheuerte sie, „aber mir scheint wirklich, Sie haben die Wand schon aufgekriegt.“

Sie sprang in großer Erregung auf und stand neben Milo.

Es war nicht schwer, den Drücker zu entdecken und seine Handhabung herauszufinden, wenn man einmal von seiner Existenz unterrichtet war, während man ohne diese Kenntniß niemals durch Zufall dazu hätte gelangen können.

Aus der geöffneten Wand drang dumpfe Luft und eine finstere Höhle that sich auf. Milo

untersuchte zuerst den beweglich gewordenen Theil der Wand von Innen.

„Die Mauer läßt sich nicht von Innen wieder zumachen“, sagte er, „das sehe ich, derselbe Drücker draußen öffnet und schließt sie. Jetzt wollen wir weiter schauen.“

Er trat aus dem finstern Raum wieder heraus, zündete die Kerzen auf dem Nachtschränkchen an und nahm den Armleuchter zur Hand. Dann that er einen Schritt in den finsteren Raum und hieß Rosa vorsichtig über einige nicht mehr feste Stufen hinabsteigen, indem er ihr vorleuchtete. Die letzte Stufe stieß unmittelbar an eine dicke und schwere eiserne Pforte, die jedoch nicht verschlossen und nach Innen zu aufzustemmen war. Sie befanden sich in einer kleinen viereckigen Kammer, in der sie zur Noth aufrecht stehen konnten. Der Raum war vollkommen leer, ohne Geräthschaften, und die Luft darin kaum athembar. Bei der geringen Ventilation, von der nicht gleich zu erkennen, wie sie bewerkstelligt war, verdüsterten sich die Flammen auf dem Armleuchter und drohten zu erlöschen.

Da zeigte Milo mit dem Finger auf einen Gegenstand am Boden, im Winkel.

Rosa hob ein graues Blatt Papier vom Boden auf, ähnlich einer großen verstaubten Visitenkarte. Sie an das Licht haltend, las Rosa laut den Namen, der darauf gedruckt stand. Milo ließ den Armleuchter fallen, erhaschte ihn aber sogleich wieder und sagte:

„Lesen Sie den Namen noch einmal!“

Sie las: „Franz von Kurbel.“ —

„Wer ist das?“ fragte sie, „hab' nie von ihm gehört.“

Gleichgiltig übergab sie Milo das Blatt, mit dem sie nichts anzufangen wußte, nachdem sie es hin und her gewendet hatte. Milo nahm es fest in die linke Hand, ohne es zu zerknittern.

„Sie sehen, Frau Kolliner,“ sagte er, „daß hier nichts für Sie zu finden ist. Kommen Sie hinauf, das Sprechen ist hier schwer.“

Rosa flog heraus und hinauf.

Milo sah sich noch einmal sorgfältig nach allen Seiten um. In dem kahlen Kerkergemach war nichts weiter zu entdecken. Oben handhabte er den Drücker, bis die Wandöffnung wieder

festschloß, löschte die Kerzen und sagte zu Rosa, die enttäuscht und niedergeschlagen, die Hände im Schooß gefaltet vor ihm stand:

„Von den Gerichtsherren konnte Niemand in der geheimen Kammer gewesen sein, sonst hätte man das Stück Papier, obgleich nichts darauf steht als ein leerer, fremder Name, nicht liegen gelassen, sondern zum Inventar genommen. Es scheint also Niemand von der Existenz des verborgenen Ortes etwas zu wissen. Ich bitte Sie, Frau Kolliner, weiter darüber zu schweigen, wie Sie bisher geschwiegen haben; ich bitte Sie darum zu Ihrem eigenen Nutzen. Mir könnte es ja ganz gleichgiltig sein, ich habe in dieser finsteren Höhle nichts zu suchen.“

Milo war unter Umständen Diplomat; er gab dem Blick, mit dem er Rosa jetzt betrachtete, den Ausdruck persönlichen Interesses.

Rosa war davon bewegt, entzündet.

Sie erwiederte den Blick und fühlte sich so schwach, daß sie sich wieder auf den Sessel niederließ.

„Sie meinen also, Herr Intendant,“ sagte sie, „daß für mich — was kann ich noch hoffen?“

„Das gehört nicht zu meinen Sorgen," erwiederte Milo, „ich habe nur mit Pferden und Waffen zu thun."

Der letzte Theil dieses Gespräches wurde schon auf dem Rückweg zum Salon geführt, wo Frau Schopfin fest eingeschlafen war. Einige Zeit bedurfte es, bis Rosa, die „Schwiegermutter" marschfertig gemacht hatte. Milo begleitete die Damen die schöne, große Treppe hinab, während er aber ausschließlich mit dieser Pflicht der Artigkeit beschäftigt zu sein schien, wälzte er die widersprechendsten Gedanken im Kopfe umher. Sollte er dem Grafen Victor die Existenz des geheimen Verließes bekanntgeben und was er darin gefunden hatte, oder würde dies nicht eine zwecklose Beunruhigung sein? War Franz v. Kurbel ein Bekannter des verstorbenen Grafen oder einer seiner Leute gewesen?

Man war unter das Portal gelangt, als eine hübsche Equipage vor dem Hause stillhielt. Ein hochgewachsener alter Herr stieg ab und war im Begriffe zwei Damen und einem Knaben, die noch im Wagen saßen, beim Aussteigen behilflich zu sein. Da erblickte er Rosa im Portale

und ohne Zögern klappte er den geöffneten Schlag wieder zu, wechselte mit seinen Damen einige Worte und befahl dem Kutscher, nach dem fürstlichen Schloßgarten zu fahren. Noch einen Augenblick sah er den Fortfahrenden nach bis sie in einer Biegung des Weges verschwunden waren, dann wendete er sich um, und als ob er die Frauen im Portale jetzt erst gewahr würde, machte er eine Miene angenehmer Ueberraschung und zog artig den Hut.

„Entzückt, Sie wieder einmal zu sehen, schöne Frau!" sagte er zu Rosa. „Sie kennen mich wohl nicht mehr, ich aber vergesse ein solches Gesicht mein Lebtag nicht mehr, wenn ich einmal so glücklich war —"

„Habe auch die Ehre," unterbrach ihn Rosa schnippisch. „Sie haben einmal hier mit dem Herrn Grafen von Ardenner gefrühstückt, es war an einem Freitag, ich weiß es, weil der Herr Graf nachher zu mir gesagt hat, der Baron Ranghof, es ist doch etwas an dem Aberglauben mit dem Tag —"

Der Baron zeigte darüber keine Empfind-

lichkeit, es ergötzte ihn vielmehr. Lächelnd erwiederte er:

„Ja, der Graf Onkel war mir nicht gewogen, weil ich es mit dem Grafen Neffen zu gut gemeint habe. Nun, der Neffe wird jetzt hier residiren. Oder sollten Sie, Frau Kolliner“ — fügte er mit malitiöser Miene hinzu — „hier in einer vergessenen Commode ein Document gefunden haben, das den jungen Grafen noch in der letzten Stunde aus dem Hause seiner Ahnen wirft?“

„Es ist noch nicht aller Tage Abend,“ sagte Rosa mit angenommenem Stolze; „mein Wagen wartet, kommen Sie, Frau Schopfin.“

Sie wendete sich mit einem warmen Abschiedsblick von Milo, mit einem ziemlich ungnädigen Kopfnicken vom Baron ab und lenkte ihre zierlichen Schritte dem Gasthof zu, wo der Wiener Fiaker ihrer wartete. Im Heimfahren war sie zuerst so trübe und in sich gekehrt, daß sie mehrere Anreden ihrer Begleiterin nicht beantwortete, weil sie dieselben nicht hörte. Plötzlich aber fiel der Strahl der untergehenden Sonne so verklärend auf ihr Antlitz, daß Frau Schopfin überrascht ausrief:

„Meiner Treu! Sie sehen aus, als ob Sie einen Heiligenschein um den Kopf hätten. Schade, daß der Doctor Bologner Sie jetzt nicht sehen kann.“

Rosa antwortete nicht. Als aber der Sonnenstrahl hinabgetaucht war, ohne daß die Züge Rosa's ihren seltsamen Hellglanz verloren, da meinte die Begleiterin, es müßte sich in dem gräflichen Hause am Ende doch heimlich ein Schatz gefunden haben.

Rosa war zu oft in Wiener Localstücken aufgetreten, als daß sie den Doppelsinn des Wortes ungenützt hätte fallen lassen können.

„Freilich habe ich einen Schatz gefunden,“ sagte sie, „aber ich weiß noch lange nicht, ob er mein Schatz sein wird. Erinnern Sie sich, Frau Schopfin, was ich Ihnen gestern von dem Glück der Schneiderstöchter und von einer rechtschaffenen Lieb' gesagt habe. Mir scheint, ich bin dabei.“

Mehr war über diesen Punkt vorläufig nicht aus ihr herauszubekommen.

Inzwischen hatte Baron Ranghof das Haus in Waltersdorf in Alarm gebracht. Kaum war

Rosa verschwunden, so kündigte er Milo die sogleich bevorstehende Ankunft der Herrschaft an.

„Morgens ist ein Brief in Wien angekommen,“ sagte er, „den man mir durch eine Estaffette nach Baden geschickt hat. Sie reisen nicht über Wien, sie kommen auf der Triester Straße, von der sie gleich hieher einbiegen können. Ich bin geschwind mit Frau und Kindern herübergefahren. Da war aber gerade die hübsche Frau Kolliner da. Natürlich hab' ich die Meinen fortgeschickt. Jetzt muß aber gleich Einer hinüber in's Schloß, sie holen. Die Frauen sollen nachsehen, ob für die Frau Gräfin alles richtig vorbereitet ist. Dann wollen wir noch ein Bischen Aufputz des Portals. Zu einem Triumphbogen ist es zu spät. Dem Grafen wird es angenehm sein, wenn er in der Heimat von guten Freunden empfangen wird. Wir wollen ihn und die Seinen nur begrüßen und dann gleich verschwinden, denn sie werden nicht wenig müde sein von der Reise.“

Der alte Herr war sehr redselig, besonders wenn ihn eine Freude bewegte. Während die geringe Zahl noch vorhandener Dienerschaft auf

die Nachricht der Ankunft geschäftig hin und her lief, hielt er Milo fest:

„Graf Victor hat Sie mir in seinen Briefen so sehr gerühmt, daß ich, weil er sich nicht leicht etwas vergibt, eine hohe Meinung von Ihnen habe, Milo. Ich wiederhole Ihnen, wenden Sie sich in Allem, was der Graf bedürfen sollte, wenn Sie als Fremder keine Auskunft wissen, nur an mich. Graf Victor ist mir wie ein Sohn, ja wohl, mein armer gottseliger Arnold, mein zweiter Sohn war mit ihm zugleich auf der Neustädter Akademie und sie waren zusammen Du und Du. Was haben die für Streiche gemacht! Sie müssen wissen, den Zöglingen ist es streng verboten, wenn sie auf Ferien in Wien sind, sich allein, ohne Begleitung ihrer Verwandten öffentlich zu zeigen. Die beiden Jungen aber kehren sich daran nicht und gehen eines Sonntags in ihrer Uniform stolz auf der Bastei spazieren. Da sehen sie mit ihren guten Augen von Weitem einen Oberst aus der Akademie auf sich zu kommen. Zum Glück kann er sie noch nicht bemerkt haben. Was thun meine Buben? Sie bitten zwei Herren, die gerade vor ihnen

hergehen, sich in sie einhängen zu dürfen. Das wird erlaubt. Wie der Oberst näher kömmt, salutirt er zuerst und macht respectvoll Front. Die Jungen glauben, er will sie auslachen. In der Akademie sollen sie rapportiren, mit wem sie auf der Bastei gegangen sind. Sie werden roth und verlegen. „Ich will es Ihnen melden“, sagt der Vorgesetzte, „mit Seiner kaiserlichen Hoheit, dem jungen Sohn Sr. Majestät des Kaisers, Erzherzog Franz Karl und Allerhöchst dessen Adjutanten. Es ist aber auch schon Befehl da, daß es Ihnen nachgesehen werde.“ — Das war nur einer von den Streichen —“

Die Ankunft der Seinen unterbrach den Baron.

Eine Stunde später hörte man das eigenthümliche Peitschenknallen, wie es nur von guten Trinkgeldern animirte Postillone hervorzubringen verstanden. Vier Pferde brachten einen behaglichen Reisewagen vor das Portal des Hauses.

Achtes Capitel.

Die Jahre vergehen und Gras scheint zu wachsen über Ereignissen, die nur im Bewußtsein weniger Menschen noch vorhanden sind. Unterirdisch aber wühlt wie ein Maulwurf die ewige unlösbare Verkettung aller Erdendinge fort und der Tag kommt, um den Beweis zu liefern, daß nichts geschieht, das nicht eine immerwährende Wirkung hätte, das in Schweigen und Vergessenheit spurlos verlaufen könnte.

Graf Victor hatte seine Sorge wegen des vertauschten und geraubten Ringes dem treuen Diener mitgetheilt und sie waren übereingekommen, alle in das Haus kommenden Briefe und Sendungen wohl zu überwachen. Was von unbekannter Hand an die Gräfin von Ardenner gerichtet wurde, mußte erst dem Grafen ausgeliefert werden, um die Unverfänglichkeit des Zu-

geschickten zu prüfen. Milo war ganz der Mann, diesen Dienst in der Art zu versehen, daß die Ueberwachung selbst Geheimniß blieb, ohne jemals an Sorgsamkeit und Strenge zu verlieren.

Milo hatte sich entschlossen, nachdem er das geheime Verließ neben dem Schlafzimmer wiederholt untersucht, von der Existenz desselben sowie von dem Fund der Karte mit dem Namen Kurbel's dem Grafen Mittheilung zu machen, weil nach Milo's Ansicht das Vorhandensein der geheimen Kammer eine Beruhigung gewähren konnte.

„Wenn der Russe sich jemals in unsere Nähe wagen sollte", sagte Milo bei dieser Gelegenheit, „so nehme ich es auf mich, den Verfluchten in die verborgene Höhle zu sperren. Sie ist zum Kerker eingerichtet und hat vielleicht einmal dazu gedient. Die Mauern sind so dick hinter der Eisenthür, daß man selbst das Hämmern auf einen Amboß im Hause nicht hören würde, viel weniger eine menschliche Stimme. Er kann in diesem Gefängniß sterben und vermodern, ohne daß eine Ahnung in die Welt dringt, wohin der Mann gerathen. Für den Frieden des

Hauses muß Alles gethan werden und das Verbrechen verliert seinen Namen, wenn es diesem Zwecke dient. Wie ist es aber möglich, daß Kurbel schon einmal an diesem Orte war?"

Dieser Umstand bildete auch für den Grafen Victor einen Gegenstand namenlosen Befremdens. Er nahm sich vor, bei allen Freunden und Dienern seines Oheims nach den Beziehungen desselben zu Franz von Kurbel zu forschen, der ihm auch in den Tagen vertrautester Freundschaft, als sie zusammenreisten und oft genug Grund hatten, vom alten Grafen in Wien zu sprechen, niemals eine Andeutung gegeben, daß er mit dem Oheim des Freundes einmal in persönliche Berührung gekommen wäre. Jahre der Forschung ergaben jedoch hinsichtlich dieses Punktes kein Resultat.

Milo erinnerte von Zeit zu Zeit daran, die Forschung trotzdem nicht aufzugeben.

In der Einbildungskraft des treuen Dieners hatte sich die Vorstellung festgesetzt, daß Franz von Kurbel früher oder später einen Versuch machen werde, in das Haus zu dringen, in welchem er, nach der zurückgelassenen Karte zu

schließen, schon einmal gewesen sein mußte. Ebenso fest stand bei Milo für diesen Fall die geplante Einsperrung des Feindes. Diese konnte jedoch nur mit Sicherheit ausgeführt werden, wenn die Existenz des Kerkers wie bisher der Kenntniß der Menschen entzogen blieb. Genugsam hatte er sich überzeugt, daß außer ihm und dem Grafen nur noch Rosa Kolliner diese Kenntniß hatte, eine allerdings gefährliche, weil eine weibliche Mitwissenschaft.

Es galt daher zunächst, sie ungefährlich zu machen.

Diese Rücksicht bestimmte ihn, die schöne Dame im usurpirten Trauerkleide zu besuchen, sobald seine Obliegenheiten ihn nach Wien führten.

Man bekömmt sogleich ein offeneres Auge für eines Andern Charakter und Absichten, wenn es sich fügt, daß man etwas von ihm haben will. Milo brauchte nicht lange, um zu erkennen, daß Rosa keine jener gediegenen Naturen war, deren verläßliche Mitwirkung man zu irgend einem Zwecke gewinnen könnte — der sie nichts weiter angeht, von dem sie keinen Nutzen haben. Zugleich aber war er durch ihren überaus warmen

Empfang erst aufmerksam gemacht worden, daß sie eine allerliebste Frauensperson, deren leichtblütiges Temperament und angenehme Beweglichkeit sein schweigsames und ruhiges Gebahren gleichsam ergänzt hätte, wenn er frei von hindernden Pflichten an seinen Lebensgenuß hätte denken können.

Warum sollte er aber nicht daran denken?

Als er ihr die betrübsame Mittheilung gemacht, daß vorläufig keine Aussicht, im verborgenen Verließ eine Erbschaft für sie zu finden, gab sie ihm gleich offenherzig eine genaue Schilderung ihrer ungewissen Lebenslage, und zu dem warmen Ton dieses Vertrauens stimmten Blicke und Mienen, die ihn überzeugen mußten, daß sie von keinem Menschen lieber als von ihm Hilfe empfinge.

So war denn auch die Verständigung nicht schwer.

Er bat sie, sich auf ihn zu verlassen und bot ihr seinen Schutz und für spätere Zeit auch seine Hand an. Sie nahm dies zuerst mit aller theatralischen Verschämtheit auf, die sie aus ihren Rollen übrig hatte, sodann aber mit einer natür-

lichen Freude, die keineswegs unschicklich war und ihr sehr wohl anstand. Für den „bildschönen" Mann von Anfang an entflammt, hatte sie jetzt auch halb aus seinem Wesen und Sprechen, halb instinctmäßig herausgefühlt, daß man Vertrauen zu ihm haben, daß man an der Brust eines solchen Mannes wohl geborgen sein müsse.

Nicht gerade erhöht wurde ihre Freude durch die Erklärung, daß die Verbindung hinausgeschoben bleiben müsse. Er machte ihr deutlich, daß er für jetzt Alles daran setzen müsse, ein geheimes Archiv in der finstern Höhle des Waltersdorfer Schlafzimmers, von deren Existenz nur sie und er wüßten, herauszugraben, was unmöglich sein würde, wenn noch Jemand von der verborgenen Räumlichkeit Kenntniß hätte, daß also die endliche Verbindung von ihrem weitern unverbrüchlichen Schweigen abhängig sei. Einstweilen wollten sie sich als Braut und Bräutigam betrachten.

Auf diese Weise erkaufte Milo das Schweigen der Mitwissenden.

Hatte er sich gewissermaßen nur für die Zwecke seines Herrn verlobt, so machte er diesem doch nicht sogleich Mittheilung davon. Er wollte erst zusehen, wie sich die Dinge in dem neugegründeten gräflichen Hause gestalten werden. Dem Frieden dieses Hauses müsse Alles geopfert werden, hatte er dem Grafen selbst erklärt.

Bis zu Weihnachten ging das Leben des jungen gräflichen Ehepaares in jener starken, äußern Beschäftigung hin, die wie nicht die Zeit auch nicht das Bedürfniß aufkommen läßt, mit ruhiger Besinnung in den Zustand der eigenen Seele hinabzutauchen. In einem Palais in Wien mußte für den Winter eine Wohnung genommen und eingerichtet werden, die Antrittsbesuche in den Kreisen, die man fortan frequentiren sollte, mußten abgestattet werden. Bei all' diesen kleinen Mühen und Sorgen stand die Familie des Freiherrn von Ranghof dem jungen Paare hilfreich zur Seite. Die Baronin hatte Anastasia ganz in ihr Herz geschlossen und machte sie schon durch ihr eigenes Wesen mit der Wiener Gemüthlichkeit und mit den Anforderungen derselben vertraut, so weit diese damals im Ton

und in den Formen selbst der höchsten Gesellschaft berücksichtigt wurden.

An den Grafen aber schloß sich vorzugsweise die Tochter des Barons, Natalie, an, die sich mit naiver Offenheit, im Andenken an ihren verstorbenen Bruder, den guten Kameraden des Grafen nannte. Sie diente ihm als Secretär, sie besah, wählte und erstand für ihn Kunstsachen, die der Schmuck der neuen Häuslichkeit sein sollten, sie sorgte, daß Freunde der Ranghof'schen Familie, die dem Grafen werth oder nützlich werden konnten, zur rechten Zeit anwesend waren. Dabei unterließ sie nicht, in günstigen Augenblicken durch lebhaftes Geplauder den Reiseplänen Victor's zu schmeicheln, der überhaupt keiner anderen Leidenschaft fähig zu sein schien, als der für das Wandern in fremden Ländern.

Daß Natalie von den Absichten, die ihr Vater einst mit ihr gehegt und die ihm durch die unerwartete Heirat Victor's so schmerzlich waren vernichtet worden, keine Ahnung gehabt, war nicht einen Augenblick zu bezweifeln, weil sie sonst unmöglich in ihren Verkehr mit dem

Grafen so viele naive Unbefangenheit zu legen vermocht hätte. Ebenso wenig aber wäre zu bestreiten gewesen, daß sie jenen Absichten mit Bereitwilligkeit entgegengekommen wäre. Denn sichtlich war ihr Wesen beschwingt und wie von einem höheren Impuls bewegt, wenn sie die Gesellschaft des Grafen theilen, oder für ihn beschäftigt sein konnte.

Hatten sich Mutter und Tochter in das gräfliche Paar getheilt, so war auch der gute alte Herr, Baron Ranghof, nicht leer ausgegangen. Seine ganze Liebe fiel dem Jüngling Spiridion zu. Schon daß dieser aus reiner Inbrunst des Glaubens Convertit geworden, machte ihn für die katholische Gesinnung des Barons zu einem Heiligen. Und als dem alten Beamten, an dessen Jugend das Josephinische Zeitalter spurlos vorübergegangen war, nun gar bekannt wurde, daß sich Spiridion mit großem Eifer für den geistlichen Beruf entschieden hatte, da wollte er es sich nicht nehmen lassen, den jungen Montenegriner dem Erzbischof von Wien vorzustellen. Graf Victor aber hatte Verbindungen mit der fürstlichen Familie, der Waltersdorf ge-

hörte und die einen Cardinal unter ihren Gliedern zählte, und zog es vor von dieser Seite die Einwirkung auf die nächste Lebensgestaltung Spiridion's zu empfangen. Dieser wurde unter den größten Empfehlungen und Gunstbezeigungen, die ein Kirchenfürst zu ertheilen vermag, vorläufig einem Seminar in Wien übergeben.

Alle diese Angelegenheiten hatten die Zeit bis zum Eintritt des strengen Winters lebhaft in Anspruch genommen. Nun sollte nach so vielen Vorbereitungen der eigentliche Lebensgenuß, das Behagen und Glück einer jungen Ehe sich einfinden. Im Hause selbst und nicht in der Gesellschaft sollte es zunächst zu finden sein, schon weil Anastasia sich in gesegneten Umständen befand und den Aufregungen, selbst den vergnüglichen, eines großartigen Winterlebens ferngehalten werden mußte.

Victor hatte die erste Kunde vom Zustand seiner Frau durch den Arzt erhalten. Schon dieser Umstand bewies die geringe Annäherung, den Mangel an Vertraulichkeit bei dem jungen Paare. Victor schätzte sich glücklich, daß seine Frau nicht anwesend war, als er vom Arzte

jene Mittheilung empfing, denn der Graf hatte sie mit einem Ausdruck des Schreckens aufgenommen, der fast in Zorn übergegangen wäre, wenn das maßlose Erstaunen des Heilkünstlers, der für seine Botschaft Freudensprünge erwartet hatte, nicht Selbstbeherrschung geboten hätte.

Anastasia empfing von ihrem Gemal einen kalten, von der Form dictirten Glückwunsch und wurde gleich darauf allein gelassen. Schon oft hatte sie sich gefragt, was eigentlich mit ihr vorgegangen war, zum erstenmale aber hing sie diesem Gedanken mit ganzer Besonnenheit nach. Schon seit jenem ersten Frühstück im Seeschlößchen bei Cattaro, als sie den Streit über die Ringe geführt, war ihr Victor ein Fremder geblieben, aufmerksam, gefällig, dienstbereit, aber fremd. Kein Kuß, kaum ein Händedruck war seitdem zwischen ihnen gewechselt worden. Sie blieben bei Tag durch die Gesellschaft, bei Nacht durch die große Entfernung zwischen ihren Zimmern getrennt. Sollte diese Lebensweise das Symbol sein für die Trennung ihrer Herzen? Aber sie liebte ihn ja!

Wem durfte, wem konnte sie sich anvertrauen? Die Menschen ihrer Umgebung, selbst die so befreundeten Ranghof waren doch nicht Menschen ihrer Heimat. Spiridion? Ach, wie verändern die Verhältnisse das Vertrauen zu Menschen, ohne daß diese selbst sich verändern! Noch vor einem Jahre hatte sie zu dem um zwei Jahre ältern Bruder wie zu einem höhern Freunde emporgeblickt, dem man Alles sagen könnte — und jetzt, was war er der verheirateten Frau gegenüber? Ein Knabe, dessen unschuldige Seele man schonen mußte und die keinen Rath zu geben vermocht hätte.

Allein gerade der Gedanke an Spiridion war eine Stütze für die Gräfin. Hatte sie nicht eine Mission der Entsagung, der des Bruders ähnlich, übernehmen wollen, als sie sich entschlossen, dem Grafen ihre Hand zu reichen? Und hatte er nicht in jedem Sinne Wort gehalten? Denn nicht Liebe war ihr von ihm versprochen worden, nur die Erlösung von einem verabscheuten Feinde hatte sie für den Geliebten unternommen und diese Befreiung war auch bewirkt worden. So mußte sie sich denn sagen, daß sie nur gefunden,

was sie gesucht, wenn sich auch in dem Verhältniß zu ihrem Manne eine nicht vorausgeahnte, unerklärliche Bitterniß fand, der sie keinen Namen zu geben und gegen die sie keine Anklage zu erheben wußte.

Graf Victor war durch die Nachricht, daß Anastasia Mutter werden sollte, nicht blos bekümmert, sondern beängstigt. Sollte es ihm bestimmt sein, dachte er beständig, seinen Namen einem Sohne geben zu müssen, den er als solchen in seinem Herzen natürlich nicht anerkannte und den er seines Ursprungs wegen im voraus verabscheute? Alle Consequenzen einer That, auch die der Zeit nach am fernsten liegenden, können dem Bewußtsein in dem Augenblick, da die That begangen wird, schon gegenwärtig sein, nicht aber auch die Empfindungen, von welchen die Consequenzen begleitet sein werden. Victor hatte nie gedacht, daß ihn die natürliche Folge des Geschehenen im Augenblicke ihres Eintritts, so fürchterlich ergreifen würde.

Mehr als jemals suchte Victor Zerstreuung außer dem Hause, am meisten bei der Familie Ranghof, wo ihn Natalie mit allem Aufwand

ihres geweckten Geistes umgaukelte; dort konnte er zuweilen sogar kindisch werden, ausgelassen lachen und sich mit Adrian, dem erst achtjährigen Bruder Natalien's, in den Zimmern umher-treiben, um den Knaben plötzlich zu erhaschen und in dessen Zügen nach Aehnlichkeiten mit dem ver-storbenen Kameraden Arnold zu forschen.

Die kindliche Herzlichkeit bildete zu dem sonst so kalten und abgeschlossenen Wesen des Grafen einen so ergreifenden Contrast, daß selbst Fremde, die ihn zum erstenmale beobachteten, davon be-wegt waren. Ein Herr von Hahnenberg, ein Mann von etwa 35 Jahren, Kreishauptmann in einer österreichischen Provinz, sehr reich, so daß man von ihm sagte, er wäre aus Passion Be-amter, aus Liebe zum Titel und zur Beschäfti-gung, befand sich in dienstlichen Angelegenheiten in Wien und hatte in dieser Beziehung viel mit Baron Ranghof zu verkehren. Hahnenberg sah den Grafen, wie er die Spiele des kleinen Adrian theilte, und das Herz ging ihm darüber auf, so daß er den Grafen eindringlich um einen Besuch in der Provinz bat, wo er ihm im nächsten

Herbste die schönsten Jagden zur Verfügung stellen wollte.

„Ich muß bis dahin freilich etwas unternehmen", erwiederte Victor, „ich suche eine Beschäftigung im Staate, aber wer weiß, in welchen Winkel der Monarchie mich der nächste Herbstwind blasen wird."

In der zweiten Hälfte des Monats Mai nahm das gräfliche Paar seinen Sommeraufenthalt in Waltersdorf und in den ersten Tagen des Rosenmonats brachte Anastasia ein Mädchen zur Welt.

Für Victor war das Geschlecht des Kindes gewissermaßen eine Erleichterung. Ein Mädchen mußte den Familien-Namen, den er ihm zu geben hatte, einst wieder ablegen. In dieser Befriedigung fand er sich gestimmt, an das Bett der jungen Mutter zu treten und ihr die Hand zu küssen, ein so natürliches und doch unter den gegebenen Verhältnissen für Anastasia so aufregendes Zeichen der Annäherung, daß es für ihren Zustand beinahe gefährlich geworden wäre.

Milo hütete sich wohl, den Grafen bei dem eingetretenen Segen des Hauses zu beglückwün-

schen, allein je weniger die Physiognomie des Herrn auf eine große Familienfreude schließen ließ, um so mehr lag dem aufmerksamen Diener daran, daß eine solche bei den untergeordneten Leuten, die zum Hause gehörten, nicht sollte bezweifelt werden können. Milo, der längst von Allen, selbst vom Personal der Wirthschaftskanzlei als die rechte Hand des Herrn geehrt wurde, zeigte sich zur Geburtsfeier der gräflichen Tochter ungemein fröhlich, veranstaltete ein gemeinsames Mahl der Höherbediensteten und um sich dabei die richtige Stimmung zu geben und zu erhalten, verrieth er zum erstenmale, was er bisher selbst dem Grafen verborgen hatte, daß auch er, der bisher ausschließlich der Ergebenheit für seinen Herrn zu leben schien, eine Frau zu nehmen gedenke.

Brausender Jubel der Befreundeten, die den ernsten Mann, den sie niemals so heiter gesehen, liebgewonnen hatten, lohnte die Kunde, die nicht verfehlte, alsbald auch dem Grafen zu Ohren zu kommen. Er ließ Milo zu sich kommen und stellte ihn ob seiner Verschwiegenheit zur Rede.

„Mir kann es nur erwünscht sein“, sagte

Victor, „wenn mein treuester Diener, mein Freund, wie ich gerne sage, sich bei mir so glücklich als möglich fühlt. Wer ist die Erwählte und kann sie dem Hause attachirt werden?“

Milo betheuerte, wie sehr gerade seine bisherige Verschwiegenheit ein Beweis, daß die Sache noch in weitem Felde liege.

Ich könnte meine Frau nicht in das Haus ziehen“, erklärte er, „ich könnte aber auch das Haus nicht aufgeben, so lange wir vor einer Ueberraschung nicht sichergestellt sind.“

Der Graf schwieg lange, dann sagte er langsam.

„Es ist wahr. Sicherheit und Ruhe gibt es für uns erst, nachdem wir erfahren haben werden, daß Kurbel todt ist. Jetzt wissen wir nicht einmal, ob und wo er lebt. Ich will trachten, dies zu erfahren und von Allem was sich mit ihm ereignet, in Kenntniß gesetzt zu werden. Bis dahin, armer Milo, mußt Du Dich mir weiter opfern.“

Er schwieg eine Weile und fuhr dann fort:

„Ich kann Dich jetzt um so weniger im Hause entbehren, als ich selbst bald das Haus

verlassen werde. Du mußt fortfahren, von allen Sendungen und von allen Menschen, die über die Schwelle kommen, genau unterrichtet zu sein. Ich aber" — fügte er mit einem traurigen Lächeln hinzu — „ich suche Arbeit."

Und als ihn Milo verwundert ansah:

„Ja, Arbeit. Ich vermisse die großen Summen, die ich Kurbel in den Schlund werfen mußte. Geld zu verdienen ist aber für einen Edelmann eine verflucht schwere Sache, sein Rang taugt nicht dazu. Dennoch muß etwas gefunden werden. Die Rente meiner Frau, wie groß sie auch sei, soll fortan ihr und ihrem Kinde allein gehören."

Milo hielt diesen Augenblick für den richtigen, um zu erzählen, daß sowohl Baron Ranghof, als Doctor Bologner über die Sendung des Erbschaftsgeldes nach Cattaro verwundert waren und über den Verbrauch dieser Summen gerne Erkundigungen eingezogen hätten.

Daran knüpfte Milo die Warnung, weder durch geheimnißvolles Verhüllen, noch durch eine leichsinnige Andeutung zu einer Forschung in

diesem Punkte anzuregen, sondern jede bezügliche Frage zu überhören.

„Noch hat selbst Ranghof keine gewagt", sagte Victor, „aber Du hast recht. Der kleinste entdeckte Umstand deckt möglicherweise Verborgenes auf, das mit ihm in Verbindung steht. Um so mehr muß ich fort und um so mehr mußt Du der Wächter des Hauses bleiben. Aber erzähle mir die Geschichte Deiner Verlobung."

Aus diesem Bericht ging hervor, daß Milo sein persönliches Glück dem Interesse seines Herrn nicht nur unterordnete, indem er standhaft auf die Verwirklichung verzichtete, so lange er sich dem Dienste ausschließlich widmen zu müssen glaubte, sondern daß er auch in demselben Interesse überhaupt erst zum Heiratsplan gekommen war.

Am nächsten Tage fuhr der Graf nach Wien und besuchte Rosa Kolliner. Sie wohnte nicht mehr in der eleganten Behausung der Jägerzeile, aber sie hatte in derselben Vorstadt einige nette kleine Räumlichkeiten inne. Frau Schopfin war noch immer bei ihr, auf besondern Wunsch Milo's, der seine Braut unter weiblichem Schutze

wissen wollte, wurde aber nicht mehr „Schwiegermutter" genannt und Rosa trug auch nicht mehr Trauerkleider.

Als Victor sich melden ließ, war Doctor Bologner gerade anwesend und verbarg eine kleine Verlegenheit beim Eintritt des Grafen unter der demüthigen und redseligen Begrüßung desselben.

„Frau Kolliner hat hoffentlich keine Processe?" fragte Victor mit ernsthafter Sorglichkeit.

„Er macht mir den Proceß, Herr Graf," erwiederte Rosa lachend, „aber darf ich bitten, mir zu sagen, was mir die Ehre verschafft?"

Victor war nicht sicher, ob er in Gegenwart des Doctors von dem Brautstand sprechen durfte, der vielleicht dem Fremden noch Geheimniß war.

„Wir sind ja schon seit langer Zeit liirt, Frau Kolliner", sagte der Graf endlich, „wenn wir uns auch heute zum erstenmale sehen."

Ein leises Erröthen, ein niedergeschlagener Blick Rosa's gefielen dem Grafen. Er blickte fortan gütig auf das schöne Weib.

Sie aber hob raschen Muthes die Augen zum Grafen auf mit den Worten:

„Eine Annäherung meiner geringen Person an Ihr hohes Haus, Herr Graf, steht erst bevor.“

„So darf ich also offen davon sprechen?“ fragte er.

Sie nickte zustimmend.

„Sie sind die Braut meines Milo Kikeretsch“, fuhr er fort, „des besten Mannes, den ich auf dieser Welt kennen lernte, und den ich lieber Freund nenne als Viele, die durch Rang und Titel ein Recht darauf zu haben glauben.“

Rosa klatschte freudig in die Hände und sagte zum Doctor gewendet:

„Sehen Sie, das ist mein geheimer Nothhelfer, mein unsichtbarer Heiliger, an den Sie nicht haben glauben wollen. Er heißt: rechtschaffene Liebe. O, ich bin glücklich, daß ich einen solchen Heiligen endlich gefunden hab'. Denken Sie sich, Herr Graf, der Doctor hat mir gerade eine schauderhafte Zukunft ausgemalt. Er hat eine kleine Besitzung bei Mödling, dort sollte ich hinziehen und sie ihm — bewirthschaften. Meine Liebe zu einem Bedienten, wie er sagt, nennt er den dümmsten meiner Streiche. Der würde mir bald durchgehen und mich dem Elend

überlassen. Darum sollte ich des Doctors Hand ergreifen, die er mir natürlich — nicht reichen will."

Der Doctor begegnete dieser Anklage nur, indem er lachend seine knirschenden weißen Zähne zeigte.

Der Graf erhob sich.

„Ich bin blos gekommen, Frau Kolliner, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie, so lange Milo Sie liebt und nicht über Sie zu klagen hat, als zu meinem Hause gehörig betrachte. Ich schätze mich glücklich, eine Möglichkeit gefunden zu haben, Milo Freude zu machen und sein Glück zu befördern. Vorerst muß Ihre Heirat noch hinausgeschoben bleiben, das wissen Sie. Daß Sie aber sorglos warten können, daran zweifeln Sie nicht."

Er ging und dieser Besuch nahm Lasten von Rosa's Herzen und ersparte Milo, sich mit dem Ersinnen von Beschwichtigungsgründen zu quälen, wenn Rosa auf die endliche Vollziehung der Verbindung drang.

Im August, in demselben Monat, in welchem Anastasia ein Jahr früher geheiratet hatte, fand in Waltersdorf die feierliche Taufe des neu-



geborenen Kindes statt. Es empfing den Namen Aurora zur Erinnerung an die in der Heimat gebliebene kleine Schwester seiner Mutter.

Am Morgen dieses Tages kündigte Victor seiner Frau an, daß er sich für längere Zeit entfernen, oder richtiger ein neues Domicil wählen werde, von welchem aus er nur von Zeit zu Zeit, etwa einmal im Jahre, zu kurzem Besuch nach Hause kommen wollte.

Ein Erzherzog, ein Bruder des Kaisers Franz, residirte in einer Provinzialhauptstadt, und durch Vermittlung des fürstlichen Besitzers von Waltersdorf war Graf von Ardenner zum Obersthofmeister jenes Erzherzogs ernannt worden. Herr von Hahnenberg, der seinem Amte in derselben Provinzialhauptstadt vorstand und von dem es nun hieß, daß er sich um die Hand Natalien's von Ranghof bewerbe, hatte sich dem Fürsten zum Zwecke jener Vermittelung sehr thätig und hilfreich erwiesen.

Victor versicherte seiner Frau, daß die Stelle seinen Wünschen und Kenntnissen vollkommen entspreche, ihn aber natürlich auch nöthige, seinen

beständigen Aufenthalt an der Seite des Erzherzogs zu nehmen.

„Dieses Opfer“, sagte Victor, „wird mir durch ein Einkommen vergolten, wie ich es brauche.“

„Sind wir in der Lage, darauf ausgehen zu müssen“, fragte Anastasia verwundert; „ich bin reich und wenn Du Mittel nöthig hast, ich kann meine Güter belasten, ich kann sie verkaufen.“

„Um keinen Preis der Erde!“ rief Victor heftig, wobei ihm das Blut in die Wangen stieg wie bei Scham oder Entrüstung. Doch sah er rasch ein, daß er sich beherrschen mußte, um einen Affect nicht zu verrathen, den er nicht zu erklären vermocht hätte. Er fügte daher mit Gelassenheit hinzu:

„Ich will auch einmal versuchen, wie eine Gage behagt, wenn man nicht mehr Soldat ist.“

„Und Du willst Deine Häuslichkeit opfern?“ fragte Anastasia. „Hindert Dich Deine neue Stellung Weib und Kind bei Dir zu haben? Ich glaube, das müßte dem Obersthofmeister des Erzherzogs nur noch mehr Ansehen geben.“

Ungeduldig fuhr er auf:

„Jetzt ist es zu spät, darüber zu sprechen, es ist schon Alles so eingerichtet. Ich reise morgen. Die Wagen fahren schon an. Jetzt gehören wir den Gästen."

Er ging und Anastasia blieb noch einen Augenblick an ihrer Stelle, bevor sie sich in den Salon verfügte. In der Entfernung Victor's von den Seinen, in dieser barbarischen Trennung, die nur durch kurze Besuche unterbrochen werden sollte, schien ihr ein Geheimniß zu liegen, welches mit dem seines ganzen Verhaltens ihr gegenüber in Verbindung stehen mußte, wenn es nicht dieses Geheimniß selbst war. Sie glaubte plötzlich eine Spur zu haben, um sich die Abreise, die neue Lebensstellung Victor's zu erklären. Die Spur leitete auf Natalie Ranghof. Dieser Augenblick war nicht der geeignete, um darüber nachzudenken. Anastasia aber war entschlossen, diesen Tag, den letzten der Anwesenheit ihres Gatten, nicht vergehen zu lassen, ohne, den geselligen Pflichten und des Zudrangs von Fremden ungeachtet, mindestens in Beziehung auf jene Spur einen Aufschluß zu erlangen.

Neuntes Capitel.

Die Tafel war aufgehoben. Victor hatte mit scheinbarer Leichtigkeit alle Obliegenheiten des liebenswürdigen Wirthes erfüllt, wobei er, wie Anastasia wahrnahm, die ihn verstohlener Weise nicht aus den Augen ließ, mehr Wein trank, als sonst seine Gewohnheit war, ohne Zweifel, um sich die erregte Stimmung zu geben, die ihn über das Lästige seiner Aufgabe leichter hinwegtragen sollte.

Bei Sonnenuntergang nahmen die meisten Gäste Abschied und kaum war das Geräusch der fortrollenden Wagen verhallt, als Anastasia bei den noch anwesenden vertrauteren Freunden die Entschuldigung in Anspruch nahm, welche die noch nicht ganz gekräftigte Gesundheit der jungen Mutter darbot, und sich zurückzog.

Einer jener räthselhaft schönen Sommerabende brach an, wenn das Tagesgestirn längst hinter den Bergen verschwunden ist und das Licht dennoch von der herrlich geschmückten Erde sich nicht zu trennen vermag.

Anastasia saß müde, halb liegend in ihrem kleinen Erkerzimmer, das ihr das liebste war, wenn sie einsam sein wollte. Fati hatte ihr den Ruhesitz in die Nähe des Fensters gerückt, an welchem eines jener optischen Spielzeuge befestigt war, welche der Geschmack jener Zeit noch an den Fenstern von Landhäusern anzubringen liebte. Man konnte durch die künstlich gestellten Spiegel nach Richtungen in die Ferne blicken, welche sich dem freien Auge entzogen. Fati hatte die Vorhänge, die zu beiden Seiten zurückgeschoben waren, herabfallen lassen, so daß der Luftzug, indem er mit ihnen spielte, noch besondere Kühlung bot.

Jetzt, allein gelassen, hatte Anastasia Zeit, den Gedanken vom Morgen wieder aufzunehmen. War Natalie nicht schon in Victor's Jünglingsjahren mit ihm befreundet gewesen? Hatte nicht die Baronin Ranghof in einer vertrauten Stunde Anastasia gestanden, welche Hoffnungen einst der

alte Freiherr auf den Grafen von Ardenner gesetzt hatte? Und Natalie hatte sich so offen, fast leidenschaftlich, zur Freundschaft mit Victor bekannt, auch als dieser an der Seite eines ihm angetrauten Weibes in die Heimat zurückgekehrt war.

Liebte Victor das Mädchen und erklärte dies seine Kälte für sie, für Anastasia? Hatte er Natalie vielleicht schon damals geliebt, als er, weiß Gott! aus welchen geheimnißvollen Ursachen um die Tochter des Montenegriners geworben?

Und jetzt sollte Natalie sich vermälen. Ihr Freier war es: jener Herr von Hahnenberg, das hatte Victor heute selbst gesagt, der mitgewirkt, dem Grafen die neue Lebensstellung zu vermitteln. Dazu mußte Natalie ihren künftigen Bräutigam angeregt haben. Victor verdankte also diesem Mädchen auch den Posten, den er als ein Glück betrachtete.

Plötzlich sprang Anastasia auf, von Glut überströmt. Ein Gedanke war ihr gekommen, der ihr die Schamröthe in die Wangen trieb und sie mit Verzweiflung zu erfüllen drohte.

Lebte der Erzherzog nicht in derselben Stadt wie Hahnenberg? Sollte Natalie nicht nach dieser Stadt heiraten?

Anastasia riß die Vorhänge auseinander, sie konnte nicht Luft genug haben.

Draußen lag der schöne Abend auf dem weiten Garten wie ein Friedenspsalm, der nicht gehört und nur gefühlt werden kann. Die unglückliche Frau wandte sich von diesem Schauspiel ab, das sie früher so oft getröstet, beruhigt hatte. Dabei fielen ihre Blicke in die künstlichen Gläser und sie sah in einer Gegend des Parkes, die sie nicht einmal erkennen konnte, Victor mit Natalie, Arm in Arm, eine Allee durchschreiten. Sie gingen langsam und kehrten wieder um, sie waren im eifrigsten Gespräch. Natalie sah oft an der hohen Gestalt ihres Begleiters empor und preßte manchmal ihr Tuch an die Augen. Offenbar weinte sie beim Abschied von dem geliebten Manne. Plötzlich blieb das Paar stehen. Natalie zog ihren Arm aus dem Victor's, entfernte sich einige Schritte von ihm und hob die gerungenen Hände zum Himmel. Er trat ihr wieder näher und sprach eifrig und lange. Sie ließ die Arme

sinken, faltete die Hände im Schooß und hörte ihn gesenkten Hauptes an. Dann blickte sie einmal zu ihm auf und ohne den Blick von ihm zu wenden, sank sie langsam in die Kniee. Sie schien um etwas zu bitten, was er zu verweigern schien. Endlich reichte er ihr, der noch immer Knieenden, die Hand, die sie an ihre Lippen drückte . . .

Mehr sah Anastasia nicht. Sie wankte zurück nach dem Ruhesitz, in dessen Kissen sie ihr Antlitz vergrub. So lag sie, unbeweglich. Die Schatten der Nacht fielen immer dunkler über sie.

Im Hause ward es allmälig still. Die letzten Gäste fuhren aus dem Schloßhof. Man hörte das Portal schließen. Der Graf war in seinen Zimmern, er hatte seinen Kammerdiener, einen Engländer Namens French, rufen lassen, um sich über die völlige Bereitschaft zur Reise Bericht erstatten zu lassen. Dann gebot der Graf das Löschen der Lichter in seinem Salon und das Anzünden seiner Schreiblampe. Sein Schreibzimmer befand sich neben seinem Schlafgemach und sobald er allein war, ließ er sich zum Schreiben nieder. Was er auf das Papier brachte,



war nicht reich an Zeilen, dennoch dauerte die Aufzeichnung lange, weil er sie durch Pausen unterbrach, in denen er, die Wange auf die Hand gestützt, in Nachdenken sich verlor. Aus der Veränderung seiner Miene dabei hätte man schließen können, daß die Gedanken nicht denselben Inhalt hatten wie das Schreiben. Manchmal stand er auf, sah durch die geschlossenen Scheiben in die Nacht hinaus, die finster und stürmisch geworden war, und ging dann im Zimmer umher, bevor er sich wieder am Schreibtisch niederließ.

Eine ferne Thurmglocke schlug elf Uhr, als er eben seinen Namenszug unter das Schreiben setzte. In diesem Augenblick vernahm er im Salon nebenan Geräusch. Schritte waren nicht zu hören, man mußte im Dunkeln an die Möbel gestoßen haben. Er ergriff die Schreiblampe und öffnete die Thüre des Salons; Anastasia stand knapp vor ihm.

„Ich mußte noch Luft haben", sagte sie, „ging im Hof umher, sah noch Licht bei Dir und sah Deinen Schatten sich bewegen!"

Er stellte die Lampe wieder auf den Schreib-

tisch und rückte ihr artig den einzigen Lehnsessel zurecht, den das Zimmer hatte.

„Es ist recht gut", sagte er, „daß Du noch gekommen bist, es wird mir eine andere Stimmung geben; Unerwartetes unterbricht manchmal so hübsch das Gleichmaß der Stunden."

„Unerwartet komme ich Dir wohl immer", sprach sie langsam, „aber ob ich Deine Stimmung in eine freudigere zu verwandeln die rechte Frau bin, ich bezweifle es."

Er lehnte, die Arme kreuzend, nachlässig am Schreibtisch.

„Anastasia!" erwiederte er, „Du weißt, ich habe eine gewisse Angst vor allem Pathetischen. Bist Du nicht blos gekommen, um zu plaudern? Hast Du mir etwas Bestimmtes zu sagen?"

„Ja!"

„So sprich es einfach aus."

„Es thut mir weh, daß Du von mir gehst, Victor, aber ganz unglücklich macht mich der Gedanke, daß Du nicht scheidest, um Deine materielle Lage zu verbessern, sondern — nur um von mir zu scheiden."

„Dem ist nicht so."



„Wenn dem nicht so ist, wenn Du mich nicht aus Abneigung fliehst, so opferst Du unser Zusammenleben einer Grille, und dies steht im Widerspruch mit Deinen Verheißungen.“

Er sah sie verwundert an.

„Ich glaube, Du darfst nicht klagen“, sagte er, „in Deinen Gefühlen bist Du nicht getäuscht worden; ich habe Dir wenig genug versprochen.“

„Getäuscht?“ wiederholte sie mit zitternder Stimme; „doch vielleicht —“

Sie stockte; leise mit abgewendetem Gesichte fügte sie hinzu:

„Wenig genug versprochen! Dann täuschte mich, daß ich einmal zu viel gefunden; — doch gleichviel!“

Er machte eine Bewegung, als ob er einen Gegenstand suchte, um sein Gesicht in den Schatten zu bringen; dann kehrte er an seine Stelle zurück.

„Es ist wahr“, fuhr sie fort, „nicht Liebe hast Du mir verheißen, aber alles Gute und Beglückende, womit Freundschaft, Hingebung das Leben schmücken kann; jedes Opfer versprachst Du, als Du um mich warbst, um mir das meiner Einwilligung abzuringen. Die Trennung, die

Du vor hast, steht im Wiederspruch mit diesen Verheißungen. Indessen glaube nicht, daß ich die Erfüllung Deiner Zusagen erzwingen will. Ich weiß, daß man von der Leidenschaft nicht gerade das fordern darf, was sie um jeden Preis flieht. Denn die Trennung von mir bedeutet eine Vereinigung mit —"

Sie hielt inne."

„Was meinst Du?" fragte er gelassen.

„Warum", fuhr sie immer eifriger und leidenschaftlicher fort, „warum willst Du die Trennung vom Hause, nicht zu einer Trennung von unserm bisherigen Leben machen? Du liebst! Ich gebe Dir Deine Versprechungen, ich gebe Dir Dein Gelöbniß am Altar zurück. Ich werfe mich meinen Eltern wieder in die Arme. Dein Kind wirst Du mir lassen, Du hast noch nicht ein einzigesmal verlangt, es zu sehen. Geben wir uns den Scheidebrief! Und fürchte nicht, daß die Religion, der wir angehören, Dich hindern könnte, dein Ziel zu erreichen. Du wirst Dich mit der Geliebten vermälen. Der Papst gibt den Dispens dazu. Der Cardinal, der Oheim des Fürsten, der jetzt so viel für Dich gethan,

wird Alles möglich machen. Du wirst glücklich sein und es wird Dir nicht schwer fallen, Diejenige ganz zu vergessen, an die Du schon jetzt nur widerwillig und gezwungen denkst. Du wirst glücklich sein —"

Ein krampfhaftes Aufschluchzen drohte ihre Stimme zu brechen.

„Ein Traum!" sagte Victor kalt, im Tone des Bedauerns.

Wort und Ton genügten, um die Bewegung Anastasia's beinahe in Zorn zu verwandeln.

„Warum ein Traum!" rief sie hart. „Bist Du nicht selbst schon an die Verwirklichung gegangen. Du hast Stunden lang geschrieben—"

„An Natalie", sagte er ruhig.

„Ich wußte es!" schrie sie auf, „sie ist es, die Du liebst! Sie war Dir bestimmt! Du hast sie von jeher geliebt, schon als Du um mich warbst."

Ihre Stimme erstickte, sie drückte ihre Hände an die hochwogende Brust, wie um den Sturm niederzuhalten.

Er aber sprach mit derselben gemessenen Freundlichkeit:

„Da Du so viel schon errathen hast, so will

ich Dir Alles vertrauen. Du wirst schweigen, weil es unedel wäre zu sprechen. Lies den Brief."

Er reichte ihr das Schreiben und rückte die Lampe, damit ihr Licht auf das Blatt falle.

Anastasia's erste Bewegung war, den Brief mit Entrüstung zurück zu stoßen. Die Eifersucht aber, die um jeden Preis Alles wissen will, riß sie hin und sie las:

„Liebe Natalie! Sie wünschen, daß ich Ihnen schriftlich zurücklasse, was ich Ihnen mündlich gesagt, Sie wollen daran einen Anhaltspunkt für die Zukunft haben, sich vergegenwärtigen, wie Alles gekommen ist und wie es enden mußte. Ich wiederhole Ihren Wunsch mir mit sichtbaren Buchstaben, denn wenn ich ihn nicht vor Augen hätte, so brächte mich nichts zu dieser Aufzeichnung. — Man sagt, daß Diejenigen, die lieben können, auch sogleich wissen und fühlen, daß sie geliebt werden. Mir ist all' dies versagt. Ich wußte nicht, was die Pläne Anderer für uns bestimmt hatten, ich ahnte auch nicht, daß ein Verhängniß Ihr liebes Gemüth so unselig mir zugewendet hat. Ich ahnte es selbst dann noch nicht, als ich Ihre Verzweiflung bei der

Werbung des wackeren Mannes sah, der Sie so wohl verdient. Ihre Eltern riefen meine Freundschaft für das Haus auf und die Autorität, die sie mir über Sie, liebes Kind, andichten, um mich zu vermögen, Ihre räthselhafte Weigerung zu bekämpfen. Ich gestehe, daß ich die Aufgabe unangenehm empfand und immer hinausschob bis zum letzten Tage meines Hierseins, weil mir Herzensangelegenheiten Anderer so fremd sind, wie sie mir für mich selbst immer geblieben sind.

„Bei meinem Zureden nun heute kam es zu Tage. Die Verzweiflung, daß gerade ich es war, der Sie drängte, Hahnenberg zu erhören, entriß Ihnen das Geständniß, das ich lieber nicht vernommen hätte. Liebe Natalie! Ich trauere nicht deshalb über Ihre Empfindung, weil ich eine Frau habe. Ich bin nicht der Mann mich an Menschensatzungen zu kehren, wenn Ehre oder Liebe dagegen sprechen. Die Natur aber hat es mir versagt, für Frauen Das zu empfinden, was die Edlen, die Verehrungswürdigen des Geschlechtes allein beglücken kann. Was ich von solcher Empfindung, mühselig genug, in mir aufzutreiben vermag, gehört meiner armen Frau.

„Sie wollten als Preis für das unendlich schmerzliche Geständniß, daß ich Ihnen fortan nichts mehr sage, daß ich es Ihnen erlasse, auf die Wünsche Ihrer Eltern einzugehen. Sie wollten von jetzt an einsam, entsagend leben und noch glücklich mit dem Gedanken Ihrem Herzen ganz treu geblieben zu sein. Sie warfen sich mir zu Füßen, um meine Billigung dafür zu erlangen. Nein, Natalie! Das Lebensglück ist nicht Lebensgenuß und auch nicht Schmerzensgenuß; es ist Schuldlosigkeit, vorwurfsfreie Thätigkeit für Menschen, die man ganz und voll lieben kann. Dies ist um so wahrer, weil sogar schon ein junger Vagabund wie ich, es sagen kann. Diese geliebten Menschen, deren Wünschen Sie leben müssen, sind Ihre Eltern; sie haben zwei blühende Söhne verloren, ein Unglück, von dem ich nicht zu ahnen vermag, wie man es übersteht. Die Eltern brauchen endlich ein Glück. Sollen sie die Augen schließen, ohne die geliebte Tochter an der Stelle gesehen zu haben, die sie ihr für das Leben anweisen wollen?

„Sie waren bis zur Dankbarkeit bewegt, Natalie, als ich in meiner ungeschickten Bered-

samkeit der Stadt erwähnte, nach der ich berufen bin, wo ich fortan hauptsächlich leben werde: Auch diese Illusion darf nicht aufkommen. Die Vergangenheit muß rücksichtslos zertreten werden, sonst gibt es keine gute Zukunft. Herr von Hahnenberg hegt das lebhafteste Verlangen mit Erhöhung seiner amtlichen Position nach Wien versetzt zu werden. Ich werde ihm durch Protection dazu verhelfen noch bevor er heiratet und ihm dadurch den Dienst vergelten, den er mir jetzt auf Anregung des Fürsten beim Erzherzog geleistet hat. Sie brauchen sich von Ihren Eltern nicht zu trennen.

„Leben Sie wohl, Natalie. Wenn der theure kleine Adrian, den ich nicht aus den Augen verlieren will, der mich so lebhaft an meinen verstorbenen Kameraden erinnert, ein Jüngling, ein Mann geworden sein wird, dann wollen wir uns wiedersehen. V. v. A."

Anastasia ließ die Hand mit dem Blatte sinken und blickte mit dem Ausdruck des Staunens auf ihren Gatten.

„Vergieb' mir!" sagte sie leise.

Am liebsten wäre sie in seine Arme gefallen.

Er aber nahm gleichmüthig und ernsthaft wie früher das Blatt aus ihrer Hand und couvertirte und siegelte es in ihrer Gegenwart.

„Milo wird den Brief bestellen", sagte er, „er allein weiß, wie es zu geschehen hat. Wenn Du in meiner Abwesenheit einen Menschen brauchst, dem Du Dich rasch und sicher anvertrauen kannst, so wird Dir Milo an Geschicklichkeit, Treue und Verschwiegenheit das Vollständigste leisten. Ihn lasse ich zu Deinem Schutze zurück. Er wird nicht ermüden, zu wachen."

Anastasia blieb in Gedanken versunken.

„Warum nennst Du mich in diesem Briefe eine arme Frau?" fragte sie endlich.

„That ich das?" erwiederte er nachsinnend; „ich wußte es nicht mehr. Aber — in Wahrheit — Du hättest ein besseres Loos verdient."

„Ich bin zufrieden", entgegnete sie, „wenn ich von Deinen Empfindungen habe, so viel als Du selbst davon hast. Jetzt aber, da Klarheit zwischen uns ist, noch einmal: Warum willst Du mich verlassen?"

„Ich habe es Dir gesagt: um mein Einkommen zu verbessern; das Gut trägt so wenig."

„Ich sage Dir aber: wie unnöthig ist das! Lasse mich walten . . .“

„Nein!“ rief er einigermaßen heftig, denn in diesem Punkt allein verließ ihn die Ruhe. Hatte er sein Weib nicht verrathen, im buchstäblichen Sinne verkauft und ihr dafür die natürliche Gattenliebe entziehen müssen? Sollten sich an das Entsetzliche, das ihn drückte, immer noch mehr Gewichte hängen? Zwischen ihm und Anastasia fehlte jene Gemeinsamkeit, die es dem Manne ermöglicht, die eheliche Gütergemeinschaft ohne Scrupel zu genießen. Dazu kam, daß der Gedanke an das Geschehene, der Wurm, der ihm heimlich an der Ehre nagte, die Entfernung von dem Gegenstande, an dem die Schuld verübt worden, von Anastasia, die er bemitleidete, ohne sie deshalb lieben zu können, zu einem Bedürfniß, zu einer Wohlthat machte.

Diesen Gedanken sich entwindend, sagte er mit wiedergewonnener Ruhe:

„Auch will ich jetzt ein wenig andere Welt sehen, später nach Italien reisen, vielleicht in der Suite des Erzherzogs. Brechen wir davon ab.“

Anastasia erhob sich und blieb zögernd stehen.

„Lebe wohl!“ sagte sie mit dem Tone der weichsten Innigkeit.

Ihre Hand zuckte der seinen entgegen; er sah es und reichte sie ihr schnell.

Sie hielt sie einen Augenblick fest.

„Diese Hand ist heute schon geküßt worden, ich bin eifersüchtig auf diesen Kuß.“

Rasch drückte sie ihre Lippen auf seine Hand und entfloh, als ob sie etwas Ungeheueres verübt hätte.

Schluß des ersten Bandes.

Späte Vergeltung.

Roman

von

Hieronymus Lorm.

II. Band.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1879.

Erstes Capitel.

Jahre vergingen, ohne an den Verhältnissen etwas zu verändern. Anastasia machte sich mit der Wiener Gesellschaft immer mehr vertraut und hatte Verkehr und Zerstreuung genug, um daß sich darunter die Wehmuth ihrer Resignation und ihre innerliche Einsamkeit ungesehen verbergen konnten.

Regelmäßig jeden Winter und Sommer kehrte der Graf für einige Wochen in sein Haus nach Wien und Waltersdorf zurück. Dann wurde viele Welt empfangen, große Festlichkeiten fanden im Palais und auf dem Gute statt. Neben der Revanche, die dadurch den Freunden und Bekannten gegeben wurde, welche die Geselligkeit Anastasia's bildeten und sie in Abwesenheit ihres Gatten mit Amüsements zu überschütten suchten, hatten die geräuschvollen Feste für den Grafen noch den Vortheil, daß sie ihn zu keinem intimen Gedankenaustausch mit seiner Gattin, zu keiner

Erörterung über ihre Gemüthslage gelangen ließen. Anastasia hatte sich auch in dieser Beziehung an das Entsagen gewöhnt und nur der Umstand, daß Victor niemals sein Kind zu sehen verlangte und unwillig wurde, wenn man ihm den Anblick desselben aufzudrängen gedachte, erfüllte sie noch mit einer Bitterkeit, welche sie schwerer als jeden andern Schmerz zu überwinden vermochte.

Alles übrigens was sich an Güte und Gefälligkeit aufbieten ließ, ohne daß die eigene Person mit in's Spiel gebracht werden mußte, setzte der Graf ununterbrochen für Anastasia in's Werk. Kein äußerlicher Wunsch blieb ihr unerfüllt. Victor selbst hatte sie veranlaßt, in acht Jahren dreimal mit ihrem Kinde ihre Angehörigen in Montenegro zu besuchen, wobei Fati die von der Gräfin gewählte Begleiterin und Milo der aufmerksame Reisemarschall war, der ihr nicht von der Seite wich. Die in jener Zeit so beschwerlichen Fahrten wurden auf Veranstaltung des Grafen mit aller erdenklichen Bequemlichkeit zurückgelegt.

Er selbst hatte jährlich eine größere oder

kleinere Reise unternommen, war in Rom und in Petersburg gewesen, zuweilen im Auftrag des Staates oder in geheimer Mission an fremden Höfen. Nur persönliches Attachement hielt ihn noch auf seinem Posten beim Erzherzog fest, während ihm bereits die diplomatische Carrière offen gestanden hätte. Zu dieser befähigten ihn weniger die umfassenden Studien, denen er sich in den letzten Jahren überlassen, als die immer mehr sich herausbildende Selbstbeherrschung und Ruhe seines Charakters, wovon er einzelnen Machthabern seines Landes bei Gelegenheit glänzende Proben gegeben hatte.

Immer, wenn er nach Wien oder Waltersdorf zurückkehrte, war eine Unterredung mit Milo sein erstes Geschäft. Der verborgene Hauptzweck seiner Reisen war dem Grafen immer das Erlangen einer sichern Nachricht über Leben oder Tod Kurbel's gewesen, nachdem auf dem Wege der Gesandtschaften alle Erkundigungen hierüber ihr Ziel verfehlt hatten. Milo mußte nun bei jedem Wiedererscheinen seines Herrn über sämmtliche Ereignisse und Besuche im Hause Bericht erstatten, damit auch der Graf seinerseits prüfe,

wie es schon Milo gethan, ob sich daraus nicht eine Spur, eine noch so leise Beziehung auf den Verschollenen und stets noch Gefürchteten gewinnen lasse.

„Er ist wahrscheinlich todt", sagte der Graf, „sonst hätte er schon von sich hören lassen. Mich haben Gedanken und Erfahrungen im Laufe der Jahre erst nachträglich darüber aufgeklärt, daß Menschen wie Kurbel weder durch Ehrenwort noch durch Todesfurcht lange von dem Versuch abzuhalten sind, aus dem Geheimniß eines Andern Vortheil zu ziehen. Bei Kurbel ist das Geld niemals lange seßhaft gewesen. Er müßte bereits hundertmal von der Habsucht angetrieben worden sein, mit einer Entdeckung zu drohen, wenn er noch lebte."

„Mit dieser Ueberzeugung aus bloßen Gedanken", erwiederte Milo, „können wir uns nicht begnügen, wir brauchen Beweise, Thatsachen."

„Es thut mir um Deinetwillen leid, daß Du Recht hast, Milo", sagte der Graf; „Du kannst und willst nicht heiraten, so lange Dein Wächteramt im Hause nicht mit voller Sicherheit aufzugeben ist. Schon um Deinetwillen wollen wir weiter forschen."

So hatte der Graf noch bei seiner letzten Anwesenheit gesprochen und bald nach seiner Abreise ereignete sich ein Umstand, der Milo's thätige Aufmerksamkeit in neue Spannung versetzte.

Die alte Baronin Ranghof hatte es sich bisher nicht nehmen lassen, die ausschließliche Begleiterin Anastasia's bei Festen und Besuchen und überall dort zu sein, wo die junge Gräfin nicht allein erscheinen konnte. Diese hatte sogar für die honneurs in ihrem eigenen Salon eine stets bereite Unterstützung an der Baronin, die sich in dem ruhigeren Kreise des gräflichen Hauses heimischer fühlte, als bei ihrer verheirateten Tochter Natalie von Hahnenberg, wo eine geräuschvollere, jüngere und oft wechselnde Gesellschaft der alten Frau fremdartige und gern vermiedene Eindrücke bereitete.

Die Gräfin von Ardenner, obgleich sie wie eine Witwe leben mußte, war dadurch verhindert worden, sich eine in solcher Lage gebräuchliche Gesellschaftsdame an die Seite zu stellen.

„Lassen's um Gotteswillen kein neues G'sicht in Ihre Spiegel schauen“, sagte die Baronin,

die gern ein wenig den Wiener Dialect durchklingen ließ; „eine Gesellschafterin kann man nicht immer ohne Weiteres aus'm Zimmer schaffen, wenn sie gerad' glaubt, da sein zu müssen. Man braucht dazu eine Kunst, einen feierlichen Vorwand, was oft gar nicht der Müh' werth ist. Denn wir Zwei, das wissen Sie, wollen gerad' dann mit einander allein reden, wenn wir uns kein Sterbenswörtel zu sagen haben. Auch gibt Ihnen eine Gesellschafterin bei Soiréen nicht das rechte Air. Sagen's mir also nicht auf. Mein Mann steckt den ganzen Tag bei seinem Schwiegersohn, meinen Buben laßt der Hofmeister nicht aus und ich hab' nichts Anderes und nichts Lieberes zn thun, als bei Ihnen zu sein. Wir sind halt die Unzertrennlichen. Man nennt uns ohnehin schon die inséparables, wie man jetzt die ausländischen Thiere heißt, Paperln (Papageien) oder was es sonst für Vögel sind."

So war Anastasia, obgleich ihre innere Einsamkeit dadurch nicht gemildert wurde, an den nähern Umgang mit der gemüthlichen Alten gebunden. Auch dachte die junge Gräfin nicht daran, daß sie veranlaßt sein könnte, bei einer Fremden,

wenn auch Jüngern, einen Stützpunkt für das Gemüth auch nur zu suchen. So war es ihr im Grunde gleichgiltig, wer den geselligen Dienst bei ihr versah. Allein weniger delicat als Anastasia gingen endlich die Jahre mit der alten Baronin um. Sie selbst bestand endlich darauf, daß geschehe, was längst nothwendig geworden war, ohne daß Anastasia in ihrer schonungsvollen Art es hatte zugeben wollen. Sogar eine ganz Fremde, eine Gräfin Pork, war mehrmals gekommen, um in Rücksicht darauf, daß ja das Bedürfniß offen zu Tage lag, der Gräfin v. Ardenner eine verarmte Edeldame als Gesellschafterin zu empfehlen.

Anastasia war es von ihrem Gatten unmerklich, ohne daß sie eine Absicht errathen konnte, zur Gewohnheit gemacht worden, von allen Vorfällen ihres Lebens, die keine innerliche Bedeutung hatten und ganz geeignet waren, einem treuen Diener anvertraut zu werden, Milo Kunde zu geben. Dieser war mehrerer Sprachen, wenn auch keiner in dem Grade mächtig, um sich brieflich darin auszudrücken, allein ein Secretär aus der gräflichen Kanzlei war immer zur Hand,

um die Berichte Milo's, oft nur in dem Grafen verständlichen Wendungen aufzuzeichnen und zu expediren.

Anastasia ließ, als sie sich entschließen mußte, der Gräfin York die lang verschobene Antwort wegen der empfohlenen Gesellschaftsdame zu geben, Milo zu sich bescheiden.

„Ich habe Angst vor neuen Personen in meiner Umgebung", sagte sie, „und kann doch der Gräfin York, die mir eine Fremde ist, nicht über Alles und Jedes Fragen stellen. Und doch möchte ich Vieles von der mir zugedachten Gesellschafterin wissen, bevor ich sie auch nur zu einer Entrevue bei mir empfange. Victor, mein Gemal, ist der Meinung, ich könnte mich an Sie wenden, Sie wüßten in allen Dingen Rath, guter Milo."

Dieser rieth nun, ihm einen Brief an die Gräfin York zu geben und ihr darin zu sagen, daß er als Intendant des Hauses über Alles Bescheid wüßte, was die Gräfin etwa noch wissen möchte, bevor sie ihren Schützling zu Anastasia schickt. Er werde seinerseits die Erkundigungen der Gräfin benützen, um aus ihr herauszube-

kommen, was Anastasia über die Empfohlene zu erfahren wünschen könne.

Gräfin Pork war eine kinderlose Witwe an der Schwelle des eingestandenen Alters und trieb zu ihrer Unterhaltung Frömmigkeit und aus Ehrgeiz Wohlthätigkeit. In ersterer Beziehung genoß sie den Umgang jener geistlichen Herren, die unter Umständen gute Causeurs sind; als Andere ausbeutender Korsar der Wohlthätigkeit aber erfreute sie sich der Zuschriften und Freundlichkeiten hochgestellter Personen, die sie nicht ausbeutete, die vielmehr Hilfesuchende, mit denen sie nichts anzufangen wußten und die sie gerne los geworden wären, bequem an die Gräfin Pork verwiesen. In solchen Fällen, besonders wenn der Empfohlene eine Dienstesstelle suchte, hatte sie weniger dessen Würdigkeit, als die Zufriedenheit des hochgestellten Empfehlers im Auge. Diese zu erreichen, ging sie mit einer Art naiver Gewissenlosigkeit zu Werke; sie prüfte nicht lange die Eigenschaften des Protegirten, und wenn sie mit ihm eine Last, vielleicht ein Unglück in fremder Leute Haus brachte — sie glaubte ihnen noch Ehre zu erweisen, wenn sie melden konnte,

daß ein hochgestellter Gönner den ihm erwiesenen Gefallen sehr dankbar aufgenommen habe.

Diese curiose Heilige war doch nur ein natürliches Product der gesellschaftlichen Zustände Wiens in damaliger Zeit. Sie las den Brief der Gräfin Ardenner und sagte zu Milo, den sie vorgelassen, nachdem er den Brief selbst überreichen zu müssen erklärt hatte:

„Schön! Sie sind also der Intendant des gräflichen Hauses? Ich habe schon von Ihnen gehört. Sie sollen ja die rechte Hand des Grafen Victor sein? Da wird es Ihnen leicht werden, die Sache zu richten. Ich brauche Ihnen nur zu sagen, daß es der russische Gesandte ist, den Sie mir verpflichten helfen und daß ich Sie in mein Gebet einschließen werde, wenn es Ihnen gelingt, die — wie heißt sie? — ja! die Kanjewsky, eine ausgezeichnete Frau, bei Ihrer Gräfin unterzubringen.“

Milo war bei Erwähnung des russischen Gesandten stutzig geworden, so sehr, daß er sich nicht einmal die rechte Zeit nahm zu der Verwunderung, wie man einen Diener glaubte bereden zu können, seiner Herrschaft etwas aufzu-

nöthigen, was er nicht kannte. Schnell aber faßte er das einzige Ziel in's Auge, das ihm halb und halb immer gegenwärtig war und fragte:

„Der russische Gesandte hat wohl auch das Haus meiner Gräfin vorgeschlagen?"

„Nein! das hat die — die — die Ka — selbst gethan. Sie kennt sich gleich so gut aus in einer fremden Stadt. Ich wäre freilich bald auch darauf gekommen, denn die Gräfin Ardenner ist gar zu viel allein. Sie sagt mir in dem Brief hier, ich könnte Sie Herr Intendant um Alles fragen, was mich wegen der Stellung der Gesellschafterin im Hause interessirt. Sie können sich denken, wie mir eine Frau, die mir von einem so hohen Freunde empfohlen ist, theuer sein muß, die arme Russin! Ich soll Sie also fragen . . . aber wissen Sie, mich interessirt sie eigentlich gar nicht, und so wäre es am besten, Sie könnten ihr gleich selbst Auskunft geben. Sprechen Sie französisch?"

Milo, dem nichts erwünschter sein konnte als selbst zu der Fremden geschickt zu werden, beeilte sich in französischer Sprache zu versichern, daß er

dieselbe in der Moldau und in der Wallachei im Dienste der Bojaren vollständig erlernt habe.

„Das ist ja recht gut“, sagte die Wohlthäterin in ihrem gewohnten Deutsch; „gehen Sie also selbst zu ihr. Da hab' ich die Adresse. Sie wohnt in der Josefstadt, indessen bei Bürgersleuten, so ist sie heruntergekommen. Ich schreib' noch ein Wort auf den Zettel, damit sie weiß, daß sie bei Ihnen nach Allem fragen kann. So! Denken's an den russischen Gesandten und an mein Gebet. Die heilige Jungfrau wird mit Ihnen sein.“

Milo nahm sich nicht die Zeit, von der Seilerstätte nach der Josefstadt zu gehen, er fuhr. Als sein Wagen an dem bezeichneten Hause hielt, war dort eben auch ein Fiaker vorgefahren, aus dem ein eleganter junger Mann eilig heraussprang. Milo erkannte ihn als einen Herrn von Streckaloff, einen Bediensteten der russischen Gesandtschaft, bei welcher Milo im Auftrag seines Herrn öfter zu thun gehabt.

Der Elegant verschwand in der Loge des „Hausmeisters“. Milo stieg zwei finstere Treppen hinauf zur ärmlichen Wohnung eines alten dürftig

pensionirten Beamten, der sich nebst seiner Frau mit der Küche und einem Kämmerchen begnügte und die eigentlichen zwei Wohnzimmer der Fremden vermiethet hatte. Milo schickte durch die Frau, die ihm geöffnet, den Zettel der Gräfin York hinein und wurde sogleich vorgelassen.

Im Zimmer verbreitete sich ein Geruch von starkem Liqueur. Frau von Kanjewsky lag auf einem Sopha, den Kopf so sehr nach unten zurückgebogen, daß Milo ihre Gesichtszüge nicht zu erkennen vermochte. Abwechselnd gab sie einen ihrer Arme unter den Kopf. Nur der blendend weiße Hals war sichtbar, das Kleid aber verhüllte die Formen ihres Körpers so eng anschmiegend, daß es dieselben zugleich enthüllte.

Sie hatte ihr träges Liegen beim Eintritt Milo's nicht durch die geringste Bewegung verändert, auch bot sie dem Eingetretenen keinen Sitz an. Er stand und wartete auf Stille, um vernehmlich zu sprechen. Denn aus dem Nebenzimmer drang ein so furchtbares Getöse, als ob das wilde Heer darin hauste.

Nach einer Weile sagte die Liegende: „Meine Kinder spielen Räuber und Kosaken.“

Hierauf rief sie einige russische Worte. Der Lärm verstummte, die Thüre des Nebenzimmers flog auf und zwei Mädchen stürzten sich lachend und erhitzt auf die Mutter.

Eines der Mädchen war erwachsen und mochte 18 Jahre zählen. Milo erinnerte sich nicht, jemals in seinem Leben ein so häßliches Frauenzimmer bei solcher Jugend gesehen zu haben. Der Kopf, mit rothen Haaren bedeckt, war aufgedunsen und dick, das Gesicht von der Aufregung geröthet, die Glieder aber waren mager wie Stricknadeln. Man hätte staunen können, daß Jemand bei solchem Aussehen zu lachen im Stande war. Das andere Mädchen war ein Kind von 6 bis 7 Jahren und hatte auffallend schöne Augen. Zwischen den Schwestern war nicht die entfernteste Aehnlichkeit zu entdecken.

Sie entfernten sich auf Geheiß der Mutter, wobei sie einen neugierigen Blick auf Milo warfen, ohne ihm einen Gruß zu schenken.

Frau von Kanjewsky sagte jetzt noch immer in unverändert liegender Trägheit:

„Sie sind also der Intendant des Grafen Ardenner und sehr einflußreich? Ich weiß von

zu Hause nur zu gut, daß die Dienerschaft hauptsächlich von dem leben muß, was sie hinter dem Rücken der Herrschaft gewinnt. Bringen Sie mich in das Haus, so soll es Ihr Schade nicht sein. Um deutlicher zu reden, ich biete Ihnen das erste Vierteljahr meines Gehaltes an."

Also auch hier ein Bestechungsversuch, obgleich praktischer als durch Gebet. Milo war nicht von der körperlichen Beschaffenheit, um heftig lachen zu können. Auch wenn ihm etwas sehr komisch vorkam, verzog er nur den Mund. Was man ihm aber hier zumuthete, verursachte für ihn eine überwältigende Heiterkeit. Er lachte laut.

Die Russin hatte sich zum erstenmale etwas erhoben, um die Wirkung ihres Anerbietens auf seinem Gesichte zu lesen. Sein Lachen hielt sie für eine befriedigte Annahme des Gebotenen und selbst dadurch befriedigt, ließ sie den Kopf wieder zurücksinken.

„Ihre Gräfin", sagte sie, „brauchte an meinen Kindern keinen Anstoß zu nehmen. Ich bin keine närrische Mutter. Die Mädchen kommen in eine Pension und wenn ich sie nur gut aufgehoben weiß, so kümmere ich mich weiter nicht

um sie. Ich kann mich also auf Sie verlassen, nicht wahr? Alles sonst will ich mit der Gräfin selbst ordnen bei der ersten Unterredung, die Sie mir mit ihr verschaffen."

Milo's Gedanken waren rasch wieder zu dem Ernst zurückgekehrt, den die Situation für ihn hatte. Vorsichtig fragte er:

„Müßte es denn für alle Fälle gerade die Gräfin von Ardenner sein? Ich habe auch sonst vornehme Bekanntschaften in der Stadt."

„Das wäre mir nicht so lieb", erwiederte die Liegende gedehnt, „aus der Gräfin wüßte ich vielleicht mehr Vortheil zu ziehen, als aus irgend einer Person in der Welt."

„Da müßten wir ja erst Halbpart machen", sagte Milo keck.

Die Liegende war von diesem Worte so überrascht, daß sie aufsprang, so heftig, daß sie ein Tischchen neben ihr mit der Phiole, aus welcher der starke Liqueurgeruch drang, umwarf. Sie kümmerte sich weder um Tischchen noch Flasche, sondern trat Milo rasch in die Nähe und bohrte die Augen in sein Gesicht. Er konnte jetzt erst wahrnehmen, daß sie eine schöne, wenn

auch schon sehr reife Frau war, vielleicht dem vierzigsten Lebensjahre nahe, von tadellosem Wuchs und einer Gesichtsbildung, der nur eine etwas zu niedrige Stirne Eintrag that.

„Womit wollen Sie Halbpart machen?“ fragte sie.

„Mit dem Vortheil, den Sie aus der Gräfin ziehen wollen, Madame; sie haben ihr ohne Zweifel etwas Verborgenes mitzutheilen, auch ich weiß etwas, und so könnten wir unser Kapital von Geheimnissen zusammenlegen und das Geschäft gemeinsam betreiben.“

„Sie wissen etwas? Existirt eine Correspondenz? Ist der Graf leidenschaftlich? Eifersüchtig? Macht er seiner Frau Scenen?“ fragte die Russin heftig nacheinander.

Diese Fragen lagen so weit ab von der Wirklichkeit, daß sie Milo einigermaßen beruhigten. Indessen galt es den Faden nicht aus der Hand zu lassen und darum erwiederte er:

„Die Correspondenz des Hauses ist mir ziemlich genau bekannt.“

„Wir müssen ausführlich sprechen. Setzen Sie sich.“

Ehe Milo dieser Aufforderung Folge leisten konnte, überbrachte man der Russin eine Karte. Nachdem sie einen Blick darauf geworfen, wendete sie sich zu Milo:

„Nicht in diesem Augenblick! Wann können Sie wiederkommen?“

Milo, dem es darum zu thun war, früher dem Grafen Bericht zu erstatten und vielleicht Instructionen zu empfangen, entgegnete:

„Es gibt gerade jetzt viel zu thun. Könnten Madame mich acht Tage lang täglich um diese Stunde hier erwarten?“

„So sei es!“ sagte die Russin, offenbar ungeduldig, daß er sich entferne.

Im Vorzimmer sah Milo Herrn v. Streckaloff, der dem Fortgehenden sehr aufmerksam in's Gesicht sah, ihn aber nicht wieder zu erkennen schien.

Milo begab sich, in tiefe Gedanken verloren, nach Hause. Graf Ardenner besaß kein eigenes Palais in Wien; die Gräfin wohnte in einer ersten Etage auf dem Lobkowitzplatze. Im Hofraum des Hauses sah Milo eine Miethequipage, einen uralten Rumpelkasten mit zwei kleinen

Pferden, welche die Köpfe hängen ließen und einem Kutscher, den sein weißes Haar besser schmückte als sein abgetragener Livreehut.

Milo erkannte das Gefährte und fragte im Vorübergehen den Kutscher vertraulichen Tones:

„Die Frau Baronin?"

„Der Herr Baron von Ranghof selber", erwiederte der Automedon mit einem gewissen Stolze. Milo dachte, daß es der Gräfin nicht unangenehm sein werde, in Gegenwart des alten Hausfreundes einen Bericht über die Gesellschafterin zu bekommen, so weit er ihr einen solchen überhaupt zu geben geneigt war, und ließ fragen, ob er vorkommen könne. Er durfte erscheinen und hatte kaum erzählt, daß Frau v. Kanjewsky zwei Töchter besaß, von denen sie sich trennen müßte, um ihre Stellung im Hause anzutreten, als Anastasia schon entschlossen war, abzulehnen.

„Gräfin York hat mir nichts davon gesagt", äußerte Anastasia, „daß die Fremde Töchter besitzt. Es wäre mir schrecklich, jeden Augenblick denken zu müssen, jetzt wäre sie tausendmal lieber bei ihren Kindern als bei mir und wird nur durch Zwang und Pflicht festgehalten. Mir ist

schon bange, wenn meine Aurora einmal ohne mich mit der Gouvernante in den Prater fährt. Ich bin nur in Verlegenheit, welchen Grund ich der York dafür angebe, daß ich ihren Schützling nicht einmal sehen will."

„Nun, ich glaube", sagte Baron Ranghof, „der Grund, den Sie eben geäußert haben, müßte genügen."

„Das geht doch nicht", erwiederte Anastasia, „die arme Fremde soll nicht das bittere Gefühl haben, daß ihre unschuldigen Kinder ihr ein Hinderniß im Fortkommen wären."

„Wohl wahr", sprach der alte Herr mit Salbung, „aber brauchen Sie lange nach einem rund des Widerwillens zu suchen? Es liegt ja nahe genug: die Fremde ist eine Russin, also keine katholische Christin."

Ein solcher Grund der Ablehnung gefiel Anastasia ganz und gar nicht und sie blickte wie Hilfe suchend auf Milo. Diesem hätte es keineswegs gepaßt, wenn der Verkehr mit der Fremden ihm durch eine rasche Entscheidung Anastasia's wäre entzogen worden. Er mußte sich und dem Grafen die Möglichkeit festhalten, hier einer auf

Kurbel zurückleitenden Spur zu folgen. Darum erwiederte Milo die stumme Aufforderung der Gräfin mit dem Rath, in einem Briefe an die Gräfin York die Entscheidung für hinausgeschoben zu erklären, bis der Graf, der in kurzer Zeit in Wien eintreffen sollte, seine Meinung abgegeben haben werde.

Anastasia nahm diesen Vorschlag mit einer gewissen Dankbarkeit auf. Ihr selbst wäre es bei der Lage der Verhältnisse nicht natürlich gewesen, den Grafen mit einer Angelegenheit, die nur sie selbst betraf, zu beschäftigen; die Voraussetzung, daß er sich um sie sorgen, für sie bemühen könnte, that ihr wohl, und sie erklärte, den Rath Milo's anzunehmen und in diesem Sinne der York schreiben zu wollen.

Milo suchte sogleich den Secretär auf und dictirte ihm einen Bericht an den Grafen. Nur das Thatsächliche wurde kurz und erschöpfend, gleichsam im Auftrag der Gräfin, gemeldet und nichts beigefügt, was dem Schreiber hätte auffallen können. Für den Grafen aber lag genug darin, um ihm das ganze Interesse, das der Fall für ihn haben mußte, deutlich zu machen.

Als Milo die Gräfin verlassen hatte, sagte der alte Herr:

„Ich bin aber nicht blos gekommen, um Ihnen von der Krankheit meiner Frau zu erzählen. Mich führt eine Angelegenheit hieher, die Sie näher angeht: Spiridion.“

„Wann haben Sie ihn gesprochen?“

„Erst gestern, oder vielmehr schon gestern, denn ich bin sogleich zu ihm in's Kloster gekommen, sobald ich seine Wiederkehr erfahren. Er sagt mir, Sie sind noch immer nicht damit einverstanden, daß er schon die Weihen empfange und sich unwiderruflich binde. Er liebt Sie so sehr, daß er nichts ohne Ihr volles Einverständniß thun will; er meint, er hätte alle seine andern Verwandten verwundet und gekränkt, an Ihnen wolle er es gut machen und Ihnen in keinem einzigen Punkte widersprechen.“

„Er ist mein geliebter Bruder!“ rief Anastasia mit Wärme. „Gott möge ihn beschützen, er soll noch eine Weile der frohen, fessellosen Welt gehören.“

„Aber können Sie es verantworten, ihn so lange seinem Beruf der heiligen Kirche zu entziehen?“

„Der Kirche kommt es auf Monate und Jahre nicht an, man kann sich ihr noch auf dem Sterbebett für die ganze Ewigkeit geloben."

„Hat er denn nicht schon genug gesehen und genossen?" rief der Baron; „wollen Sie, daß er sich die Gunst des Cardinals verscherze? Die Eminenz hat ihn nach Italien mitgenommen, er hat herrliche Tage in Rom, in Neapel und Sicilien verlebt —"

„Immer in Klöstern, oder sonst in geistlicher Gesellschaft", unterbrach ihn Anastasia, „nicht in der Welt."

Sie war lebhaft bewegt, stand auf und ging hin und her."

„Sie wissen nicht, theurer Freund", sprach sie dabei, „was es heißt, so einsam und so verlassen sein, wie man es in einem Kloster ist. Ich weiß es — ich kann mich wenigstens ganz hineindenken. Wer das ungeheuere Opfer bringt, wer sich einem einzigen Gedanken weiht, sei es für Gott oder für einen Menschen, der nimmt in seine Pflicht, in seinen Beruf ein Geheimniß mit, das er Keinem anvertrauen möchte und das beständig in ihm brennt und wühlt; es ist

die Sehnsucht nach nie erlebten Freuden, auf die er doch ein Recht hätte, nach einem einzigen Herzen, das sich einmal mit Liebe für ihn aufthäte. O es ist schrecklich, ein Verirrter im Walde zu sein, der nicht mehr weiß, wohin er gehört, der seinen Namen vergessen hätte und was er in der Welt vorstellen soll."

Sie wendete sich ab, um Selbstbeherrschung zu gewinnen und fuhr dann mit fester Stimme fort:

„Spiridion will ich noch eine Weile bei mir haben. Er ist jetzt reif genug, um mein Vertrauen empfangen zu können und hat vielleicht selbst schon genug erlebt oder gedacht, um das Vertrauen einer Schwester zu bedürfen, zu suchen. Der Frühling ist nahe, ich gehe bald wieder nach Waltersdorf. Dort soll er wenigstens erst noch die Liebe zur Natur fühlen lernen, bevor er dem lieblosen Klosterleben verfällt. Die schöne Natur ist ein lebendiger, stiller Trost für verschwiegene Schmerzen."

Der alte Baron Ranghof erhob sich und sagte mit gutmüthigem Lächeln:

„Ich bin alt genug und hätte die Erfahrung nicht noch einmal zu machen gebraucht, daß man den Frauen gegenüber zuweilen Macht aber niemals Recht hat. Kann man ihnen nicht gebieten, so muß man sich ihnen fügen; sie zu überzeugen, ist man nicht im Stande. Nehmen Sie in Gottes Namen Spiridion auf das Gut mit, da ich's doch nicht hindern kann. Aber ich wasche meine Hände in Unschuld."

Leise fortbrummend verließ er Anastasia.

Zweites Capitel.

Milo, der, wenn er auch nicht selbst verständlich zu schreiben vermochte, doch sehr gut zu lesen verstand, was ihm geschrieben wurde, empfing nach einigen Tagen vom Grafen Victor die folgende Instruction:

„Die Kanjewsky hat man mir schon in Petersburg genannt und ich habe mich überzeugt, daß sie eine ungeschickte Intriguen-Spinnerin ist. Das Wenige, was sie vielleicht anzugeben wüßte und was von Nutzen sein könnte, wird Streckaloff aus ihr herausbekommen. Ich habe ihn für meine Dienste gewonnen, in Folge Deiner Nachricht, daß er sie besucht. Die Sache ist für Deine Thätigkeit nicht wichtig genug, um Dich der Bewachung des Hauses zu entziehen. Geh nur noch einmal der Form wegen zu ihr."

Erst am letzten der von ihm dafür bestimmten acht Tage unterzog sich Milo dieser Aufgabe. Er fand die Russin diesmal aufgeweckter, erregter, aber auch stolzer. Sie saß auf dem Sopha, ihre häßliche Tochter war auf einem Stuhl neben ihr sittig mit einer Handarbeit beschäftigt und ihre hübsche Kleine spielte zu ihren Füßen mit einer neuen Puppe. Im Zimmer herrschte statt Liqueurgeruch Blumenduft, denn es waren starkriechende Bouquets vorhanden.

„Ich dachte, Sie kämen gar nicht mehr", sagte sie zu Milo, „und es wäre auch gleichgiltig gewesen. Der Brief, den Ihre Herrin an meine Freundin York schrieb, will mich auf die Rückkehr des Grafen vertrösten. Ich bin aber ganz davon abgekommen, der Gräfin von Ardenner meine Aufwartung machen zu wollen. Später vielleicht . . . es wird sich ein Weg der Annäherung finden, der mich nicht nöthigt, mich zu demüthigen. Können Sie mir vielleicht etwas von einem Bruder der Gräfin erzählen, der Geistlicher ist oder werden soll?"

Milo that, als ob er sich besinnen müßte, dann sagte er:

„Ja, der! Er lebt immer außer dem Hause und so kümmere ich mich nicht um ihn. Wenn Sie mir aber sagen wollen, was Sie an ihm interessirt, was Sie zu wissen wünschen, so will ich es bald herausbekommen, Madame."

„Ich habe ihn bei der Gräfin York nennen gehört, weiter interessirt mich nichts an ihm."

Sie blickte prüfend in das Antlitz Milo's, der sein Gesicht dieser Prüfung gemäß einrichtete, nämlich so schlau und schuftig als möglich.

„Sie sind wohl mit Ihrem Dienste nicht zufrieden?" fragte sie.

Er zuckte die Achseln.

„Da wäre viel zu sagen und zu klagen", sagte er mit vernehmlichem Seufzer.

„Nun, ich will Sie mir notiren. Wenn ich Sie einmal brauchen sollte, dann ist Ihr Glück gemacht. Ich weiß zu belohnen, wie ich zu bestrafen weiß. Es ist gut."

Diese letzten Worte waren eine Verabschiedung und Milo ging.

Als er beim Fortgehen die Thüre öffnete, drängte sich die Kleine mit ihm zugleich hinaus. Dabei wäre sie bald über seine Füße gefallen, wenn er sie nicht erhascht und in die Höhe gehoben hätte. Er blickte ihr in's Gesicht. Sie sah ihn mit trotzig aufgeworfenen Lippen aus ihren großen, schönen Augen an. Der Ausdruck derselben streifte seine Seele wie eine widerwärtige Reminiscenz, über die er sich nicht sogleich klar wurde. Er stellte das Kind auf den Boden und erst als er auf der Straße war, dachte er an eine Aehnlichkeit des Kindes mit Franz von Kurbel.

Diese Erinnerung weiter ausspinnend, dachte Milo: „Es ist wohl möglich, daß diese Frau einmal die Geliebte Kurbel's war. Doch kann er ihr offenbar nichts von seiner Vergangenheit erzählt haben, was uns anginge, sonst hätte sie nicht versucht, mich zu bestechen und für die Zukunft mit mir anzuknüpfen. Sie kann uns also so weit nicht schaden, nützen aber nur durch eine Auskunft, ob Kurbel lebt und wo. Dies herauszubringen taugt Streckaloff besser als ich; da hat der Graf Recht. Denn erstlich kann der neue

Geliebte den Eifersüchtigen auf die Vergangenheit spielen und sich deshalb Alles erzählen lassen; und zum Zweiten weiß er nicht, welche Wichtigkeit die Sache für uns hat, fragt daher ganz unbefangen wie nach etwas Gleichgiltigem und führt sie nicht in Versuchung eine Lüge zu sagen. Somit brauchte ich mich um diese russische Courtisane nicht weiter zu kümmern. Was aber die fromme Gräfin York für Ideen hat, um so etwas meiner Herrschaft empfehlen zu wollen. Der Teufel!"

Milo konnte sich jedoch bei seiner eigenen Ansicht, daß die Russin keinen Schaden verursachen könne, nicht beruhigen. Gewiß war, daß sie dem gräflichen Hause auf irgend eine Weise noch nahe kommen wollte. Warum hätte sie sonst von Spiridion Kunde haben wollen? Auch dieser Umstand mußte dem Grafen noch berichtet werden.

Milo besaß alle Tugenden des guten Dieners. Zu diesen gehört auch das instinctive Zurückhalten mit der eigenen Meinung. Ein guter Diener berichtet seinem Herrn getreulich Alles, was er im Interesse desselben weiß und erfährt

und vollzieht dann pünktlich seine Befehle, er hütet sich aber wohl, Meinungen und Ansichten als solche zur Geltung bringen zu wollen, wenn er sie nicht zugleich durch Thatsachen zu belegen vermag. Wer blos mit seiner Einsicht dienen will, der macht schon den Versuch zu herrschen. Als der Graf auf die Erkundigung der Russin nach Spiridion kein Gewicht legte und dabei verharrte, daß Milo sich um sie nicht mehr zu kümmern brauche, hielt dieser es, obgleich im Innersten nicht beruhigt, für seine Pflicht, sich nicht mehr mit ihr zu beschäftigen.

Nicht so leicht ward es der Gräfin Pork gemacht, die ihr Empfohlene, die sie schon „weiter zu begeben" geglaubt hatte, aus ihrem Gesichtskreis zu bringen. Herr von Streckaloff hatte eine besondere, mehr auf Heimweh denn auf Liebesweh beruhende Passion für seine reife Landsmännin gefaßt, nachdem er sie in der Gesandtschaftskanzlei lange angesehen und kurz gesprochen hatte. Ein „Banko Guldenzettel Wiener Währung" war hinreichend gewesen, um ihm bei der „Hausmeisterin" Gewißheit zu verschaffen, daß die Fremde nach Außen ein tadellos anständiges

Leben führte. Als zum Personal der russischen Gesandtschaft gehörig, konnte er sich selbst bei ihr einführen. In den ersten Tagen wußten Beide nicht recht, was sie von einander wollen sollten. Sie war froh, eine männliche Stütze in der großen Stadt zu haben, ohne zu wissen, wie weit sie werde vertrauen können; er war froh, von diesem oder jenem russischen Gouvernement sprechen zu können, das sie beide kannten und dabei in ein Gesicht zu blicken, das ihm ausnehmend gefiel. Da erhielt er vom Grafen Victor von Ardenner das Ersuchen, die Vergangenheit der Frau von Kanjewsky zu erforschen und die Namen aller ihrer Liebhaber zu erfahren, vorausgesetzt, daß sie selbst alle diese Namen noch in Erinnerung oder überhaupt jemals gekannt hatte. Streckaloff wäre nichts auf Erden lieber gewesen, als den in der Diplomatie einflußreich gewordenen Grafen von Ardenner zu verpflichten. Streckaloff wurde daher von diesem Augenblicke an mit der Dame wärmer als früher, was sie zunächst dazu benutzte, sich durch ihn bei der Gräfin York, die genug für sie gethan zu haben glaubte, wieder aufzufrischen.

In Wien hatte man damals in den höheren Ständen eine schrankenlose Devotion vor allem Russischen. Dem Mann von der Gesandtschaft wurde es nicht schwer, die allen Mächtigen dienstbereite Gräfin zu überzeugen, daß sie für seine Landsmännin noch etwas thun müsse. Vorläufig konnte nichts geschehen, als ihr die kleinen Abendcirkel der Gräfin zu eröffnen, wo mehrere alte Damen und geistliche Herren sich um den Kaffeetisch sammelten. Der Thee war damals in Wien noch nirgends eingebürgert. Mit dem Zugeständniß, in diese Gesellschaft gezogen zu werden, war Frau von Kanjewsky einstweilen befriedigt.

Schon am ersten Abend ihrer Anwesenheit lauschte sie mit Interesse dem Geplauder eines Weltpriesters Namens Eligius. Man lauschte ihm mit besonderer Aufmerksamkeit, weil er einmal Militär gewesen und sich zu einer so ganz verschiedenen Richtung bekehrt hatte, was ihm ein nicht geringes Relief gab. Er erzählte vom Bruder der Gräfin Ardenner, dem Günstling eines Cardinals, schilderte seine anziehende äußere Erscheinung und was er von seinen Schicksalen wußte, und erregte dadurch die höchste Bewun-

derung der Damen und ihre Begier den jungen Mann persönlich kennen zu lernen.

Eligius, aufgefordert, ihn an einem der nächsten Abende mitzubringen, rief lebhaft:

„Donnerstag und Freitag! Wie soll ich das anfangen? Er ist so schüchtern, daß eine Nonne von ihm in der Schamhaftigkeit Unterricht nehmen könnte. Er hat niemals einer Frau recht in's Gesicht gesehen und in Italien soll er eine schwarze Brille getragen haben, die er nur in Kirchen, Klöstern und vor Heiligenbildern abnahm. Donnerstag und Freitag! Da war ich in seiner Jugend ein anderer Patron!"

Frau von Kanjewsky hatte mit der größten Spannung zugehört. Sie bemächtigte sich jetzt völlig des Erzählers und lobte vor Allem seine Sprache. Sie hätte ihn so gut verstanden. Man spräche zwar in Petersburg sehr viel deutsch, dennoch wäre es ihr bisher schwer gefallen, die Wiener zu verstehen. Höchstens, was er mit „Donnerstag und Freitag" meinte, wäre ihr nicht klar.

„Ja, gnädige Frau", erwiederte Eligius lächelnd, „um Ihnen dies zu erklären, müßte

ich im Beichtstuhl vor Ihnen knieen. Als Husaren-Officier war ich an ein sündhaftes „Donnerwetter!" oder „Donner und Doria" gewöhnt, das habe ich mir nicht anders abgewöhnen können, als indem ich die Worte, die Sie gehört haben, an die Stelle setzte."

Die aufmerksame Hörerin bat ihn nun inständigst, den interessanten jungen Mann an dem nächsten Versammlungsabend der Gesellschaft vorzustellen. Sie bat so lange und mit so schmeichelhaften Worten, daß er es endlich bestimmt versprach; indem er mit einer galanten Verbeugung und mit einem Seufzer hinzufügte:

„Ich habe einer schönen Frau niemals etwas abgeschlagen, wohl aber sie mir."

Wenn er Wort gehalten haben sollte, so konnte Spiridion doch nicht allzu oft in jener Versammlung erschienen sein. Denn kaum eine Woche, nachdem Eligius versprochen, ihn vorzustellen, war schönes Frühlingswetter eingetreten und Anastasia, die sich sowohl nach dem Landaufenthalt, als nach ungestörtem Beisammensein mit Spiridion sehnte, hatte den Aufbruch nach Waltersdorf befohlen. Und der „Noviz" war

mit so viel Freude auf den Vorschlag eingegangen, seine Schwester zu begleiten, als ihm auszudrücken möglich und erlaubt war.

Spiridion war jetzt sechsundzwanzig Jahre alt, hochaufgeschossen und sein stets todtblasses Gesicht gab ihm, weil er dabei ungewöhnlich dichte, kohlschwarze Brauen über den glutvollen Augen von derselben Farbe hatte, auf den ersten Blick ein fast erschreckendes Aussehen. Sein sanftes Lächeln versöhnte bald mit diesem Eindruck und seine Unbeholfenheit, die sich selbst in Gang und Bewegungen abspiegelte, hatte etwas Rührendes.

Wenn Anastasia gehofft, an ihm einen wahren gereiften Mann zu finden, dem sie ihr Herz hätte ausschütten können, war sie bald enttäuscht. Zu viele Dinge und menschliche Verhältnisse waren ihm völlig unbekannt geblieben. Allein sie verzichtete gerne, sobald sie bemerkte, wie viele einfache, unschuldige Freuden ihn kindlich entzückten, weil sie ihm fast neu waren. Nichts mißfiel ihr an ihm als der Mangel an Offenheit, ein Hang zur List, zu doppelsinnigen Ausreden, zu Schleichwegen, so daß er versteckt betrieb, was

er ohne Scheu vor Aller Augen hätte thun können.

Sie sprachen mehr von seinen Studien als vom Leben und wenn die Rede auf geschichtliche Personen kam, die er verdammte, dann entwickelte er im Haß eine Glut der Leidenschaft, die Anastasia entsetzte. Mit unbändiger Phantasie schilderte er die Strafe, die er über den Gehaßten verhängen, die Rache, die er an ihm nehmen würde.

Doch auch von sanftern Empfindungen war der junge Cleriker bewegt und auch seiner Zuneigung wußte er einen Anstrich von Leidenschaft zu geben: er liebte Milo.

Fast schien es, daß Spiridion erst jetzt zum Bewußtsein der Lebensrettung durch den serbischen Diener und zum Gefühl der Dankbarkeit dafür gelangt sei. Milo, der stets mit Gleichmuth und Regelmäßigkeit seinen Geschäften oblag, ließ sich die Anhänglichkeit wohlgefallen, weil er die Liebe zu seinem Herrn auf jedes einzelne Mitglied des Hauses übertrug. Das Wohlgefallen zu bethätigen, hatte Milo kein anderes Mittel, als wenn möglich durch seine Beschäftigung selbst dem jungen Manne angenehm zu

werden. Dazu gab die Freude, die Spiridion plötzlich am Reiten äußerte, genügenden Anlaß.

Der Marstall war freilich durch die beständige Abwesenheit des Herrn bedeutend zusammengeschrumpft. Die Gräfin hatte vier Wagenpferde und einen sanften Zelter, der sie manchmal in den Morgen- oder Abendstunden in den Wald hinaustrug. Dazu wurde ein Dienstpferd für den begleitenden Reitknecht gehalten. Der Graf liebte es, für die Tage seiner Anwesenheit ein feuriges Vollblut-Thier im Stalle zu wissen, dessen Pflege und Uebung Milo selbst besorgte, für den außerdem zur Begleitung des Grafen ein guter Traber vorhanden war.

Spiridion hatte das Reiten beinahe verlernt, aber in der Freiheit, die er jetzt genoß, schien das Vergnügen an der ritterlichen Leibesübung mit Gewalt zu erwachen. Er wurde der Kunst unter Milo's Leitung in wenigen Tagen wieder ganz mächtig und verlangte nun jeden Morgen zur bestimmten Stunde sein gesatteltes Pferd an der Freitreppe zu finden. Begleitung wies er entschieden, und wenn man ihm eine solche aufdringen

wollte, mit Unwillen ab. Sturm und Regen durften kein Hinderniß für seinen Ritt sein.

„Wenn ich einmal eine Pfarre habe", sagte er zu Milo, „und werde zu einem Sterbenden gerufen, so darf ich Wetter und Wege nicht scheuen, auch wenn mir am übergetretenen Gießbach kein Graf von Habsburg begegnet, um mir sein Pferd zu leihen."

Zum Diner mit der Gräfin und ihrer kleinen Tochter, die jetzt acht Jahre zählte, kehrte Spiridion regelmäßig zurück. Anastasia bemerkte, daß er den Rest des Tages zerstreut und träumerisch verbrachte und wenn er sich allein glaubte einer Aufregung, die er verborgen hielt, in Selbstgesprächen Luft machte. Am Morgen konnte er die von ihm selbst bestimmte Stunde nicht erwarten und harrte auf der Freitreppe ungeduldig, daß man sein Roß vorführe.

Milo machte seine Beobachtungen, zu denen ihm der schweigsam gewordene junge Mann keine Gelegenheit mehr bot, an dem heimgekehrten Pferde. Es mußte eingestellt gewesen und mangelhaft gefüttert worden sein und war schlecht wieder gesattelt. Milo, der im Interesse seiner Herr-

schaft jeder Spionage, jeder anscheinend niedern Handlungsweise fähig gewesen wäre, erlaubte sich nicht die geringste Nachforschung gegen das Interesse oder auch nur ohne das Wissen derjenigen, denen er diente. Selbst der Gräfin wollte er unaufgefordert keine Bemerkung über seine Wahrnehmung machen. In seinem Gemüth aber war er durch die Morgenritte Spiridion's bewegt und voll Sorge.

Anastasia legte sich ebenfalls Zwang auf, um das seltsame Verhalten ihres Bruders nicht mit ihm zu besprechen. Er war ja jetzt Mann geworden, sollte selbstständig über seinen Lebensberuf entscheiden und sollte vor Allem etwas erleben.

Da fügte es sich eines Abends, als die frühe Jahreszeit noch rauhe Temperatur gebracht hatte, daß er, der trotz seiner heroischen Ritte bei jedem Wetter gegen Kälte sehr empfindlich war, im kleinen Salon Anastasia's, wo man wieder ein wenig geheizt hatte, Schutz suchte. Gewöhnlich verbrachte er die Zeit unmittelbar nach dem Diner ausgestreckt auf dem Sopha in einem seiner Zimmer, ein Buch in der Hand, das er sich



erst aus dem Bibliotheksaal geholt. Täglich betrat er ihn nach Tische, griff im Finstern nach einem Band, der nicht zu schwer in der Hand wog, und blätterte und las darin. Täglich am Morgen befahl er, den Band in die Bibliothek zurückzustellen.

„Ich will doch einmal sehen", hatte er zu Anastasia gesagt, „ob mich eines Eurer weltlichen Bücher so stark fesseln wird, daß ich noch einen zweiten Abend darin lesen will. Ich finde sie alle abgeschmackt und abscheulich, und unsere Kirchenväter und was wir sonst in der Klosterbibliothek haben, viel schöner."

Jetzt trat er händereibend an den Kamin. Anastasia schrieb Briefe an ihre Eltern, die Gouvernante spielte auf dem Flügel einen „Ländler" und die kleine Aurora übte sich dazu in graziösen Tanzbewegungen. Sie wollte, daß der Onkel mit ihr walze.

„Da mußt Du noch warten, mein Kind", sagte er lächelnd, „bis ich es gelernt habe. Und das soll das Erste sein, was ich unternehme, wenn ich einmal entschieden bin, aus der Kirche auszutreten."

Diese Worte klangen für Anastasia so überraschend, daß sie die Feder niederlegte. Doch wollte sie ihre Ueberraschung nicht verrathen und sie sprach darum kein Wort. Als ob es sie fröstelte, setzte sie sich an den Kamin.

„Deine Hauscapelle", sagte er zu ihr, „muß doch endlich restaurirt werden. Ich bete darin jeden Morgen nach dem Aufstehen, obgleich ich es eben so gut in meinem Zimmer thun könnte, denn in der Capelle ist nicht einmal mehr der Altar in Ordnung. Aber der Weg dahin in der kühlen Luft des Sonnenaufgangs und der Aufenthalt in dem eisigen Raume sind eine Kasteiung. Wenn ich aber nicht mehr in's Kloster zurückkehren sollte, dann wäre es doch herrlich, ein Gotteshaus im Eigenthum der Familie zu wissen, wo man auch ordentlich Messe kann lesen lassen."

„Das geschieht ohnehin im Winter, wenn die Wege nach der Pfarrkirche zu stark verschneit sind. Wenn ich aber Victor bitten soll, Deinen Wunsch zu erfüllen, so müßte ich doch wissen, um welche Zeit es geschehen soll."

„Ich weiß es nicht. Ich muß es selbst erst erfahren. O, es könnte sein, daß ich sehr



glücklich werde und mich dennoch dem Dienste des Herrn nicht ganz zu entziehen brauchte."

Er versank in Hinbrüten, aber seine Gedanken schienen angenehm beschäftigt zu sein.

Anastasia kannte das scheue und versteckte Wesen ihres Bruders bereits zu genau, als daß sie nicht gefürchtet hätte ein bei ihm aufkeimendes Vertrauen zu ersticken, wenn sie das Gewicht verrieth, das sie darauf legte. Darum wollte sie das Kind und die Gouvernante nicht plötzlich entfernen. Sie tändelte mit der Kleinen, nahm sie endlich auf den Arm und trat vor Spiridion hin.

„Wem sieht sie ähnlich?" fragte sie, „ich glaube mir."

„Weder Dir, noch Victor", erwiederte Spiridion, „sie hat ein wenig Aehnlichkeit mit einem andern kleinen Mädchen."

„Mit welchem kleinen Mädchen?"

„Ich weiß nicht", antwortete er leise, lächelnd, mit einem schwärmerischen Blick.

„Zorka", sagte Anastasia, „es ist spät. Deine kleine Tante Zorka bei der Großmama schläft jetzt gewiß schon. Man hat noch viel mit

Dir zu thun, bevor Du in Dein Bettchen kömmst. Gute Nacht."

Die Gouvernante entfernte sich und schickte Fati, deren liebstes Amt es war, das Kind schlafen zu legen.

Die Geschwister blieben allein.

„Wie kömmst Du nur dazu", sprach Anastasia lächelnd, „ein kleines Mädchen so genau anzusehen, um es im Gedächtniß zu behalten? Du, der Du die Engel im Himmel siehst, aber nichts was auf der Erde vorgeht. Und nun gar erst ein Kind, zu dem man nicht aufwärts schauen kann, zu dem man sich niederbücken muß."

„Ich muß aber lernen, die Erde zu schauen", sagte er mit dem heitersten Gesichtsausdruck, „die Erde ist so schön! Wie sollte es auch anders sein, da schöne Menschen auf ihr umherwandeln. Weißt Du, Anastasia, daß es Zeiten gegeben hat, in denen die Päpste ernstlich darüber nachsannen, ob den Geistlichen nicht das Heiraten gestattet sein soll?"

„Nun, Du bist noch kein Geistlicher und wenn es mit Dir so weit ist, daß Du an das Heiraten denkst, so vertraue Dich mir. Erinnere

Dich an das Vertrauen, das wir uns schon in der Kindheit schenkten. Wem hast Du zuerst Deinen innern Beruf enthüllt? Sprich! Du bist frei, die Welt steht Dir offen, aber ich habe jetzt mehr Erfahrung in ihr, als Du. Darum vertraue Dich mir. Sprich es aus: Du liebst!"

Die Blässe seines Gesichtes wechselte mit einer flammenden Röthe.

„Du sollst Alles wissen, Schwester! Es handelt sich nur um vierundzwanzig Stunden. Wenn ich morgen zur gewohnten Zeit von meinem Ritt zurückkehre, dann will ich mit Dir allein speisen, um Dir alles zu sagen. Morgen ist der Tag der Entscheidung. Ich werde glücklich sein, ich weiß es bestimmt; eine Heilige hat es mir verkündet. Jetzt aber ist es spät. Ich habe wie Deine Aurora noch viel zu thun, bevor ich in's Bett komme, ich will beten, ich will auch meditiren. Schicke mich schlafen. Gute Nacht!"

Am nächsten Morgen ritt Spiridion wie gewöhnlich fort, aber er kehrte nicht zur gewohnten Zeit zurück. Anastasia wartete eine Stunde nach der andern, ehe sie, die ein starkes, muthiges

Herz hatte, einer geheimen Angst so weit nachgab, um Milo zu sich bescheiden zu lassen.

„Wissen Sie mir eine Auskunft über Spiridion zu geben, guter Milo? Wissen Sie, wohin er sich täglich begiebt?"

„Ich habe keinen Auftrag bekommen, nachzuforschen."

„Er wollte gerade heute pünktlich zurück sein, eine wichtige Entscheidung mitbringen. Was ist zu thun?"

„Ein Pferd zu besteigen und nach Baden zu reiten. Dort muß etwas zu erfahren sein. Das will ich sogleich thun."

Anastasia nickte, schon halb beruhigt, weil Milo bei der Sache war.

„Noch Eins, Frau Gräfin!" sagte er rasch; „finden werde ich ihn gewiß, aber ängstigen Sie sich nicht, wenn wir heute nicht mehr zurückkehren. Das wäre nur ein Zeichen, daß ich ihn nach Ermüdung oder Aufregung irgendwo ruhen lasse. Sollte ihm etwas zugestoßen sein, so erhalten Sie die Nachricht noch vor Anbruch der Nacht, um keiner Ungewißheit ausgesetzt zu sein."

Er ging und ließ satteln. Bis dies geschehen war, untersuchte er seine Pistolen, seine treuen Begleiter bei jedem Unternehmen, wenn auch in dem civilisirten Lande keine Möglichkeit in Aussicht stand, von ihnen Gebrauch zu machen.

Anastasia hatte sich an ein Fenster begeben, um sich von seiner raschen Entfernung zu überzeugen und brauchte nicht lange zu warten, um ihn fortsprengen zu sehen.

Drittes Capitel.

Der Frühlingsabend legte sich verklärend über die Landschaft. Noch nicht belebt von den erst spät eintreffenden Sommergästen bot sich das schöne Helenenthal bei Baden keinem Wanderer zum Genusse dar. Villen und kunstvoll angelegte Gärten waren damals nur spärlich vorhanden. Auf den Fahrstraßen zogen trägen Schrittes die mit Holz oder Kalk beladenen Bauernwagen an einem zwischen Obstbäumen und Gemüsefeldern malerisch gelegenen Mauthhäuschen vorüber, an welchem die Pferde, die fast täglich diese Straße gingen, gewohnheitsmäßig stehen blieben, worauf ein alter Mann behäbig aus dem Häuschen an den aufgezogenen Schranken trat, um den Wegzoll in Empfang zu nehmen. Hierauf verschwand der Mann wieder. Er hatte nicht zu besorgen,

daß eines dieser langsamen Fuhrwerke nicht anhielte.

Da fügte es sich, daß ein Reiter, obgleich er ebenfalls mit so wenig beeiltem Schritt seines Weges kam, als ob er auf einem Trauerroß, das hinter dem Sarge eines Ritters einhergeht, gesessen hätte, den Schranken passirte, ohne anzuhalten. Entsetzt ob des Unerhörten stürzte der alte Mann aus dem Häuschen und dem Reiter nach. Dieser zog die Zügel an und blickte wie geistesabwesend auf den Mann nieder, dessen Geschrei er offenbar nicht sogleich verstand. Als dies endlich der Fall war, zog der Reiter ein Silberstück aus der Tasche, das man „Zwanziger" nannte und reichte es dem Mautheinnehmer, der sich anschickte, den Ueberschuß zusammenzusuchen.

„Ihr braucht mir nichts wiederzugeben", sagte der Reiter, „und wenn zu viel ist, was ich euch gereicht habe, so laßt mich dafür ein wenig in Eurem Hause ruhen und nehmt inzwischen das Pferd in Eure Obhut."

Der Mauthner verbeugte sich ehrfurchtsvoll und schritt voran, dem Hause zu. Dort sprang der Reiter ab und verfügte sich gleich selbst auf's

Kleefeld, wo er sich in die Gräser warf und sich mit dem Gesicht in sie vergrub, als ob er schlafen wollte. Der Ruhende war Spiridion.

Als er am Morgen Waltersdorf verlassen, war es zum ersten Male, daß sich seine Seele fessellos der ganzen Fülle, allem äußern Reichthum des Lebens aufgethan hatte. Wie gesprengte Ketten waren Askese und Entsagung von ihm abgefallen, in seinen Hoffnungen umarmte er schon die volle sinnliche Schönheit des Daseins. Dieser Tag war dazu bestimmt gewesen, ihn der Welt wiederzugeben, der er schon abgeschworen hatte, ihm den schönsten Besitz in ihr zu sichern, den er sich jemals geträumt hatte, ja, der zum erstenmale ein Verlangen, einen Traum in ihm geweckt.

All' die Luftschlösser waren in diesem Augenblicke bereits wieder eingesunken und eine Nacht umgab ihn, düsterer und schrecklicher als die seiner frühern Existenz, in der er friedlich und unbefangen dahin gelebt, der seinem Beruf gebrachten Opfer an Lebensfreuden sich kaum bewußt. Das geträumte überwältigende Glück

war in Nichts zerflossen, ein zerschmetterndes Unglück zurückgeblieben.

Als Spiridion vom Weltpriester in das Haus der Gräfin Pork geleitet worden, hatte Frau von Kanjewsky sogleich ein lebhaftes Interesse für den Novizen geäußert, ja dasselbe mit auffallender Dringlichkeit zur Schau getragen. Da sie mit Recht gefürchtet, die Gelegenheit, mit dem jungen Manne zusammenzutreffen, werde sich nicht leicht ein zweitesmal finden, so war sie bemüht gewesen, in die erste Begegnung eine Anziehungskraft zu legen, die ihn selbst antreiben sollte, solche Gelegenheiten wieder zu schaffen.

Die Russin ging mit der Energie einer feurigen Seele und dem Aufgebot ihrer äußeren Mittel an den Versuch. Denn ihr war es darum zu thun, sich einen Weg in das Haus des Grafen von Ardenner zu bahnen, und war ihr dies mißlungen, selbst als sie sich deshalb zu einer demüthigenden Rolle verstanden hatte — wie groß wäre der Triumph gewesen, wenn sie einen imponirenden Eintritt in das Haus durch die Verhältnisse erzwungen hätte! Sie wußte Anfangs nur, daß sie eine solche Gestal-

tung der Dinge um jeden Preis zu erzwingen hatte; ein Plan dazu lag ihr noch nicht deutlich vor Augen. Ein genaues Studium des Bruders der Gräfin Ardenner, seines Charakters und seiner Neigungen, mußte jedem entscheidenden Schritt nothwendig vorhergehen.

Man hat vielleicht den Zauber noch nicht psychologisch erklärt, den ältere, überreife Frauen, wenn sie die Reste ihrer Schönheit geschickt in Scene zu setzen wissen, grade auf solche junge Männer üben, die noch unverdorben mit dem Glauben an Ideale und ihre Verwirklichung in das Leben schauen. Sollte nicht für so unerfahrene Jugend, die selbst, noch thaufrischen Herzens ist, die eben erst erblühende Schönheit unschuldiger Mädchen von größerem Reize sein?

Allein die Eitelkeit, die eine bedeutsame, wenn auch meistens im Hintergrund bleibende Mitverschworne der Liebe ist, macht einem jungen, unerfahrenen Manne den Gedanken unwiderstehlich, dort vielleicht gewinnen und herrschen zu können, wo er im Bewußtsein seiner geringen Reife eigentlich erwarten muß, übersehen zu werden. Hat er dann nicht über weit berech-

tigtere, weil welterfahrene Nebenbuhler gesiegt? Freilich geht dabei neben dem psychologischen auch ein physisches Interesse einher; die Schönheit, die sich mit Absicht und mit genauer Kenntniß aller ihr möglichen Wirkungen zur Geltung bringt, muß gerade der Unerfahrenheit anders mitspielen, als die naive Schönheit, die unbewußt und gleichsam nur zufällig besticht.

Nun war Spiridion wie ein Mädchen, das erst die Pension verlassen hat, ebenso furchtsam als begierig, die Welt kennen zu lernen. Der Weltpriester, der ihn eingeführt, hatte ihm eine hyperbolische Beschreibung von den Triumphen gegeben, welche Frau von Kanjewsky in der Gesellschaft feierte, und den an Einsamkeit und vornehmlich an Demuth Gewöhnten berauschte schon die Aufmerksamkeit, welche ihm eine solche Frau sogleich zuwendete. Sie aber brauchte natürlich nicht lange, um so viel Unschuld und Naivetät zu erkennen und sich für gewiß zu halten, daß mit einer solchen Seele alles Erdenkliche anzufangen sein werde.

Am ersten Abend schon war Spiridion wie im Fieber, durchschauert und durchglüht zugleich

von dem Bewußtsein ein unendliches, nie geahntes Interesse am Leben gewonnen zu haben. Er sah mit Schrecken den Zeiger der Pendule vorwärts rücken, als wären die Räume und Verhältnisse, die ihn wieder erwarteten, plötzlich unerträglich geworden, und lange vor der Scheidestunde suchte er schon sich des Wiedersehens zu versichern.

Die Russin war in diesem Punkt zurückhaltend, nicht sowohl um mit Berechnung seine Ungeduld zu steigern, als weil ihr ein zweites Zusammentreffen an demselben Orte nicht erwünscht gewesen wäre, wo sie zu viel beobachtet und zu wenig geschätzt wurde. Um aber einen anderen Ort bestimmen zu können, mußte sie erst die Dispositionen kennen, die Spiridion mit seiner Zeit traf und das Maß der Freiheit, das er besaß. Als sie von ihm erfahren hatte, daß er die nächsten Wochen bei seiner Schwester in Waltersdorf verbringen werde und nachdem er sie auf ihr Verlangen mit Gegend und Lage des Gutes bekannt gemacht, gab sie ihm Hoffnung, daß er vor seinem Scheiden aus Wien bei der Gräfin Pork ihren Aufenthalt erfahren werde

und diese Kunde als eine Aufforderung werde annehmen dürfen, sie zu besuchen.

So war denn Spiridion bei seinem Eintreffen in Waltersdorf in der That bereits unterrichtet, daß und wann Frau von Kanjewsky sich in dem nahen Badeorte für einige Zeit zum Genuß des Sommers ansiedeln werde. Diesem Ziele galten seine täglichen Ritte.

Die Russin hatte es darauf eingerichtet, daß der zum Priester Erzogene in ihrem Hause die frömmste Stille und eine sittige Lebensführung fand. Einigemale begegnete er dort Streckaloff, den sie ihm als Landsmann und einstigen Waffengefährten ihres verstorbenen Gatten vorstellte, der auf dem Felde der Ehre geblieben sein sollte. Geliebt hatte sie ihn zwar nicht „eigentlich"; sie hatte niemals geliebt, o nein! Dieses Gefühl sollte nach ihrer Aeußerung, wenn es ein echtes ist, erst sehr spät in einer Frau erwachen und oft in ganz unbegreiflichen Verschiedenheiten der Verhältnisse und der Lebensjahre.

„Ach, Gott!"

Aber obgleich sie, wie gesagt, den Gatten niemals eigentlich geliebt, so weihe sie ihm doch eine

ganz außerordentliche Treue, sie könne nicht einma ohne Verdruß ein Wort der Huldigung anhören, wenn es nicht zugleich ihren beiden Töchtern dargebracht werde, denn nur dann werde in ihr dem Andenken ihres theuren, unvergeßlichen, angebeteten, obgleich nicht eigentlich geliebten Gatten gehuldigt.

„Ich und meine Töchter", sagte Frau von Kanjewsky, „wie wir hier beisammen sitzen und eine Altardecke für eine Kirche in Kiew sticken, wir repräsentiren schon durch unsere weiblichen Vornamen die heiligsten Güter des Christen. Ich heiße Wera, was Glaube bedeutet, meine ältere Tochter Nadiesda, was Hoffnung sagt, und meine Kleine Lubowa, das russische Wort für Liebe. So werden wir, blos indem wir uns beim Namen rufen, daran gemahnt, fromm und tugendhaft zu sein und den Versuchungen dieser bösen Welt Widerstand zu leisten."

Da es aber Spiridion, so schüchtern er war, von der Leidenschaft eingegeben wurde, sich mit den Stunden, in welchen so erbauliche Reden geführt wurden und die beiden Mädchen ihm unerklärliche, vorwurfsvolle Blicke auf ihn rich-

teten, denn er trug die Schuld an ihrem Still-sitzen und ihrer Langenweile; da ihm die Leiden-schaft eingab, sich damit nicht zu begnügen, so hatte er es durchgesetzt, daß ihm stets vor seinem Scheiden mindestens ein halbes Stündchen mit Wera allein gegönnt wurde.

Der Zufall hatte mitgespielt, um daß er dies zu bewirken vermocht. Bei seinem dritten oder vierten Besuche nämlich, als er sich längst gesagt, daß die stete Anwesenheit der Kinder eine lastende Kette, die er brechen müsse, waren die Mädchen durch ein Ständchen, das einem neu angekommenen Badegast in derselben Straße gebracht wurde, unwiderstehlich auf den Balcon gezogen worden. Diesen Moment benützte Spiridion, und da schüchterne Menschen eine Rede, die ihnen fast zu kühn vorkommt, nicht mit natürlichen, schlichten Worten anheben, sondern gleich Ungeheures mit in's Spiel ziehen, so brach Spiridion mit dem Geständniß los, er fühle in seiner Seele dieselbe Stimmung, mit der er einst einen Selbstmord habe ausführen wollen.

Frau von Kanjewsky stieß nach diesen Worten einen Schrei aus und hielt sich nur mit

Mühe auf dem Sopha aufrecht, indem sie den Arm des Unglücklichen faßte.

„Um Gottes willen! Spiridion! Wie mir das Herz klopft! Es ist um mich geschehen!"

Spiridion zweifelte zwar keinen Augenblick an der Wahrheit dieser Aufregung, aber die Leidenschaft macht unter allen Umständen egoistisch, und so sprach er stürmisch von der Nothwendigkeit ungestörter Augenblicke mit ihr.

Sie schlug die Augen nieder.

„Was verlangen Sie von mir? Was soll aus mir werden?"

Doch sie bestand nicht auf Beantwortung dieser Fragen, sondern sagte vielmehr hastig und leise, als die Töchter wieder in das Zimmer traten:

„Ich werde Ihren Willen thun."

Und so war die halbe Stunde, die sie ihm täglich allein gewährte, die kostbare kleine Blume, die er am Abgrund langweiliger Vormittage pflückte. Wera benützte sie dazu, ihm den Klosterberuf sanft aus der Seele zu reden. Zwar war sie dazu weder geistreich noch beredtsam genug, allein ihre Augen waren so glänzende Argumente

und ihre feuchten wollüstig schwellenden Lippen prägten sie ihm mit rother Flammenschrift in die Seele. So oft er sich gegen seinen Verstand hingerissen fühlte, ihr Recht zu geben, fühlte er auch zugleich den Muth, ihre weiße Hand zu ergreifen und zu küssen. Sie entzog sie ihm nicht immer sogleich, sie sah ihn manchmal schmachtend an und fragte kaum hörbar:

„Wohin soll das führen?"

Das hatte er bereits sich, aber noch nicht ihr beantwortet. Endlich kam der Tag, da er auch dies nicht mehr verbergen konnte. Auf den Knieen gestand er, daß er für sie und nur für sie bereit sei, mit seiner Vergangenheit und seiner Bestimmung gänzlich zu brechen, weil er die innige Ueberzeugung gewonnen hätte, an ihrer Seite, die so fromm, so rein, einen gottergebenen Wandel auch ohne kirchliche Formen fortsetzen zu können.

Sie schien heftig bewegt zu sein und fragte mit möglichst deutlich an den Tag gelegter Naivetät, wie er sich den gewünschten Zusammenhang mit ihr, den Wandel an ihrer Seite, eigentlich vorstelle.

Er zögerte nicht, obgleich er dabei zitterte und einen Stützpunkt suchen mußte, um sich aufrecht zu erhalten, die Erklärung abzugeben, daß er nach dem Besitz ihrer Hand trachte.

Sie war darüber augenscheinlich sehr bestürzt, sah ihn aber dann mit liebevollen Blicken an, die ihn beseligten, und sagte endlich, indem sie zum erstenmale selbst seine Hand ergriff:

„Ich bin eine trauernde Wittwe. Ich hätte nicht gedacht, in diesem Leben noch einmal in Versuchung zu kommen, meinem in Gott ruhenden Gatten untreu zu werden. Aber ich gestehe es, ich achte Sie, ich — ich liebe Sie, und es wird sich eine Möglichkeit, eine Bedingung finden, um wirklich zu machen, was auch mein höchster Wunsch wäre, unsere Verbindung, unser immerwährendes Zusammensein. Nie mehr wollen wir uns dann trennen. Warten Sie den Tag ab, an dem ich Ihnen hierüber bestimmte Erklärungen geben kann. Es wird nicht lange dauern."

Und es dauerte in der That nicht lange, bis dem jungen Mann gesagt wurde, daß seine nächste Wiederkehr die Entscheidung bringen



werde. Unter welchen Aufregungen und Hoffnungen er die Stunde erwartete, bezeugte sein Verhalten am Abend vorher Anastasia gegenüber, die Verheißung, daß er seiner Schwester eine vollständige Aufklärung über sein Schicksal geben werde.

Zunächst ließ ihn Frau von Kanjewsky von neuem seine Liebe betheuern und versicherte ihn der ihren; er durfte für einen Augenblick seine Arme um sie schlingen, was ihn fast ohnmächtig machte bei dem Freude- und Wonnesturm, den es in ihm erregte.

Als er sich erholt hatte, sprach sie mit glühenden Augen:

„Ich verstehe unter Liebe den edelsten, reinsten, gottgefälligsten Verkehr, der zwischen Menschen möglich ist. Ich täusche mich nicht in Ihnen, Spiridion, wenn ich annehme, daß Sie für ein solches Glück Alles zu thun im Stande sind."

Er schwur es mit feurigen Worten.

„Ich hasse die Männer", fuhr sie fort, „selbst in meinem seligen Gatten, so sehr ich ihm unverbrüchliche Treue halte, fand ich, wie ich Ihnen oft gesagt, nicht das Ideal, das höchste, das

Ideal, welches — kurz, ich werde es in Ihnen finden, Spiridion, Sie werden mich nicht täuschen, Sie werden das Glück unserer Vereinigung in jeder Form annehmen, die sich dafür bietet."

Und nun enthüllte sich die doppelsinnige und zweideutige Rede als der Antrag, daß der Liebende, um nicht mehr aus ihrer Nähe weichen zu müssen, mit ihrer Tochter Nadiesda sich vermäle. Als seine Schwiegermutter werde sie ihm die Freundschaft offen zeigen können, die sie für ihn hege, wie für keinen andern Mann jemals auf dieser Welt und er sei edel genug, um nichts weiter zu wollen, als ihrem Hause, ihrer Familie anzugehören, um dadurch für immer mit ihr in Verbindung, bleiben zu können. Da wollten sie zusammen das Leben der Heiligen lesen und andächtig beten, daß alle Menschen so glücklich werden mögen, wie es der liebe Gott ihnen beschieden habe.

Spiridion war von dieser Eröffnung wie zerschmettert und man hätte bei seinem Anblick wohl darauf verzichten können, ihm die Qual der Enttäuschung durch lange Reden noch herber zu machen. Allein Frau von Kanjewsky war

keineswegs gesonnen, ihn ohne ein Ergebniß zu entlassen und dadurch den angesponnenen Faden für immer abzureißen. Sie malte ihm in lebhaften Farben das Glück der Verwandtschaft mit ihr, und als dies offenbar ohne Wirkung auf ihn blieb, entwarf sie furchtbare Bilder des Schmerzes, den er sich und ihr bereite, wenn sie in Folge seiner Weigerung das Land verließe, wie es unverzüglich geschehen würde, und sie sich nun niemals, niemals mehr wiedersehen könnten.

Diese Vorstellung hatte mehr Erfolg, er rang die Hände darüber und fragte, ob denn kein anderer Ausweg vorhanden sei, die Trennung zu vermeiden. Als sie es bis dahin gebracht hatte, daß er Erwägungen anstellte, suchte sie auf seine Ritterehre zu wirken, welcher für die Dame des Herzens kein Opfer zu groß sei, und schlug endlich diejenige Saite an, die am frühesten in ihm geklungen und den Grundton seines ganzen Lebens gebildet hatte: die Entsagung, die Kasteiung. Alle mütterliche Eitelkeit verleugnend, gestand sie zu, daß Nadiesda nicht mit persönlichen Reizen ausgestattet sei, ja daß ihre Häßlichkeit einen Anblick gewähre, geeignet, Alles

auszutilgen, was auf Phantasie und Sinnlichkeit eines Mannes wirken könne; allein, war sie nicht gerade dadurch ein Weg zum Himmel, der richtige Besitz für einen Mann, der alle seine Freuden nur von der ewigen Seligkeit erwartete und dennoch, wenn auch nur der Form nach, in und mit der Welt leben wollte?

„Glauben Sie denn, mir wird es leicht, Ihnen diesen Vorschlag zu machen? Ich liebe Sie ja, und folgte ich nur dem thörichten Verlangen der Weltlust, wie glücklich wäre ich, meiner Liebe für Sie Gehör zu geben! Ich wäre aber verdammenswerth, mir kömmt es nicht mehr zu, nach den eitlen Freuden dieser Welt zu haschen; ich bin Mutter, ich muß meine Kinder auf den rechten Weg führen und könnte ich für meine Tochter eine gottgefälligere Ehe finden? Darum ist Entsagung meine Pflicht, wie unendlich schwer sie mir auch gemacht wird.“

Sie warf dabei so zärtliche Blicke auf ihn, daß er fühlte, kein Preis wäre zu hoch, um nur in ihrer Nähe zu bleiben.

„Sie sind eine Heilige“, sagte er, „und ich will trachten, es Ihnen gleichzuthun.“

Somit war wenigstens erreicht, daß er in Aussicht stellte, wie bisher täglich wiederzukehren, nur sollte fortan Nadiesda der hauptsächlichste Gegenstand seiner Aufmerksamkeit sein und er sie und sich sorgfältig prüfen, ob es nicht am Ende etwas ganz Leichtes sei, dieses Kreuz auf sich zu nehmen, unter den Augen einer Frau, die man liebt und durch ihren täglichen Anblick sowohl gestärkt und getröstet als zugleich in der Entsagung geübt.

Spiridion schied, bestieg im Gasthof sein Pferd und ließ es seine Wege sich selbst suchen.

So gelangte er nach einigen Stunden langsamen Reitens zum Mauthhäuschen und die erste Unterbrechung seines schwermüthigen Hinbrütens verschaffte ihm erst das Bewußtsein der Abspannung und Müdigkeit. Auf das Gras hingestreckt, schloß er die Augen, als könnten dadurch auch die Gestalten, die er nur in seiner Einbildungskraft sah, verschwinden; eine Last dumpfer Empfindungen drückte sein Herz.

Er kam sich vor wie schwebend über einem Abgrund und vergebens bemüht, rechts oder links eine Stütze zu ergreifen. Seinem priester-

lichen Beruf war er nun durch die Aussicht, die er Wera gegeben, entrissen, das gab ihm jenes Gefühl schwebender Haltlosigkeit; der Anschluß an das Haus der Geliebten, in der grausamen Form, die sie dafür erkoren hatte, vermochte ihn eher mit Schrecken als mit Beruhigung zu erfüllen; von der eigenen Familie endlich hatte er keine Billigung und folglich keinen Trost zu erwarten, wenn er das Kloster aufgab, blos um es mit einem traurigen Eheverhältniß zu vertauschen. Und dennoch sagte er sich in seiner Unschuld und Unerfahrenheit, daß er nicht mehr werde zurück können; durfte er sich an Muth und Entsagung schwächer zeigen, als die Geliebte selbst? Gab sie ihm nicht ein leuchtendes Beispiel? Sie liebte ihn ja und verzichtete um eines geliebten Wesens willen.

Er öffnete die Augen, sah die Schatten des Abends so düster sich um ihn verbreiten, wie ihm selbst zu Muthe war, und schloß wieder die Augen. Er sehnte sich nach einer Erleichterung, sie schien ihm nahe zu sein und er wußte nicht, worin sie bestehen sollte. Da öffnete er wieder die Augen und sah Milo vor sich stehen, der



geräuschlos gekommen war und aus geringer Entfernung auf den Liegenden niederblickte. Mit einem Schrei erhob sich Spiridion. Es war kein Freudenschrei, es war wie das Zerspringen einer Fessel, eines Dammes, denn an die Brust seines Lebensretters sich stürzend, brach er in lautes Weinen aus. Das war die Erleichterung, die ihm gefehlt, die er gesucht hatte.

Thränen! Thränen! Sie waren dieser wenig mannhaften Natur, die noch dazu an so weiche, der Erde halbentrückte Lebensformen gewöhnt worden war, das heißeste und das am nächsten zu befriedigende Bedürfniß. Milo fühlte bald instinctmäßig, daß er nicht sprechen, daß er den Unglücklichen vorerst gewähren lassen mußte.

Für den treuen Diener des Hauses Ardenner war es nicht schwer gewesen, den Vermißten aufzufinden. Milo war noch immer der Bräutigam der reizenden Rosa Kolliner, obgleich er bereits Vater einiger Kinder war, die der Mutter wenig von ihren Reizen genommen hatten. Ohne diese Freiheit wäre das Verhältniß nicht aufrecht zu erhalten gewesen, an dem doch Beide, Milo nicht weniger als Rosa, ein Lebensglück fanden.

Beide warteten geduldig auf den Augenblick, in welchem Milo dem Hause Ardenner nicht so unumgänglich nöthig sein würde, um sich nicht ein eigenes gründen zu dürfen.

Im Sommer zog Rosa wegen der Nähe Waltersdorfs immer nach Baden, in Begleitung der Frau Schopfin, welche im Munde Rosa's aus einer „Schwiegermutter" eine „Gouvernante" geworden war, denn eine treuere Pflegerin der Kinder gab es nicht. Obgleich nun Milo den Grundsatz hatte, ungeachtet seiner Treue für das Haus, nach dem Wandel eines Mitgliedes desselben nicht zu forschen, wenn er vom Grafen nicht dazu beauftragt war, so wußte er doch durch Rosa's zufällige Beobachtung sehr gut, wohin Spiridion täglich ritt und selbst in welchem Gasthofe er das Pferd einstellte. Die letztere Kunde hatte Milo sogleich dazu benützt, dem Thiere eine bessere Verpflegung und Zäumung zu verschaffen. Sein Wunsch wäre freilich gewesen, wie das Roß, so auch den Reiter zu schützen, doch lag hier einzugreifen nicht in seinem Instinct und, wie er wußte, bei der Subtilität

der Sache auch nicht in seiner Fähigkeit. So mußte er geschehen lassen und schweigen.

An diesem Tage hatte er von Rosa erfahren, daß Spiridion in anderer Richtung als sonst davongeritten war. Bei der geringen Belebtheit, die noch in der Umgegend herrschte, war es nicht schwer den Weg zu erfragen, den ein eleganter Reiter eingeschlagen. Früher hatte Milo seiner Braut Aufträge gegeben.

Als Spiridions Thränen versiegt waren, sagte er mit herzzerreißender Stimme der Wehmuth:

„Treuer Milo! Du hast mir vielleicht wieder das Leben gerettet, denn fast so schlimm wie damals sieht es in meinem Gemüthe aus. Aber nicht so schnell wie damals wird sich mein Schicksal zum Guten wenden."

Milo nahm stützend den Arm des jungen Mannes, sie bestiegen ihre Pferde und eilten in gemäßigtem Trab und völlig schweigend nach Baden. Dort hielt Milo vor einem kleinen Hause an.

„Was willst Du mit mir anfangen, Milo?" sagte Spiridion.

Lakonisch erwiederte Jener:

„Essen und Trinken.“

Dies erinnerte den jungen Mann erst, wie lange er fortgeblieben war.

„Meine Schwester, meine arme Schwester“, rief er, „wird Angst und Sorge bekommen haben.“

„Sie weiß schon“, erwiederte Milo, „daß nichts zu besorgen ist, wenn sie keine Nachricht erhält.“

Und er veranlaßte Spiridion, vom Pferde zu steigen und die Wohnung Rosa Kolliner's zu betreten, ohne daß ihm gesagt wurde, wo er sich befand. Niemand zeigte sich. Im Zimmer, in das er geführt wurde und das angenehm beleuchtet war, stand ein gedeckter Tisch, an welchem sich Spiridion niederließ. Milo selbst leistete die Bedienung, und da der junge Mann in der That seit dem Morgen nichts zu sich genommen hatte, empfand er die Labung und namentlich den glutvollen rothen Wein, der in dieser Gegend heimisch ist, wie eine Wohlthat.

Inzwischen war die Nacht völlig angebrochen und sie ritten nach Waltersdorf.

Der genossene Trank erleichterte es dem jungen Manne, dem Drang zu sprechen, nach-

zugeben, wenn er früher noch einige Scheu getragen hatte, sich dem Untergeordneten anzuvertrauen.

Milo machte zu den Geständnissen, die nun auf ihn eindrangen, keine Bemerkung. Manchmal ballte er die Faust, manchmal hätte man ihn, wenn nicht dunkle Nacht geherrscht, in der eigenthümlichen Weise den Mund verziehen gesehen, die bei ihm ein lautes Lachen ersetzte.

Als ihnen das Portal des Schlosses geöffnet wurde, ließ Milo einen Pfiff vernehmen, der Freude bedeutete. Im Hofe stand der ausgespannte Reisewagen des Grafen Victor und der Kammerdiener French leuchtete mit der Laterne den Leuten, die noch mit Abräumen des Wagens beschäftigt waren.

Spiridion begab sich sogleich in sein Zimmer und bat Milo, ihn bei den Seinen zu entschuldigen.

Viertes Capitel.

In einer der ersten Morgenstunden des nächsten Tages sah Graf Victor aus seinen Fenstern Spiridion die Capelle bereits verlassen, in der dieser sein Frühgebet verrichtet hatte. Der Graf begab sich hierauf unmittelbar in die Zimmer seines Schwagers, dessen Züge den Ausdruck der Trauer nur wenige Augenblicke lang mit dem der Freude über das Wiedersehen nach einer Trennung von geraumer Zeit vertauschten.

Bald überzeugte sich der Graf, daß Spiridion nicht geneigt war, offene Bekenntnisse abzulegen, und doch auch nicht vermochte, seine Melancholie zu verhehlen. Der junge Mann zeigte unverändert dasselbe Wesen, wie einst der von Milo gerettete Knabe; wie damals war Spiridion verstockt und mißtrauisch und doch stets bereit, seinem Kummer, seiner Verzweiflung in Seufzern

und Thränen Ausdruck zu geben. Wie damals suchte der Graf des Verschwiegenen und Ausweichenden Herr zu werden.

„Du kamst gestern Abend von der Kanjewsky", sagte Victor endlich, nachdem jeder Versuch mißlungen war, Spiridion zu einem freiwilligen Aussprechen dieses Namens zu bringen; „Du glaubst Trübsal erlitten zu haben von einer Person, die einem ernsthaften Manne niemals etwas Anderes als Lachen erregen kann."

„Hat Milo geschwätzt?" fragte Spiridion und ein Strahl von Zorn und Heimtücke stieg in seinen Augen auf.

„Milo ist kein Schwätzer. Ich habe kein Wort über Deine Angelegenheiten mit ihm gesprochen. Ich bin von anderer Seite genau über Deine Besuche in Baden unterrichtet worden und hätte ihnen längst ein Ende machen können, wenn es mir nicht räthlich erschienen wäre, Dich, der Du wie ein neugeborenes Kind in die Welt blickst, diese Lebensprobe erfahren zu lassen."

„Von wem bist Du unterrichtet worden, Victor?"

Viertes Capitel.

In einer der ersten Morgenstunden des nächsten Tages sah Graf Victor aus seinen Fenstern Spiridion die Capelle bereits verlassen, in der dieser sein Frühgebet verrichtet hatte. Der Graf begab sich hierauf unmittelbar in die Zimmer seines Schwagers, dessen Züge den Ausdruck der Trauer nur wenige Augenblicke lang mit dem der Freude über das Wiedersehen nach einer Trennung von geraumer Zeit vertauschten.

Bald überzeugte sich der Graf, daß Spiridion nicht geneigt war, offene Bekenntnisse abzulegen, und doch auch nicht vermochte, seine Melancholie zu verhehlen. Der junge Mann zeigte unverändert dasselbe Wesen, wie einst der von Milo gerettete Knabe; wie damals war Spiridion verstockt und mißtrauisch und doch stets bereit, seinem Kummer, seiner Verzweiflung in Seufzern

und Thränen Ausdruck zu geben. Wie damals suchte der Graf des Verschwiegenen und Ausweichenden Herr zu werden.

„Du kamst gestern Abend von der Kanjewsky", sagte Victor endlich, nachdem jeder Versuch mißlungen war, Spiridion zu einem freiwilligen Aussprechen dieses Namens zu bringen; „Du glaubst Trübsal erlitten zu haben von einer Person, die einem ernsthaften Manne niemals etwas Anderes als Lachen erregen kann."

„Hat Milo geschwätzt?" fragte Spiridion und ein Strahl von Zorn und Heimtücke stieg in seinen Augen auf.

„Milo ist kein Schwätzer. Ich habe kein Wort über Deine Angelegenheiten mit ihm gesprochen. Ich bin von anderer Seite genau über Deine Besuche in Baden unterrichtet worden und hätte ihnen längst ein Ende machen können, wenn es mir nicht räthlich erschienen wäre, Dich, der Du wie ein neugeborenes Kind in die Welt blickst, diese Lebensprobe erfahren zu lassen."

„Von wem bist Du unterrichtet worden, Victor?"

„Das ist für den Augenblick gleichviel. Du bist einer gemeinen Intriguantin in's Garn gelaufen, das ich mit einer Handbewegung zerreißen werde."

„Versuch' es!" sagte Spiridion sehr sanft, aber seine Miene drückte gespanntes Lauern aus, heimliches Warten auf die Gelegenheit, eine Beleidigung zu sagen; „versuche es! Wera Kanjewsky ist ein unantastbarer Engel, eine Heilige."

„Ich muß Dir etwas erzählen", versetzte der Graf nach einer Pause der Ueberlegung; „an dem Hofe, wo ich zuletzt diplomatisch beschäftigt war, gab es einen jungen Fürstensohn, den man natürlich von der Wiege an in eitel Sammt und Seide gebettet hatte. Er war jetzt über zwanzig Jahre alt und nicht einfältiger und nicht verständiger als die meisten seines Gleichen. Plötzlich bemerkte man eine Verstörung an ihm, er unternahm die größten Thorheiten und ließ sich durch sanftes Zureden nicht davon abbringen. Man holte den Arzt, und um den jungen Menschen nicht zu erschrecken, stellte man ihm den Heilkünstler als einen fremden Cavalier vor, der zu Besuch gekommen wäre.

„Man ließ sie allein. Der Fürstensohn sprach von lächerlichen Plänen, der Andere machte ihn demüthig, schüchtern auf den Unsinn aufmerksam. Mit äußerst stolzer Haltung entgegnete der Prinz, aber der Arzt unterbrach ihn plötzlich zornig mit den Worten: „Schweigen Sie, Bursche! Ich bin der Arzt und erkläre Ihnen, Sie sind wahnsinnig!“ — In seinem Leben hatte der Fürstensohn solchen Ton und solche Worte nicht gegen ihn gerichtet vernommen. Er brach unter dem Eindruck zerschmettert zusammen, und das war gerade die richtige Gemüthsstimmung, um ihn der Genesung zuführen zu können.

„Ich kann bei Dir nicht auf die gleiche Wirkung hoffen“, fuhr der Graf fort, „wenn ich Dir rund heraussage, daß Deine Frau von Kanjewsky ihren Namen sammt dem Adelsprädicat gestohlen hat, daß Niemand weiß, wie sie wirklich heißt, daß sie niemals verheiratet war, daß ihre Töchter zwar die ihren sind, aber verschiedene und namenlose Väter haben und daß sie von der Gnade des Liebhabers lebt, der ihr gerade zu Gebote steht. Ich kann, wie ich sage, von all' diesen Wahrheiten keine Wirkung auf Dich

hoffen, weil Du mir nicht glaubst. Aber noch im Laufe des heutigen Tages wird der richtige Arzt in dieser Sache kommen. Und ihm wirst Du glauben, daß weiß ich.“

Der Graf entfernte sich.

Spiridion brachte in der That der ihn überraschenden Aufklärung so wenig Empfänglichkeit entgegen, daß er wie gewöhnlich sein Pferd befahl, um nach Baden zu reiten. Zu seinem unaussprechlichen Vergnügen begegnete er, kaum daß er den Ort verlassen hatte, dem Legationsrath der russischen Gesandtschaft, Streckaloff, der ebenfalls zu Pferde war, dem Hausfreund der Geliebten. Wie that es dem jungen Manne wohl, nachdem er Feindseliges und Gehässiges über die geliebte Frau hatte vernehmen müssen, ihrem Landsmann zu begegnen, dem sie wohl geneigt war, der Alles wissen mußte, was der üblen Nachrede und den Verläumdungen ein Ende machen mußte.

Als Spiridion nach Waltersdorf zurückkehrte, befand er sich noch immer in Begleitung Streckaloff's, erschien aber nicht beim Diner sondern blieb auf seinen Zimmern. Im Laufe des

Abends verlangte er eine Unterredung mit Anastasia.

„Ich kehre morgen in das Kloster zurück“, sagte er seiner Schwester, „um es nicht wieder zu verlassen. Ich habe eine Probe empfangen, was das Weltleben ist, und werde sie nie vergessen. O, hätte ich das Priesterkleid genommen, als ich noch reinen Herzens war und bevor ich den Blick in die Hölle dieser Welt gethan! Es wäre besser für mich und vielleicht auch für Andere. Denn ich hasse die Menschen und werde in meinem Glauben nicht immer die Kraft finden, zu widerstehen, wenn sich die Versuchung bietet, an ihnen Vergeltung zu üben.“

Das düstere Lodern seiner Augen zeigte an, daß seine leidenschaftliche Natur, die einen Augenblick Liebe zu einem Weibe gewesen war, sich nun in Haß der Welt, in Rachedurst verwandelt hatte. Er sprach nur wenig mehr, aber ein erfahreneres Auge hätte erkannt, daß er aus der Feuerprobe dieses Erlebnisses nicht etwa als ein Anderer, sondern eben als Derjenige, der er war, aber in ganzer Reife und Entwickelung hervor-

gegangen war. Wenige Stunden hatten aus dem Schwankenden, der milden Stimmungen noch zugänglich und vielleicht einer Ablenkung auf die Bahn des Edlen und der Menschenliebe fähig gewesen wäre, einen hartgesottenen Feind der Welt gemacht, einen jener Priester, die sich berufen glauben, zürnend und strafend durch die Reihen der Sterblichen zu gehen, leidenschaftlich, aber mit der Ruhe der Tücke auf versteckte Waffen lauernd, um sie gegen den ihnen überall erscheinenden Teufel und seine Werke zu gebrauchen.

Die unerfahrene Anastasia erkannte in allen seinen Aeßerungen nur den Schmerz eines Unglücklichen und sie bat den Grafen, noch vor der Abreise Spiridion's zu versuchen, wenn nicht ihn zurückzuhalten, doch tröstend und versöhnend auf ihn zu wirken.

Victor trat noch an demselben Abend bei seinem jungen Schwager ein, der ihn offenbar in mannhafterer Haltung als am Morgen und dem Anscheine nach sogar mit lächelnder Fassung empfing. Der Graf konnte sich nicht enthalten, mit dem Ausdruck gutmüthiger Theilnahme zu

erwähnen, daß der unvermuthete Arzt, von dem er früher gesprochen, doch der richtige gewesen sein und gute Dienste geleistet haben müsse.

„Du meinst Streckaloff", sagte Spiridion, „gewiß, er hat mir für Alles Beweise gegeben und Du brauchst es mir nicht zu wiederholen. Du hast das Glück, Dir die Leute anhänglich zu machen, der Russe dient Dir, wie der Serbe. In Deinem Dienste war Streckaloff der Spion bei dem Weibe, das er umarmt hat. Nun, ich wünsche, daß Menschen, die solcher Dienste fähig sind, den ihnen zur Gewohnheit gewordenen Verrath nicht auch einmal gegen Dich kehren."

Der Sprechende schoß einen giftigen Blick auf Victor, daß dieser erschreckt hätte sein müssen, wenn er nicht sicher gewesen wäre, daß der Verletzte nur aus persönlicher Erbitterung nicht mit bestimmter Absicht sprach. Deshalb sagte der Graf ruhig:

„Du nimmst die Sache ganz romantisch und ideal auf. Man sollte glauben, Du hattest in Paris nicht blos die Kirchen, auch die Melodramen gesehen. Mit welcher Creatur man es zu thun hat, das braucht nicht erst aus-

spionirt zu werden, das erkennt jeder Mann von einiger Welterfahrung auf den ersten Blick."

Spiridion erröthete über diese Bemerkung, die ihn demüthigte.

Er warf fast zaghaft die Worte hin:

„Die Creatur, wie Du sie nennst, hat doch das Gefühl der Bescheidenheit gehabt, meine Hand auszuschlagen."

Der Graf lachte:

„Wie hätte sie es auch anfangen sollen, sie anzunehmen? Sie weiß, in unserem Lande gehören zu einer Heirat Papiere, und solche hätten Alles an den Tag gebracht, ganz abgesehen von dem Lärm, den ich, den die Familie erhoben hätte. Die häßliche Nadiesda ist wenigstens unschuldig, Dank ihrer Garstigkeit. Ich sehe, Streckaloff hat Dir noch nicht genug gesagt."

„Nicht genug, daß ich wüßte, was er sonst bei ihr für Dich auszukundschaften hatte, wenn es nicht mich betraf", erwiederte Spiridion mit widerwärtigem Lächeln.

Der Graf sah ihn scharf an.

„Du legst besondere Malice, wie es scheint, in den falschen Gedanken, daß Streckaloff mein

Spion gewesen wäre. Nun, ich will Dich überzeugen, wie harmlos seine Aufgabe war. Du erinnerst Dich eines Officiers, der in Dalmatien mein beständiger Begleiter war. Ich wollte Nachricht haben von dem verschwundenen und verschollenen alten Kameraden und hatte Grund zu glauben, daß sein Name auf der langen Liebhaber-Liste der Kanjewsky stehen müsse. So war es auch. Aber die ungeschickte Intriguantin ist nicht einmal dazu recht zu gebrauchen. Sie weiß nichts mehr von ihm."

„Franz von Kurbel hieß der Mann", sagte Spiridion langsam, „sie hat mir von ihm gesprochen."

„Was hat sie von ihm gesagt?" fragte Victor anscheinend gleichgiltig.

„Ich bin kein Streckaloff und nicht in Deinem Dienste", erwiederte Spiridion mit höhnischer Miene.

Der Graf schwieg einen Augenblick. Dann sagte er aufstehend:

„Mein lieber Bruder, Du bist noch immer gereizt und haschest nach bissigen Repliken. Das ist ein Zeichen, daß Du den kleinen Streich, den

Dir Deine ganz natürliche Unerfahrenheit spielte, wie eine Wunde empfindest. Wenn ein Weltmann bemerkt, daß er unversehens in eine Pfütze trat, so springt er lachend heraus, jammert aber nicht, als ob er dem Ertrinken nahe wäre. Nimm's als ein lustiges Abenteuer und laß es vergessen sein."

Spiridion richtete sich hoch auf und sprach mit gerötheten Wangen:

„Ich bin nicht lustig und ich vergesse nicht. Du siehst auf mich herab, wie auf einen Knaben. Ich verdiene es. Aber nimm Dich in Acht. Der Knabe entsagt der Welt und das giebt Herrschaft über die Welt. Vielleicht auch einst über Dich. Du bist mein Feind und hättest Du mich tausendmal aus einer Pfütze gerettet."

Er wendete ihm den Rücken, und die Achseln zuckend entfernte sich Victor ohne weiteren Abschied.

In der That, es giebt Wohlthaten, die ein dadurch in seiner Leidenschaft gestörtes Herz Demjenigen nicht verzeihen kann, dem es sie zu verdanken hat. Spiridion dachte, er wäre vielleicht doch an ein heißersehntes Ziel gekommen, das er sich jetzt kaum mehr vorzustellen wagte, wenn

Victor ihm nicht den Mann gesandt hätte, um den Bethörten vom sogenannten Abgrund zurück zu reißen. Und wie viel Verwirrung, Kummer, Elend entstehen konnte, nichts war so schwer zu empfinden als diese knabenhafte Beschämung, nichts so bitter als diese Rettung. Und mußte er alle schönen und verderblichen Bilder, die das Jüngsterlebte in ihm erweckt, fortan aus seiner Seele tilgen — ungetilgt blieb der Haß gegen den Retter.

Am nächsten Tage war es sehr still im gräflichen Landschloß. Spiridion war am frühen Morgen geschieden, um nimmer wieder zu kehren, und der Graf den ganzen Tag abwesend. Als er Abends zurückkehrte, bestellte er Milo für eine späte Nachtstunde zu sich. Das war immer ein Zeichen, von welchem Gegenstande gesprochen werden mußte.

Er empfing seinen Diener mit den folgenden inhaltsschweren Worten:

„Gute Nachrichten, Milo, ich wünsche Dir Glück; Du kannst heirathen. Kurbel ist — todt."

Milo stand regungslos und antwortete mit keinem Laut.

„Ah, ich sehe wohl, Du brauchst Beweise, um Dich über die ungeheuere Nachricht zu freuen. Nun sollst Du erfahren, was ich hinter Deinem Rücken ausgeführt habe.

„Die Kanjewsky gab dem Streckaloff vor sechs Wochen einige Daten über Lebensregungen des Verschollenen vor fünf Jahren, also aus der Zeit, da wir schon seit vier Jahren nichts mehr von ihm gehört hatten.“

Der Graf zog aus seinem Portefeuille einen Zettel und las ihn Milo vor.

„Die Daten sagen nicht viel“, fuhr er fort, „das ist wahr. Du bemerkst aber, daß eine Wiederkehr des Menschen aus Rußland nach Oesterreich angedeutet ist. Das hat mir genügt, um das General-Commando jeder Provinz in Athem zu setzen. Curios aber! Dieselben Daten hat Streckaloff benützt, um in Petersburg Nachforschungen halten zu lassen, und er hat früher Auskunft erhalten als ich. Mir sind die österreichischen Militärämter noch Antwort schuldig. Der Bericht, den der Legationsrath bekam, traf heute in Wien in der russischen Gesandtschaft ein. Du sollst ihn hören.“

Der Graf las laut den Bericht. Daraus ging hervor, daß ein österreichischer Officier, Namens Franz von Kurbel, sich einige Zeit in Rußland aufgehalten, dann nach Galizien zurückgekehrt sei, sich von dortaus unter dem angenommenen Namen Paul von Gorajsky nach Warschau begeben habe, um am polnischen Aufstand theilzunehmen, und in Skrzynecki's Heer eingereiht, am 26. Mai 1831 auf dem Schlachtfelde vor Ostrolenka geblieben sei. Erst jetzt, nach einem Jahre, konnte die Identität des Gefallenen ermittelt werden.

„Was sagst Du dazu, Milo?" fragte der Graf nach beendeter Vorlesung.

„Da ist keine Aufklärung dabei", erwiederte Milo, „in welchem Regiment und mit welchem Rang der Officier in Oesterreich gedient hat und ob er in Dalmatien in Garnison gelegen."

Der Graf lachte.

„So umständlich können die Russen nicht über ihn unterrichtet sein. Der Name aber ist richtig und ist sonst nicht verbreitet. Und dazu noch derselbe Vorname Franz und das gleiche Adelsprädicat. Was meinst Du?"

„Ich möchte wissen, ob die Kanjewsky wirklich nichts weiter von ihm weiß, als was sie in den Daten hier angegeben hat."

„Ich war heute bei ihr", sagte Victor, „ich fuhr nach Empfang dieses Berichtes in der russischen Gesandschaft nach Baden. Da ich sie beim Eintritt in das Haus in dem Garten sah, der nur ein verzierter Theil des Hofraumes ist, so ließ ich mich nicht bei ihr melden, sondern trat gleich vor sie hin und nannte meinen Namen. Sie sah mich bestürzt an, lauernd, was ich wollen könnte. Ich machte kurzen Prozeß. „Madame", sagte ich ihr, „Sie haben Zutritt zu meinem Hause gewünscht. Zwei Versuche, die Sie deshalb machten, sind Ihnen gleich mißlungen; Sie werden weder als Gesellschafterin noch als Schwiegermutter meines Schwagers mein Haus betreten. Ich will aber wissen, welches Interesse Sie mit dieser Absicht verfolgen."

„Sie gab keine Antwort", fuhr Victor fort, „und sah mich trotzig an. Nun erklärte ich ihr, daß ich gekommen, um sie zu belohnen. Sie hätte mir mit den Daten, die sie Streckaloff gegeben, einen großen Dienst erwiesen, wenn

auch mit traurigem Resultate; ich hätte wissen wollen, wohin ein alter, guter Kriegskamerad gerathen sei und auf Grund ihrer Daten es heute erfahren. Das verdiente Belohnung.

„Bei der Aussicht auf Geld wurde sie freundlicher. Sie bat mich, zu sitzen, klagte über ihre Armuth, daß sie mit Empfehlungen nach Oesterreich gekommen, die ihr eine Unterkunft in Aussicht stellten, und daß sie, in dieser Erwartung getäuscht, jetzt gern heimkehren möchte, besonders da Streckaloff, der Treulose, sich auch sichtbar von ihr abwende. Wenn ich eine Nachricht über Kurbel hätte, so sollte ich sie ihr mittheilen, sie möchte selbst wissen, was aus ihm geworden sei.

„Ich ließ mir nun zuerst erzählen, in welchem Verhältniß sie zu ihm gestanden. Sie lernte ihn 1824 kennen, sie hat von ihm eine Tochter; 1828 verschwand er ihr aus den Augen, und dies stimmt zum Bericht aus Petersburg, nach welchem er um diese Zeit nach Galizien zurückgekommen wäre. Von seinem Aufenthalte in Cattaro, von Allem, was sich dort begeben, weiß sie nichts, als daß er mich kannte."

„Das mag wohl sein", sagte Milo nachsinnend, „ein solches Geheimniß ist ein Capital, das wird er ihr nicht geschenkt haben. Und der beste Beweis dafür ist, daß sie noch nicht den Versuch machte, das Geheimniß auszubeuten, wenn nicht noch —"

„Nein", unterbrach ihn der Graf, „ich versprach ihr einen Geldbetrag, den sie empfangen soll, sobald sie im Postwagen sitzt. Und auf der Gesandtschaft richtet man ihren Paß darnach ein, daß sie unverzüglich nach Hause muß; dafür ist gesorgt. Du siehst also, daß wir ruhig sein können, die Vergangenheit ist abgethan. Das Schicksal ist mit einem nassen Schwamme darüber gefahren; kein Sterblicher weiß mehr um die unselige Geschichte, außer uns Beiden, und wir, wir werden zu vergessen wissen."

Der Graf versank in düsteres Hinbrüten und Milo störte ihn hierin nicht. Aus der Unbeweglichkeit und dem Schweigen des vertrauten und treuen Mannes zog jedoch Victor Veranlassung, die Angelegenheit nicht für so gänzlich erledigt zu halten, als er sich es selbst gerne vorgespiegelt hätte.

„Nun, Milo“, sagte er, „jetzt kannst Du mein Haus verlassen und das Deine gründen. Dein Dienst ist gethan, kein Wachen mehr nöthig, und das Loos, das ich Dir bereiten will in dem Augenblicke, da Du als ein unabhängiger Mann von mir gehst, soll Dir zeigen, wie viel Du mir geleistet hast.“

„Herr Graf“, erwiederte Milo, „ich habe der Ehre und dem Frieden Ihres Hauses mein Leben gewidmet. Gestatten Sie mir, das Amt nicht früher niederzulegen, als bis ich keine Gefahr mehr sehe. Das ist jetzt nicht der Fall. Wir müssen erst die Berichte der österreichischen Militärbehörden abwarten, und wir müssen, wenn möglich, auch Aufklärung erhalten über den Zettel mit dem Namen Kurbel's im dunklen Verschlag beim Schlafzimmer des verstorbenen Grafen.“

„Mein Onkel liebte die Geheimnißkrämerei“, sagte Victor, „auch wenn nichts zu verbergen war. So werden wir über diesen Punkt schwerlich jemals in's Klare kommen. Es ist aber auch gleichgiltig. Denn wenn Kurbel wirklich hier war, muß es lange vor der Zeit gewesen sein,

in der ich ihn kennen lernte. Bleibe also noch bei mir! Ich kehre jetzt auf meinen Posten nicht früher zurück, als bis die erwarteten Berichte eingelaufen sind."

Frau von Kanjewsky machte in der That schon in den nächsten Tagen Anstalten zu ihrer Abreise, und Streckaloff leistete ihr den letzten Liebesdienst, der als solcher freilich von zweifelhafter Beschaffenheit war, indem er ihr möglichst zum Weiterkommen half. Ueber ihre Verstimmung jedoch, in Wien keine feste Lebensstellung gefunden zu haben, konnte er ihr nicht hinweghelfen. Sie machte dafür die Gräfin York verantwortlich, die ihr so viel versprochen und so wenig geleistet hätte, und beschloß, dafür eine Art Genugthuung in Form eines wirklichen Vortheils zu suchen. Das Fehlschlagen der auf Spiridion gesetzten Hoffnungen brachte sie nicht in Erstaunen; sie wußte, daß es von Anfang an ein gewagtes Unternehmen gewesen; ahnungslos, daß Streckaloff ihr Verräther bei Spiridion gewesen, bezeichnete sie sein plötzliches Fortbleiben als die Muthlosigkeit eines falschen und feigen Jesuiten.

In großer Toilette erschien sie bei der Gräfin York, die zuerst wenig erfreut über den Besuch, von dem sie nur neue Bitten und Klagen erwartete, gleich darauf den Ausdruck ihrer Befriedigung kaum zurückzuhalten vermochte, als sie erfuhr, daß Abschied zu nehmen war.

„Sie verlassen uns schon, Frau von Kanjewsky?" rief die Gräfin, indem sie eine ihr nicht sogleich zu Gebote stehende Maske der Bestürzung dadurch zu ersetzen suchte, daß sie sich an ihren Haubenbändern zu schaffen machte; „Sie verlassen uns — aber ich hoffe, nicht für lange Zeit."

„Für immer!" erwiederte die Russin entschieden, „aber für immer wird auch in mein Herz gegraben sein, was Sie für mich gethan haben, Frau Gräfin. Meine Dankbarkeit ist unermeßlich!"

„Ich bitte sehr, Sie nehmen es zu hoch auf."

„Nein! nein! Der russische Gesandte war mir erst von dem Augenblicke an gewogen, als er erfuhr, wie freundlich, wie eifrig Sie für mich bemüht sind. In Folge davon verschaffte er

mir eine ansehnliche Stellung, und was das Glück noch erhöht, in der Heimat. Deshalb reise ich."

„Ich bin dem russischen Gesandten wirklich dankbar", sagte die Gräfin, ohne die Zweideutigkeit dieser Betheuerung zu merken.

„Ja, er hält große Stücke auf Sie, so sehr, daß er Sie sogar gegen mich selbst zu Hülfe rufen wollte."

„Wie ging das zu?"

„Die Sache ist einfach die: er wollte, daß ich mich vor meiner Abreise nach Petersburg für zwei Tage nach dem nahen Orte Wiener-Neustadt begebe, wo er bei einem pensionirten General einen diplomatischen Auftrag hat, den ihm nur eine Frau gut ausführen kann. Sie wissen ja, Frau Gräfin, in diesen Kreisen gibt es immer geheime Geschäfte. Dazu aber wäre nothwendig, daß ich mich für zwei Tage von meiner herzigen, kleinen Lubow trenne. Wie sollte mir das möglich sein! Ich bitte Sie, eine Mutter!"

„Deshalb haben Sie refusirt?"

„Natürlich. Er wollte nun selbst zu Ihnen kommen, um Sie zu bitten, mich zu überreden.

Ich hielt ihn davon ab, indem ich ihm sagte, daß dies schlecht an Ihnen gehandelt wäre. Denn ich würde sogar Ihnen widerstehen, und Sie hätten dann den Kummer, dem Gesandten einen großen Dienst nicht geleistet zu haben."

„Warum wollen Sie aber nicht für so kurze Zeit die Kleine zurücklassen, in guter Obhut?"

„Nicht für zwei Stunden! Was denken Sie? Und in wessen Obhut?"

Die Gräfin schlug ihr nun vor, das Kind während dieser paar Tage selbst behüten zu wollen. Sie liebe Kinder so sehr, wäre auch ganz einsam, und der kleine Gast könne ihr nur Vergnügen bereiten. Die Russin nahm den Vorschlag erst mit Entsetzen auf, als aber die Andere, im Gedanken dem Gesandten zu dienen, immer wärmer wurde, ließ endlich Frau v. Kanjewsky die Gräfin einen feierlichen und heiligen Schwur auf das Crucifix leisten, das Kind bis zur Wiederkehr seiner Mutter zärtlich wie einen eigenen Sprößling hegen und pflegen zu wollen.

Lubow wurde am nächsten Tage zur Gräfin Pork gebracht. Am Abend dieses Tages reiste

Der Graf hatte seinem treuen Diener die Gerechtsame und das Eigenthum eines Kaffeehauses verschafft, was eben so sehr dem orientalischen Geschmack des Serben als den Neigungen der ihm nun angetrauten Rosa Kolliner entsprach. Denn an der Casse eines Wiener Kaffeehauses die Honneurs zu machen, ist für eine Frau ungefähr so viel, wie beliebtes Mitglied einer Bühne zu sein.

Im Verhältniß Victor's zu Anastasia änderte sich nichts. Er blieb ihr ein kühler, liebenswürdiger Freund und vermied den Anblick ihrer Tochter beinahe mit Angst.

Die Jahre vergehen und Gras scheint zu wachsen über Ereignissen, die nur im Bewußtsein weniger Menschen noch vorhanden sind. Unterirdisch aber wühlt wie ein Maulwurf die ewige, unlösbare Verkettung aller Erdendinge fort, und der Tag kömmt, um den Beweis zu liefern, daß nichts geschieht, das nicht eine immerwährende Wirkung hätte, das in Schweigen und Vergessenheit spurlos verlaufen könnte.

Fünftes Capitel.

Es war im Jahre 1840. Im Hause des Präsidenten eines Ministerial-Bureaus, des Hofrathes Hahnenberg, versammelte sich eine allerliebste kleine Gesellschaft. Sie bestand nämlich aus Jünglingen und Mädchen, welche sämmtlich das achtzehnte Lebensjahr nicht überschritten haben durften, um würdig befunden zu werden, an dem Feste theilzunehmen. Die Hofräthin, Natalie von Hahnenberg, geborene Baronesse Ranghof, gab das Fest zur Freude und zu Ehren ihres ältesten Kindes, ihrer kaum fünfzehnjährigen Tochter. Es war das erste geräuschvolle Vergnügen, welches Natalie nach dem Tode ihrer Eltern, obgleich dieser schon vor Jahren erfolgt war, in ihrem Hause zuließ.

Mit der Anordnung, daß die Theilnehmer an der Feier sämmtlich auf ein bestimmtes

Lebensalter eingeschränkt sein sollten, waren die Jünglinge ganz einverstanden, die Mädchen jedoch gar nicht zufrieden. Weil aber eben die letzteren noch nicht eigentlich ballfähig, noch nicht in die Welt eingeführt waren, sollten sie die Huldigungen ihrer Tänzer nicht zu ernsthaft nehmen können. Ein Backfisch sieht auf das Entgegenkommen männlicher Altersgenossen mit sehr vornehmer Geringschätzung herab.

Der Saal, in welchem getanzt wurde, war so zu sagen die Bühne, die Nebensäle waren die Zuschauerräume, in welchen Personen von gesetzterem Alter sich es zur größten Unterhaltung machten, das Treiben zu beobachten, während sie sich zugleich streng davon fernehielten. Unter diesen Zuschauern bildeten sich Gruppen, und in einer derselben, die im Halbkreis umhersaß, war der junge Baron Adrian von Ranghof, der um zehn Jahre jüngere Bruder der Hofräthin der Mittelpunkt, weil er viel zu erzählen wußte und mit jugendlichem Feuer sprach.

Adrian war mit fünfundzwanzig Jahren bereits ein Staatsdiener hohen Ranges, und wie schon oft machte man ihm auch an diesem Abend

scherzhafte Vorwürfe, daß er in sein ernsthaftes Amt zu wenig pedantische Gemessenheit lege und für einen so erhabenen Posten viel zu wenig langweilig sei.

„Das ist die Schuld meines Freundes Victor", sagte Adrian, „seit ich mein Decret habe, hört er nicht auf, mich vor dem Carlsbader Sprudel zu warnen."

Man wollte die Bedeutung dieses Wortes wissen.

„Nun, es ist Ihnen ja bekannt, daß organische Gegenstände, Pflanzen, die man in dieses heiße Mineralwasser wirft, wenn man sie wieder herauszieht, versteinert sind, petrificirt. Obgleich es nun nirgends in der Welt weniger sprudelt als in der österreichischen Bureaukratie, vergleicht sie Victor doch mit diesem Sprudel. Die jungen Leute, die hineingeworfen werden, unsere jungen Beamten wären lauter Petrefacten, starre, steife Gebilde, an denen man nur mit Mühe noch Spuren ihres früheren organischen Lebens finde. Ja, an Einigen könne man in dem Grade wie sie avanciren die allmälig zunehmende Versteinerung beobachten."

Lebensalter eingeschränkt sein sollten, waren die Jünglinge ganz einverstanden, die Mädchen jedoch gar nicht zufrieden. Weil aber eben die letzteren noch nicht eigentlich ballfähig, noch nicht in die Welt eingeführt waren, sollten sie die Huldigungen ihrer Tänzer nicht zu ernsthaft nehmen können. Ein Backfisch sieht auf das Entgegenkommen männlicher Altersgenossen mit sehr vornehmer Geringschätzung herab.

Der Saal, in welchem getanzt wurde, war so zu sagen die Bühne, die Nebensäle waren die Zuschauerräume, in welchen Personen von gesetzterem Alter sich es zur größten Unterhaltung machten, das Treiben zu beobachten, während sie sich zugleich streng davon fernehielten. Unter diesen Zuschauern bildeten sich Gruppen, und in einer derselben, die im Halbkreis umhersaß, war der junge Baron Adrian von Ranghof, der um zehn Jahre jüngere Bruder der Hofräthin der Mittelpunkt, weil er viel zu erzählen wußte und mit jugendlichem Feuer sprach.

Adrian war mit fünfundzwanzig Jahren bereits ein Staatsdiener hohen Ranges, und wie schon oft machte man ihm auch an diesem Abend

scherzhafte Vorwürfe, daß er in sein ernsthaftes Amt zu wenig pedantische Gemessenheit lege und für einen so erhabenen Posten viel zu wenig langweilig sei.

„Das ist die Schuld meines Freundes Victor", sagte Adrian, „seit ich mein Decret habe, hört er nicht auf, mich vor dem Carlsbader Sprudel zu warnen."

Man wollte die Bedeutung dieses Wortes wissen.

„Nun, es ist Ihnen ja bekannt, daß organische Gegenstände, Pflanzen, die man in dieses heiße Mineralwasser wirft, wenn man sie wieder herauszieht, versteinert sind, petrificirt. Obgleich es nun nirgends in der Welt weniger sprudelt als in der österreichischen Bureaukratie, vergleicht sie Victor doch mit diesem Sprudel. Die jungen Leute, die hineingeworfen werden, unsere jungen Beamten wären lauter Petrefacten, starre, steife Gebilde, an denen man nur mit Mühe noch Spuren ihres früheren organischen Lebens finde. Ja, an Einigen könne man in dem Grade wie sie avanciren die allmälig zunehmende Versteinerung beobachten."

Man sprach nun sehr viel vom Grafen Victor von Ardenner, den Adrian über Alles auf Erden pries und erhob. Der Hausherr, Hofrath Hahnenberg, stimmte bei, und als Adrian mit seiner eben herbeikommenden Schwester in ein leises Gespräch gerieth, sagte der Hofrath zu der Gruppe der Andern:

„Was wäre es, wenn Graf Victor meinem jungen Schwager einmal irgendwo das Leben gerettet, ihn aus dem Wasser oder Feuer gezogen hätte? Nichts wäre es gegen die Rettung seiner Jugend, seines Frohmuths, und daß er ihn in seinen Momenten der Leidenschaft bei Verstand und Ruhe erhalten hat.“

Die Hofräthin machte in diesem Augenblick eine Geberde der Ueberraschung und rief laut:

„Ist es möglich!“

„Gewiß“, erwiederte Adrian und fügte zu den Uebrigen gewendet laut hinzu: „Victor ist in München, aber er trifft noch heute in Wien ein, blos um diesen Ball von Halbkindern mit anzusehen. Ich sollte ihn nicht früher als am Abend selbst anmelden und habe es bis zu diesem Augenblick verschoben.“

Er hatte kaum ausgesprochen, als der Name des Grafen im Eintritts-Salon gerufen wurde. Der Hofrath ging ihm entgegen und führte ihn wie im Triumph zu Natalie. Sie reichte ihm die Hand. Beide hatten sich seit siebzehn Jahren, seit Natalie sich verlobt nicht wieder gesehen.

Der Graf war jetzt ein wenig über vierzig Jahre alt und konnte erst in dieser Zeit ein vollendet schöner Mann genannt werden. Spätreife ist ein gewöhnlich unerklärt bleibendes Schicksal mancher Menschen Ihre geistigen Fähigkeiten mögen zur rechten Zeit erwacht und in Thätigkeit gewesen sein — ihr äußeres Erscheinen gelangt erst spät und wenn man Wachsthum und Entwickelung längst vorüber glaubt, zu seiner vollen Entfaltung, ja sogar das Gemüth findet sich dann erst so spät und nachträglich im Besitz seiner ganzen Kraft und im Gefühl aller seiner Bedürfnisse. Der Zustand wäre ein zweites Blühen zu nennen, wenn ein erstes vorhergegangen wäre.

Der Graf sagte, daß er, nicht müde von der Reise, nur die Seinen einen Moment begrüßt habe und dann hieher geeilt sei. Er entschul-

digte Anastasia, daß sie nicht erscheinen werde, er hätte sie durch seine Ankunft nicht überraschen sollen, sie wäre in letzter Zeit so nervös geworden und nun durch seine unvermuthete Ankunft so angegriffen, daß sie sich zu schwach fühlte, das Zimmer zu verlassen.

Mit ebenso gleichgiltigem Geplauder antwortete Natalie.

Wer ahnt die stillen, trauervollen Begräbnisse, die im Tiefsten einer Frauenseele vorgehen, in denselben Minuten, in denen Lust und Lachen sie umgiebt, und sie herzhaft daran theilzunehmen scheint?

So hält er mich nun für alt genug, dachte Natalie, um mich ohne Gefahr für mich wiedersehen zu können? Er mag Recht haben. Ich habe einen braven Mann und gute Kinder und liebe sie alle. Das hindert nicht, daß ich zuweilen von einem schönern Ausklang schönerer alter Zeiten träumte. Selbst meine Schmerzen hätten eine feierlichere Bestattung verdient, als in banale Phrasen eingesargt zu werden. Gleichviel! Hin ist hin, todt ist todt.

Und mitten in diesen Gedanken bat sie den Grafen, näher an die Salonthür zu treten, um die Tanzenden besser übersehen zu können. Denn jetzt beginne, wie sie an der Musik höre, ein Tanz im Costüme, den sich die Kinder zum Paradestück des ganzen Festes gemacht hätten.

„Ach, mir thut der Kopf noch weh, wenn ich nur an die vielen Proben denke, die es gab. Meine Kleine tanzt schon seit Wochen selbst im Traum."

Man hatte für diesen Tanz sogar eine besondere Decorirung des Saales improvisirt, die rasch aufgestellt wurde, um später rasch wieder entfernt zu werden. Die Wände wurden plötzlich mit südlichen Gewächsen bis zur Decke bekleidet, und der vorherrschende Charakter des Schauplatzes war der eines Olivenhaines. Dem entsprach auch das Costüm der auftretenden Paare, es war die theatralisch verschönerte Tracht der Bauern im südlichen Europa. Erst tanzten die Bursche und Mädchen gemeinsam, und während die letzteren Castagnetten vernehmen ließen, zogen die Knaben eigenthümlich geformte Phiolen hervor, mit denen sie seltsame Bewegungen aus-

führten, Oelfläschchen, die sie bald heimlich auf die Kleider ihrer Tänzerinnen auszugießen schienen, bald wieder lachend zeigten und neckisch verbargen.

Dann verloren sich die Bursche im Hain, die Mädchen tanzten allein, jedes für sich. Jedes suchte an seinem Kleide den Oelfleck, das Zeichen, daß es geliebt, daß es begehrt wurde, daß es bald die Braut des Tänzers sein werde. Wo die Olive wächst, dort ernährt sie die Familie, und welches Symbol kann besser als der Oelfleck den Ernst des Gefühles, den Ernst des Lebens bezeichnen?

Wie suchen die Mädchen rastlos! Immer in tanzender Bewegung durchspähen sie hastig die Falten des Kleides; sie drehen und wenden sich und suchen unmögliche Stellungen. Bald ist es ein possierlicher Eifer, der zum Lachen reizt, bald ist es sehnsüchtige und leidenschaftliche Bemühung. Jetzt läßt das Verzagen muthlos die Arme sinken, jetzt erhebt die Hoffnung sie zu neuen Versuchen und plötzlich — wie wirbelt und kreiselt die lautlose Freude!

Nicht lange aber zeigen die Mädchen ihr stürmisches Entzücken. Die Bursche haben ver-

steckt in den Büschen gelauscht und brechen hervor. Sie sollen nicht leichten Triumph haben, nicht ohneweiters den beglückten Mädchen, die das Liebeszeichen fanden, die Arme öffnen können. In den rhythmischen Bewegungen des Tanzes, die immer schneller und wilder sich entwickeln, versinnlichen die entsprechenden Paare Flucht und Verfolgung, Widerstreben, täuschendes Entgegenkommen und neue Flucht, bis Liebe und Ermattung die Athemlosen für einen Augenblick vereint. Kaum aber ist die Gruppe geschlossen, so eilen die anderen Paare hinzu, die das Symbol der Liebeswerbung nicht gegeben, nicht gefunden haben. Sie umtanzen die Vereinten mit lachender Freude und verlachendem Hohn, sie zwingen die Gruppe, sich zu lösen, und ein kunstvoller Wirrwarr beginnt, der sich nach und nach zu einem harmonisch feststehenden Bilde gestaltet, das den Tanz beschließt.

Diese Production bildete einen Abschnitt des Festes. Die Zuschauer mischten sich unter die Halberwachsenen, nach der Ruhepause sollte das Souper genommen werden. Graf Victor war im Begriff, sich zu entfernen, kehrte aber un-

willkürlich an seine frühere Stelle zurück. Er war offenbar von einem außerordentlichen Eindruck bewegt, suchte mit den Augen, lächelte befriedigt, wenn er gefunden hatte, und wechselte den Platz, wenn er vermuthete, daß man auf ihn zukam, daß man ihn sprechen wollte. Seine Art war es nicht, eine Bewegung, die in seinem Innern vorging, auch nur durch eine Frage zu verrathen. Seine Augen aber verfolgten immer wieder dieselbe Erscheinung.

Eine der ländlichen Tänzerinnen von früher war es, die ihn so unwiderstehlich anzog. Sie hatte üppige blonde Haare, zarte, aber völlig entwickelte Formen, und was sie am meisten auszeichnete, waren die edlen Bogen kohlschwarzer Brauen über blauen Augen von merkwürdigem Glanz und Ausdruck und mit langen schwarzen Wimpern. Eben stand sie in seiner Nähe, lachend im Gespräch mit einer Andern, eine kleine Papier-Kugel, eine Bonbonière, wie ein Wurfgeschoß erhebend, um eine Entfernte damit zu treffen.

Da hörte der Graf hinter seinem Platze die

ihm fremde Stimme eines jungen Mannes, der zu seinem Nachbar sagte:

„Diese Diana, die gerade den Pfeil losschnellt, ist freilich wunderbar. Sieh nur die Augen! Sie ist eine Russin, höchstens 16 Jahre alt, man nennt sie Lubow; sie ist eine Pflegetochter der alten Gräfin York."

Der Graf wendete sich, nachdem er diese Worte gehört hatte, entschieden zum Fortgehen. Rasch verließ er den Saal. „Thorheit!" sagte er sich selbst, „ich bin vierzig Jahre alt und soll erst eine neue Empfindung kennen lernen! Und nun gar für ein Geschöpf, das mit der verhaßtesten Wendung meines Lebens irgend einen Zusammenhang hat! Lubow ist die Tochter der Kanjewsky, der Maitresse des Elenden. Wahnsinn! Ein Spuk in meinem Gehirn, womit sich der Schlaf rächt, daß ich ihn auf der Reise versäumte."

Unten fuhr der Wagen des Grafen vor. Eben kam jedoch Adrian die Treppe herab und der Graf, der eine Zerstreuung durch Gespräch wollte, schickte den Wagen fort und ging mit

Adrian die kurze Strecke durch die innere Stadt zu Fuß nach Hause.

Während Adrian die Anwesenheit des Grafen in Wien erörterte, und sich manche Frage selbst beantworten mußte, weil Victor ihn nicht zu hören schien, fragte dieser plötzlich:

„Du denkst noch nicht daran, Dich zu verheiraten, Adrian?"

„Nein, ich will ledig bleiben, so lang als möglich."

„Was nennst Du möglich?" fragte der Graf mit etwas rauhem Ton. „Wenn man alt und gichtbrüchig ist, dann ist es nicht mehr leicht möglich, ledig, d. h. ohne weibliche Pflege zu bleiben. Meinst Du es so?"

„Nein."

„Oder, wenn man ehrgeizig ist, eine hohe Position aspirirt und dazu nothwendig einflußreiche Connexionen braucht, dann ist es oft nicht mehr „möglich", sich solche anders als durch eine Heirat zu verschaffen. Nicht?"

„Dies Alles habe ich nicht im Sinne, wenn ich unter Umständen das Ledigbleiben nicht mehr für möglich halte", erwiederte Adrian.

„Laß also hören, was Dich zu einer Heirat treiben könnte."

„Es ist schwer, Dir das zu sagen, Victor, ohne von Dir ansgelacht zu werden. Denn Du bist ein principieller Liebesleugner."

„Es ist wahr", sagte der Graf, „ich selbst habe diese Leidenschaft immer nur für Einbildung gehalten, für eine Conventionsfabel. Ich war trotzdem den Weibern stets zugethan, aber entweder aus Sinnlichkeit oder aus Phantasie, oder aus Neigung zur geistreichen Antithese, zum Esprit, niemals aus Leidenschaft. Indessen, sie leugnen wollen, ist selbst eine Jugendthorheit. Das sehe ich erst jetzt ein, nachdem ich älter geworden. Liebe ist möglich."

„Du setzest mich in Erstaunen, Victor."

„Ich sage Dir dies Alles nur, damit Du Dich nicht fürchtest, mir ein Bekenntniß abzulegen, wenn Du einmal verliebt sein solltest."

„Und das wäre gerade der Umstand, unter welchem es mir nicht mehr möglich wäre, ledig zu bleiben. Bis jetzt aber hat es noch keine Gefahr."

„Ich habe heute Abend wunderbar hübsche Mädchen gesehen“, sagte der Graf nach einer Pause, „Wien ist reich an weiblichen Schönheiten.“

„Nicht so reich wie Rom oder Paris.“

„Man hat mir eine Pflegetochter der Gräfin Pork gezeigt, eine wunderbare Erscheinung.“

„Ein hübsches Mädchen“, sagte Adrian in geringschätzigem Tone.

„Wie!“ rief der Graf, „Du kennst sie, Du siehst sie öfter und sprichst so eindruckslos von ihr?“

„Sie ist albern, genäschig, frömmelnd und mit Ausnahme ihrer wirklich schönen Augen ist mir Alles an ihr unangenehm.“

„Schildere mir das Unangenehme“, rief der Graf lebhaft, „es wird mir wohlthun. Denn“ — fügte er nach einer Pause der Besinnung hinzu — „ich gönne der bigotten Pork nichts Gutes in ihrem Hause.“

Adrian erzählte vom Leben und Treiben bei der alten Gräfin, wobei die Charakterzüge ihrer Pflegetochter nicht eben vortheilhaft in's Licht traten. Trotzdem dachte der Graf, als er, nachdem der junge Mann auf dem Lobkowitzplatz

von ihm geschieden war, die Treppe hinaufstieg, daß alle diese innern Mängel und Gebrechen den überwältigenden Eindruck einer äußern Erscheinung nicht auslöschen können. Er nahm sich vor, jede persönliche Begegnung mit dem Mädchen zu vermeiden, um sich das bezaubernde Bild nicht muthwillig zu verderben. „Aber sie ist königliche Holdseligkeit", sagte er leise vor sich hin.

Oben sah er die Kammerfrau der Gräfin durch den Vorsaal gehen — Fati lebte längst nicht mehr — und erfuhr, daß Anastasia noch wach und im Salon sei. Aufgeregt und gesprächslustig trat er bei ihr ein und ließ sich Briefe zeigen, die sie aus Montenegro empfangen hatte.

Anastasia war jetzt 32 Jahre alt und galt in der Gesellschaft für eine junge und anmuthige Frau. Ihre Gesichtszüge hatten nichts von der ursprünglichen Lieblichkeit verloren; nur, daß der Ausdruck gemessenen Ernstes hinzugetreten war; ihre Gestalt war um vieles magerer geworden und erschien dadurch größer als früher. Alle ihre Bewegungen hatten im Weltleben vollendete Eleganz angenommen.

Ihrem Gatten gegenüber hatte sie den Ton und das Wesen aufmerksamster Freundschaft. Sie wußte, daß er durch den Reiz geselliger Plauderei am sichersten in ihrer Nähe zu erhalten war. Er hörte gerne die kleine Salon-Chronik, die sich stets während seiner Abwesenheit ansammelte, und Anastasia that seinem Geschmack daran mit unbefangener Heiterkeit Genüge. Einem Blick, der mit liebendem Interesse auf ihr geruht hätte, wäre nicht entgangen, daß ein unaussprechliches Leiden an ihr zehrte, daß sie im Tiefsten unglücklich war. Hätte sie die Vereinsamung des Gemüthes, die Wittwenschaft an der Seite eines lebendigen Gatten jemals verschmerzen können, die Welt würde sie stets von Neuem daran gemahnt haben. Denn trotz ihrer großen Beliebtheit in den Kreisen ihres Standes ließ man sie beständig bald in dieser, bald in jener Form, selten nur mit wirklichem Mitgefühl, empfinden, daß sie durch die fast ununterbrochene Abwesenheit ihres Gatten eine unerklärliche Ausnahmestellung einnahm. Allein sie klagte nicht, hatte sie doch im Voraus gewußt, daß sie eine Mission des Duldens auf

sich nahm; sie würde es für Verrath an ihrer Pflicht gehalten haben, den Wunsch nach einer andern Gestaltung ihres Schicksals in sich mächtig werden zu lassen.

Während sie jetzt mit scheinbar ungezwungener Heiterkeit sprach, vernahm man in einem Nebenraum Stimmen und Geräusch, so daß Victor erstaunt fragte:

„Du empfängst doch wohl nicht heute noch Besuche?"

Ehe Anastasia antworten konnte, öffneten sich die Portièren.

Der Graf sprang auf; die Hand, die er auf den Tisch stützte, zitterte.

„Die königliche Holdseligkeit, deren ich gedenke!" rief er unwillkürlich laut: „das ist?"

„Deine Tochter Aurora", erwiederte Anastasia mit stolzem Lächeln.

Das Mädchen war beim Ausruf des Grafen befremdet am Eingang stehen geblieben.

Eine Pause trat ein.

„Man hat mir bei Ranghof dieses Mädchen als eine Pflegetochter der Gräfin Pork bezeichnet", unterbrach endlich Victor das Schweigen.

Anastasia lachte und erwiederte:

„Sie wird von Fremden zuweilen mit ihr verwechselt. Sie hat wirklich eine kleine Aehnlichkeit mit ihr, aber nur in der Form und im Ausdruck der Augen. Die kleine Lubow ist viel jünger und nicht entwickelt.“

„Begrüße Deinen Vater, Aurora“, fügte hierauf Anastasia hinzu, „Du siehst ihn fast zum erstenmale; Du warst immer in der Pension, wenn er kam. Victor, willst Du nicht zum erstenmale Deine Tochter umarmen?“

Aurora trat näher und schien dem Grafen ihre Stirne zum Kusse zu reichen.

Er berührte flüchtig die Stirne mit seinen Lippen, dann faßte er zärtlich ihre beiden Hände, ließ dieselben plötzlich wie entsetzt los, wurde sich dann der Seltsamkeit seines Benehmens bewußt, sammelte sich rasch und sprach:

„Wir wollen noch ein wenig familienhaft beisammen bleiben. Es ist wahr, ich habe Aurora bisher zu wenig gesehen.“

Das Mädchen nahm neben der Mutter Platz.

„Ich bin glücklich!“ rief Anastasia, „diese

Stunde ist die erste in unserem Leben, die uns vereint sieht!“

Ohne unmittelbar zu Aurora zu sprechen, aber die Blicke immer wieder auf sie richtend, sagte der Graf:

„Aurora könnte uns ein wenig von ihrem Leben erzählen, von ihren Vergnügungen, was sie mit Liebe lernt, was sie lieber nicht lernen möchte. Adrian Ranghof hat mir eine Menge schlimmer Nachrichten über die Doppelgängerin Lubow gegeben; ich will nun sehen, wie das zusammenstimmt.“

Ungeschickte Blödigkeit lag nicht im Wesen des Mädchens. Nach einigen Fragen und Reden Anastasia's war Aurora im Geleise der Mittheilungen, wenn es auch zuweilen einer Einschaltung der Mutter bedurfte, damit sie fortfahre. Allein auch der Graf unterbrach zuweilen, indem er erklärte, daß dies und jenes nicht zu seinen Nachrichten stimmte. Dann wendete er die Charakterzüge, die ihm Adrian geschildert, mit grotesker Uebertriebenheit auf Aurora an, sich scherzend anstellend, als ob er von der Richtigkeit überzeugt wäre. Mutter und Tochter wurden dadurch in

unendliche Heiterkeit versetzt, während der Graf damit nur eine fieberhafte Anstrengung machte, die Beklommenheit seines Herzens los zu werden.

Er hielt endlich erschöpft inne, indem er sagte:

„Ich habe mich nicht zum Frühstück gebeten; es wird Tag.“

Während er aber froh war, entfliehen zu können, weinte Anastasia helle Freudenthränen in den Armen ihrer Tochter.

„Du führst ihn mir zurück! Er ist wieder unser! Durch Dich haben wir ihn endlich gewonnen, den Gatten, den Vater, den Geliebten.“

Aurora mußte die nervös exaltirte, vor Freude an allen Gliedern zitternde Frau fast in ihren Armen zur Ruhe bringen.

Victor ging in seinem Schlafzimmer wie ein Rasender auf und nieder.

„Meine Tochter! Meine Tochter! Nein! Tausendmal nein! sie ist es nicht! Steigt die Vergeltung für das ruchlose Verbrechen in solcher Gestalt vor mir auf? Ich kann diese höhnische Schicksalsfügung verlachen! Denn sie ist nicht meine Tochter. Ich war nie der Geliebte, ich

war nie der Gatte ihrer Mutter. Auch das zarteste Gewissen kann keine Anklage gegen mich erheben, wenn ich dies fremde Kind einer mir fremden Frau liebe.

„Warum verzichten? Ich habe genug gelitten. Ich will einmal glücklich sein, einmal! Ich werde sie erringen, ich werde sie besitzen, ich liebe sie und ich habe nie geliebt. Alle versäumten Seligkeiten vieler Jahre fallen mir in ihrem Anblick vom Himmel. Sie ist mein, sie muß mein sein.

„Der Weg dazu? Furchtbar! Entsetzlich! Der Preis ist: Anastasia's Schändung im Angesicht der Welt! Nimmermehr! Nicht um tausend Paradiese! Dieser Weg kann nicht dazu führen.

„Den Vater spielen! Den Vater dieses Mädchens! Unmöglich! Also immerwährende Flucht, Nimmerwiederkehr! Wird Anastasia glücklicher sein, wenn die ununterbrochene Einsamkeit für sie beginnt? Und soll ich es zugeben, daß mir irgend ein Mann Aurora entreißt? Mir, meine erste Liebe?“

Er warf sich auf den Boden, die geballten Fäuste in den Haaren, mit offenen Augen unbeweglich.

So fand ihn der Kammerdiener French noch am Morgen.

„Kein Wort, French, daß ich unwohl war", sagte der Graf, indem er sich erhob; „jetzt ist mir wohl, es ist Tag; ich will nicht zu Bett, ich will ganze Toilette machen."

Victor schlürfte in den nächsten Tagen das süße Gift unaufhörlich ein, indem er Aurora verlockte, den Bann der Fremdheit nach und nach abzulegen und ihm wie einem Vater zu vertrauen.

Dabei überkam ihn bald schreckhaft, bald bezaubernd der Widerschein des magischen Glanzes, mit dem einst die Augen Franz v. Kurbel's auf ihn gewirkt hatten. War nicht damals schon sein Gedanke gewesen, den er sogar in jener furchtbaren Nacht der Unthat seinem Diener Milo bekannt hatte, daß, wenn jemals ein Weib mit solchen Augen ihm begegnete, eine unermeßliche Leidenschaft in ihm erwachen müßte! Und nichts sonst, weder in ihren Zügen, noch in ihrer

Haltung, geschweige denn in den Aeußerungen ihres Seelenlebens erinnerte an die unselige Abkunft. Stolze Ruhe war der Charakter ihrer Erscheinung, wenn man aber demnach ein die Welt und ihre Verhältnisse von der Höhe der Einsicht aus überschauendes Wesen in ihr zu sehen glaubte, so war der Gegensatz ihrer unschuldsvollen Vorstellungen von überwältigendem Reiz, besonders, da sie von ihren Anschauungen mit einem Geiste sprach, der das Kindliche wieder beiweitem überstieg.

Anastasia ging still beglückt umher. Wenn Victor sich dem Hause endlich anschlöße, wenn er, wie er jetzt oft flüchtig andeutete, seine diplomatische Carriere aufgäbe und sich als Landedelmann etablirte, um fortan mit ihr und dem Kinde in stiller Traulichkeit vereint zu leben, wenigstens so lange, bis auch Aurora von ihrem eigenen Lebensschicksal in die Welt hinausgerissen würde, dann, dachte Anastasia, wäre Alles erfüllt, was sie noch auf Erden hoffte, ja wollte. Und wie sich die Dinge in diesen Tagen zu gestalten schienen, glaubte sie der Erfüllung ihres Wunsches immer näher zu rücken.

Freude und Befriedigung wirken aber in an langes Leiden gewöhnten Naturen aufregend, nervenerschütternd und folglich eben so zerstörend wie das Leiden selbst. Die beglückte Frau sah angegriffener aus als die unglückliche. Dennoch versicherte der Arzt und fühlte Anastasia selbst, daß sie in der Fortdauer eines heitern Gemüthszustandes sicher genesen müsse.

Schon um eine Woche war die Zeit überschritten, von welcher der Graf schon bei seiner Ankunft gesagt, daß sie ihm streng zugemessen sei und nach deren Ablauf er nach München zurückkehren sollte. Er blieb — eben so stark wie für ihn die innere Nothwendigkeit gewesen wäre, sich dem verhängnißvollen, verderblichen Zauber zu entziehen, ebenso schwach war sein inneres Vermögen dazu.

In einem Augenblick, da er mit Anastasia allein war, fragte er sie, wie es zugegangen, daß er Aurora seit ungefähr acht Jahren nicht mehr gesehen habe, wenn er zu kurzem Aufenthalt nach Wien oder Waltersdorf kam. Sie erklärte es ihm durch die räthselhafte Abneigung, die er bisher gegen sein Kind an den Tag gelegt.

„So oft Deine Ankunft angezeigt war", sagte sie, „fand ich, daß Aurora in der Kloster-Pension ein wenig Sprachen und Stickereien üben, auch fremdartige Einrichtungen kennen lernen müsse. Mir war es erträglicher, daß Du Dein Kind nicht sehen konntest, als daß Du es nicht sehen wolltest. Hättest Du ein einziges mal nach Aurora gefragt, so wäre sie aus der Pension abgeholt worden. Und wäre diesmal Deine Ankunft nicht eine Ueberraschung gewesen, so würdest Du sie wieder nicht gesehen haben."

Eines Abends führte Aurora den Grafen in ihr allerliebstes kleines Mädchen-Boudoir. Er sollte ihre von der Mutter wegen großer Strenge der Auswahl nur sparsam ausgestattete Bibliothek mustern, ihr die Lücken bezeichnen und seine Autorität geltend machen, um sie zu ergänzen. Auch wollte sie ihm ihre Tagebücher zeigen, weil sie nicht aus persönlichen Aufzeichnungen bestanden, sondern aus Abschriften solcher Stellen in Büchern, die ihr gefallen oder zu denken gegeben hatten.

Sie ging umher, zeigend, vorlesend, sprechend, rührend naiv, aber ungemein ernst, ohne jene

Minauderien, welche junge Mädchen häufig Jedermann gegenüber in's Spiel bringen.

Mit großer Selbstbeherrschung hatte er bisher vermieden, sie zu berühren. Jetzt aber, unter der Gewalt ihrer großen innern und äußern Schönheit überwältigte ihn der Schmerz, eine Rolle spielen zu müssen, welche der Natur und seinen Gefühlen so ferne lag. Unwillkürlich zog er ihre Hand an seine Lippen. Sie sah ihn befremdet an, mit demüthigem Gesichtsausdruck, wie um Verzeihung bittend.

„Ich Ihnen, mein Vater?“ fragte sie, als wäre die Zärtlichkeit eine Mahnung gewesen, was sie zu thun versäumt hatte, und ehrfurchtsvoll küßte sie seine Hand.

Er stand auf. Krampfhaft schnürte es ihm die Brust zusammen. Der Moment aber hatte ihn zum ganzen Bewußtsein der Situation gebracht. Rasch verließ er das Boudoir, ging in seine Zimmer hinüber und befahl dem Kammerdiener, Alles für die unverzügliche Abreise in Bereitschaft zu halten.

„So kann es nicht bleiben“, sagte er zu sich selbst, „eine Entscheidung für das Leben muß

getroffen werden. Das brauchte Ueberlegung, Plan und Ruhe. Im Augenblick kann ich nichts als flüchten — flüchten vor ihr, vor mir. Sonst entstände Furchtbares — und Alles wäre auf immer verloren. Geduld! Geduld! Aber so lange ich lebe, kein Verzichten."

Er nahm einen scheinbar ruhigen, gemüthvollen Abschied von den Frauen und versprach baldige Wiederkehr und ein langes Verweilen. Noch vor Mitternacht saß er im Reisewagen.

Sechstes Capitel.

Das Kaffeehaus des Milo Kikeretsch auf dem Bauernmarkt in Wien war ein Versammlungsort der Slaven, namentlich von der untern Donau. Da sie nicht ihre Landestrachten trugen, so wenig wie Milo selbst, auch zum gemeinsamen Vermittelungs-Organ der vielsprachigen Stämme das Deutsche wählten, so konnte ein Wiener, der das Kaffeehaus betrat, nur an den eigenthümlich geschnittenen Physiognomien der Anwesenden erkennen, daß er sich unter den Repräsentanten fremder Nationalitäten befand.

Und mancher Wiener war hier Stammgast. Darunter auch Doctor Bologner, der in den siebzehn Jahren, seit seine Anträge bei Rosa Kolliner gescheitert waren, sich zu einem der angesehensten und reichsten Advocaten der großen

Hauptstadt gemacht hatte. Er war verheirathet, hatte die Kinderstube voll von jungem Nachwuchs und gehörte zu den Menschen, die niemals Zeit haben, und deren Gewohnheit und selbst Vergnügen es ist, Jedermann diese Versicherung zu geben. Trotzdem hatte er täglich Zeit an diesem Orte eine kleine Tasse schwarzen Kaffee's zu nehmen und gerade so lange, bis er schluckweise verschwunden war, mit der noch immer hübschen und coquett an der Kassa manipulirenden Rosa alte harmlose Erinnerungen auszutauschen.

Wer weiß, ob diese romantischen Reminiscenzen allein im Stande gewesen wären, den Besuchen die treue Dauer von Jahren zu geben, wenn sich nicht im Laufe der langen Zeit auch ein wenig Geschäft mit eingemischt hätte. Die slavischen Gäste wurden es nach und nach gewöhnt, unter einem verläßlichen Advocaten in Wien ausschließlich den Doctor Bologner zu verstehen und sich bei ihren Erwerbs-Bestrebungen, wenn dieselben, wie dies häufig der Fall war, notarielle oder gerichtliche Beihilfe nöthig

machten, einzig und allein an seine Kanzlei zu wenden.

Obgleich er im Kaffeehause alle geschäftlichen Gespräche abwies, wußte er doch, daß es gut sei, wenn er täglich ein wenig hier gesehen und neuangekommenen Landsleuten Milo's verstohlen gezeigt wurde. Er scheute deshalb sogar den Weg aus der Leopoldstadt nicht, wo er seine Bureaux hatte, und machte Milo fast täglich einen Vorwurf daraus, daß dieser sein früheres Local, das sich in derselben Vorstadt befunden, mit dem elegantern in der innern Stadt vertauscht hatte, was vor ganz kurzer Zeit geschehen war.

Es war gegen drei Uhr Nachmittags. Der Doctor saß unter dem Buffet, auf dem Rosa thronte, und schlürfte seinen „kleinen Schwarzen". Milo stand in der Nähe und berichtete, eben vom Lobkowitzplatz zu kommen, wo er Nachricht einzog, ob der Graf bei diesem strengen Winter glücklich in München eingetroffen sei, was ihm bestätigt wurde.

„Ah", sagte der Doctor, „der Graf war vor

acht Tagen noch in Wien, und Sie haben ihn wohl täglich gesprochen?"

Milo nickte.

„Das glaube ich", fuhr der Doctor fort, „Sie hängen an ihm und er an Ihnen, ja, und und Treue gibt es überhaupt nur mehr bei den Männern. Sie, Frau Rosa, hätten der Leopoldstadt gar nicht untreu werden dürfen, wo Sie Ihre schönste Zeit verlebt haben, das Theater, die prächtige Wohnung in der Jägerzeile, Sie wissen, und die Bekanntschaft mit mir."

Der Doctor zeigte bei dem letzten Worte seine grimmigen weißen Zähne.

„Ein merkwürdiges Beispiel von Treue bei Männern", fuhr er fort, „ist erstens, daß ich jetzt täglich den weiten Weg aus der Leopoldstadt zu Ihnen mache, Frau Rosa, und zweitens, daß mich gestern ein alter, vom Geschäft zurückgezogener Sattlermeister rufen läßt, um mir eine Geschichte zu erzählen, die mich gar nichts angeht."

Der Frau Rosa durfte man in solchen Dingen nicht A sagen, ohne auch B zu sagen, was dem Doctor zu spät einfiel, sonst hätte er

wahrscheinlich gar nicht angefangen. Jetzt wollte er wenigstens kurz sein, kam aber unwillkürlich in das Behäbige und Umständliche, das zum Vortrag eines Advocaten gehört:

„Die Kanzlei war schon zu, ich im Begriff einen Sprung in's Theater hinüber zu machen, da fragt eine alte Frau nach mir, ich möchte zum Sattlermeister kommen. Ich bitte Sie, in der Leopoldstadt, wo wir, vielleicht wegen der vielen Praterfahrten ganze Straßen von Sattlern haben, keine weitere Adresse! Ich sage der Alten, daß ich kein Arzt und kein Geistlicher bin, daß man mich nur zu rufen brauchte, damit ich komme; ob vielleicht ein Testament gemacht werden soll. Die Frau erschrickt darüber so sehr, daß ich gleich merke, sie muß die Sattlerin sein, auch sagt sie es selber und beschwört mich hoch und theuer, zu ihrem Mann zu kommen, er hätte mir, gerade mir, etwas anzuvertrauen, und es stände mit einem alten Grafengeschlecht in Verbindung."

Milo, der bis dahin nur halb hingehört, halb auf die Billardspieler geachtet hatte, drehte sich bei den letzten Worten des Doctors rasch

um und lauschte aufmerksam auf seine fernere Mittheilung.

„Ich habe in meinem Leben mit so vielen alten Grafengeschlechtern zu thun gehabt", fuhr der Doctor fort, „und bin so oft von Leuten überlaufen worden, daß ich ihnen die Beweise einer Verwandtschaft mit einem solchen Geschlecht herausfinden soll. Darum war ich verdrießlich und nur das weinende Weib erbarmte mich und ich ging zum Sattler. Gleich beim Eintritt sag ich ihm, daß ich gar keine Zeit habe. Dann, meint er, soll ich ihm eine Zeit bestimmen, er könne nicht mehr aus dem Bett aufstehen und zu mir kommen. — Ja, was giebt es denn eigentlich? — Jetzt redet er lang und breit und unverständlich von einem Geheimniß in der Sattlerei, das ihm ein alter, längst verstorbener Cavalier, für den er gearbeitet, aus England mitgebracht und das dem Gewerbsmann ein blühendes Geschäft gemacht hätte. Aus unverbrüchlicher Treue für den todten Kunden, aus Dankbarkeit, wolle er das Geheimniß urkundlich von einem Advocaten aufschreiben lassen. Nur die Nachkommen des

Cavaliers sollten den Besitz des Geheimnisses haben. Ist das nicht eine merkwürdige Treue?"

„Und Sie haben ihm das Sattlerei-Geheimniß aufgeschrieben?" fragte Milo.

„Nein", antwortete der Doctor, „ich hab' keine Zeit gehabt, ich hab' ihm versprochen, heute oder morgen wieder zu kommen. Da fällt mir aber ein, Niemand versteht solche Sachen, das Reiten und was dazu gehört, besser als Sie, Herr Kikeretsch. Vielleicht gehen Sie zu dem Alten und forschen ihn aus, ob er nicht verrückt ist. Wenn Sie mir dann Bericht geben, könnte ich vielleicht meine Zeit sparen."

Milo gab keine entscheidende Antwort, sondern fragte nur, ob der Sattler so krank sei, daß er die Urkunde gerade jetzt haben wolle, um nicht früher zu sterben.

„Ja, das hab' ich ihn auch gefragt", erwiederte Bologner, „er sagt aber, daß er nicht zum Sterben, sondern nur lahm ist, daß jedoch Tags vorher ein Mann aus Rußland gekommen, der auch um das Geheimniß weiß und der ihm die Sache leicht verderben könnte, wenn er ihm nicht zuvor käme."

„Ein Russe ist angekommen?!“ rief Milo. Dieser Umstand, in Verbindung damit, daß es sich um ein Grafengeschlecht handelte, war für ihn entscheidend. Er ließ sich die Wohnung des Sattlers sagen, und während Bologner sich von Rosa verabschiedete, ging Milo die Treppe hinauf in sein Zimmer, steckte die bei all' seinen Unternehmungen unvermeidliche Pistole zu sich und begab sich nach der Leopoldstadt.

Er bezeichnete sich dem lahmen Sattler als einen Bekannten des Doctor Bologner und einen Sachverständigen. Das machte jedoch wenig Eindruck auf den Alten, der hin und her redete, nichts aber, was für Milo von Wichtigkeit gewesen wäre. Um mehr Vertrauen zu gewinnen, theilte Milo dem Alten mit, ein ehemaliger Diener und noch immer vertrauter Freund des gräflichen Hauses Ardenner stände vor ihm.

Das hatte wunderbare Wirkung.

„Gott im Himmel!“ rief der Sattler, „Graf von Ardenner! Das ist ja mein alter Kunde, der kreuzbrave, himmlisch gute Graf. Deshalb habe ich den Doctor Bologner rufen lassen, weil

ich weiß, daß d e r der Advocat des Grafen gewesen ist. Das sind nun zwanzig Jahre her."

„Graf Cölestin von Ardenner?" fragte Milo.

„Ja, ja!"

Und der Alte begann nun eine redselige Erzählung, wann und wieso der Cavalier zum erstenmale im Laden erschienen, was für ihn gearbeitet wurde und wie das Vertrauen des Grafen in die Geschicklichkeit des Sattlers immer mehr stieg. Milo, dessen Gedanken sich an einen ganz anderen Punkt klammerten, unterbrach den Erzähler mit der dringenden Frage, was ihn dazu treibe, gerade jetzt von diesen Dingen zu sprechen, da er doch so lange geschwiegen habe.

„Ja, das geht so zu", erwiederte der Andere, „ich bin nicht krank, ich bin nur lahm, und ich habe mir oft vorgenommen auf die Gelegenheit zu warten, mit dem jetzigen Grafen Ardenner von der Sache zu sprechen. Das wäre mir noch heute lieber, wenn nicht —"

Der Sattler rief nach seinem Weibe, richtete sich mit Hilfe desselben bequemer im Bette ein und ließ Wein kommen. Allem Anschein nach

waren dies Vorbereitungen zu einer langen Erzählung. Milo, der vor Ungeduld zitterte, fürchtete doch, die Mittheilungslust des Alten zu beschränken, wenn er ihn nicht in seiner Art gewähren ließe, und that, als ob er sich auch mit ruhiger Behaglichkeit zum Anhören zurecht setzte.

Und nun berichtete der Lahme mit der umständlichsten Ausführlichkeit, wie er vor zwanzig Jahren Meister geworden, dann geheiratet habe und was sich bei der Hochzeit zugetragen; wie er in der ersten Zeit so arm gewesen sei, daß er ein Zimmer seiner ohnehin so kleinen Wohnung einem Officier vermiethet, der zu kurzem Aufenthalt in Dienstessachen in Wien gewesen.

„Der Name des Officiers!" rief Milo.

„Warten Sie nur."

Und weiter ging die Erzählung: wie der Graf mit dem Officier im Laden bekannt geworden; wie sich dieser bei jenem einzuschmeicheln gewußt; wie der Officier dadurch nicht nur das Sattlerei-Geheimniß erfahren hätte, sondern überhaupt mit dem Cavalier sehr vertraut geworden sei, so daß er oft Tage lang auf dessen Gut ver-

weilt hätte und der Graf ihm sogar Briefe geschrieben hätte.

„Der Name des Officiers?" rief Milo wieder und seine Stimme zitterte vor Aufregung.

„Warten Sie nur."

Weiter berichtete der Alte: wie der Officier, ein Russe von Geburt, mit dem Vertrauen des Grafen zuletzt Mißbrauch getrieben, ihn geradezu bestohlen und dann aus Wien sich entfernt hätte; wie der Elende dabei ziemlich sicher gewesen, vom Grafen nicht verfolgt zu werden, der viel zu nobel, um vom Verlust einer Geldsumme viel Aufhebens zu machen, ja einige Tage später im Laden sogar gesagt hätte, er trüge selbst die Schuld, er hätte eben nicht so sehr vertrauen sollen, sondern längst wissen müssen, wie schlecht die Menschen seien.

„Sie haben den Russen seitdem nicht wiedergesehen?" fragte Milo, knirschend vor Ungeduld, aber noch immer sich beherrschend, um nicht wild zu werden.

„Seit zwanzig Jahren nicht", antwortete der Alte, „aber vorgestern kommt ein Mann, zerlumpt, verwildert, besoffen. Das ist nämlich noch immer

dasselbe Quartier, wo ich damals gewohnt habe. Sie müssen wissen, mit den Wohnungen auf unserm Grund ist es so: die Wiener Hausherren —"

„Um Gottes- und aller Heiligen willen", unterbrach ihn Milo, „wo ist der Russe jetzt, in diesem Augenblick?"

„Das weiß ich nicht, das weiß ich wirklich nicht, nur daß er nicht zu Hause ist. Denn ich hab' ihn wieder in's Quartier genommen, weil er das Geheimniß —"

„Heißt er nicht —", und Milo zögerte einen Moment den verhängnißvollen Namen auszusprechen.

„Ich werde Ihnen gleich sagen, wie er heißt", rief der Sattler. „Weib! — Ich kann mir den Namen nicht merken, aber ich hab' ihn aufgeschrieben. — Weib! Sperr' das Fach links auf. Siehst Du die Papiere? Das unterste nimm' heraus."

Die Frau zog ein viereckiges Blatt hervor und reichte es ihrem Manne. Dieser gab es Milo. Das Blatt war ganz demjenigen gleich, das Milo und Rosa vor siebzehn Jahren im

finsteren Verließ in Waltersdorf gefunden hatten; wie damals las Milo den gedruckten Namen: Franz von Kurbel.

Jetzt hielt Milo nichts mehr, er stürzte wie ein Rasender fort.

Es mochte inzwischen sechs Uhr Abends geworden sein.

Die früh eingebrochene Nacht war feucht und neblig.

Milo sprang in einen Wagen und befahl dem Kutscher, ihm eine Anzahl Zwanziger in die Hand schiebend, im strengsten Carriere nach dem Lobkowitzplatz zu fahren.

„O, daß ich vor acht Jahren das Haus des Grafen verlassen mußte!“ stöhnte Milo im Wagen und rang die Hände.

Drei Stunden früher, um dieselbe Zeit, in welcher sich Milo zum Sattler in die Leopoldstadt verfügt hatte, empfing Gräfin Anastasia den Besuch des jungen Freiherrn Adrian von Ranghof.

Es gab „Welt“ im Salon, wie die Franzosen sagen, und obgleich Adrian dem Hause befreundet genug war, um lange bleiben zu können, ohne

dadurch aufzufallen, war es doch Anastasia bekannt, daß er nicht viel müssige Zeit zu vergeben hatte, und als er so viele Andere „überdauerte", sagte Anastasia leise zu ihm:

„Sie wollen mich allein sprechen, ich merke es."

Adrian nickte beistimmend.

Als der letzte Besuch sich entfernt hatte, gab Anastasia Befehl, keinen neuen mehr vorzulassen.

„Jetzt bin ich ganz allein für Sie auf der Welt, Herr Baron", sagte sie heiter.

Er konnte nicht umhin zu bemerken, daß in letzter Zeit eine Veränderung mit ihr vorgegangen war. Man konnte zwar nicht übersehen, daß sie noch schmächtiger und zarter geworden, aber ein Strahl innerer Genugthuung lag auf ihren Gesichtszügen und spiegelte sich in einem Lächeln so voll von Zufriedenheit, als ob nichts mehr auf Erden zu wünschen wäre.

„Ja, ich bin vergnügt", entgegnete sie auf eine bezügliche Bemerkung Adrian's: „nicht ich, Victor hat sich verändert. Er ist anschmiegsamer geworden. Er ist noch gar nicht alt, aber er beginnt schon die Freude am häuslichen Leben zu empfinden, die man hat, wenn man älter

wird. Er hat seine Tochter erst jetzt kennen und lieben gelernt. Wir Drei werden nun viel beisammen sein. Seine Diplomatie will er nun auch einmal für sich selbst in Anwendung bringen und sich mit diplomatischer Kunst von allen Geschäften loslösen."

„Auch ich habe Victor verändert gefunden, und das gab mir sogar erst den Muth zu dem Schritt, den ich heute unternehme. Um Sie nicht durch Vorreden zu ermüden, Frau Gräfin, ich liebe Aurora und halte bei Ihnen um ihre Hand an."

Anastasia erschrak, war aber sogleich darauf bedacht, jede Mißdeutung ihrer Bewegung ferne zu halten.

„Sie wären mir der liebste Schwiegersohn, Adrian, den ich mir auf der Welt denken kann", sagte sie, „dennoch bin ich bestürzt. Nun hat sich ein familienhafter Verkehr in meinem Hause erst zu bilden versprochen und soll schon wieder aufgelöst, durch neue Verhältnisse gekreuzt werden. Kennt Aurora Ihre Gefühle, weiß sie um Ihre Absichten?"

„Meinem Willen nach gewiß nicht. Meine Gefühle mögen sich ihr von selbst verrathen haben, das ist vielleicht nicht anders möglich, aber wir sprachen niemals darüber. Daß ich trotzdem schon zu der Mutter komme, bevor ich mich noch im Geringsten mit der Tochter verständigte, könnte ein übles Licht auf mich werfen. Es könnte scheinen, ich wäre in dem Grade Beamter, um zu glauben, man müsse erst die obrigkeitliche Bewilligung der Eltern eingeholt haben, um einem Mädchen sagen zu dürfen, daß man es liebe. Diesen falschen Schein muß ich ertragen, weil ich mich um keinen Preis an Victor vergehen möchte."

„Wie verstehen Sie dies, Adrian?"

„Ich verdanke ihm so viel, ich liebe ihn so sehr, daß ich Aurora nicht mit einer Silbe meine Wünsche verrathen wollte, ohne früher die Ueberzeugung gewonnen zu haben, Victor dadurch nicht unangenehm zu werden. Bei seiner letzten Anwesenheit in Wien, dachte ich, mit ihm darüber in's Klare zu kommen, und es gab in der That einen Augenblick, da ich ganz von Hoffnung und Glück erfüllt war. Es ist Allen, die sich je mit ihm berührten, genugsam bekannt,

daß er die Liebe verlacht und leugnet. Dies hatte mich bisher am meisten zurückgehalten, einen Schritt bei ihm zu wagen. Diesmal aber begann er von selbst und ohne den geringsten äußeren Anlaß von meinen Zukunftsplänen in dieser Beziehung zu sprechen, warnte mich, aus Bequemlichkeit oder aus Ehrgeiz zu heiraten, und als ich ihm gestand, daß ich es nur aus Liebe thun würde, hatte er nicht nur keinen Spott dafür, sondern gab seine Beistimmung und erklärte seine früheren Ansichten darüber als Irrthümer."

Anastasia war von dieser Mittheilung tief bewegt. Sie erröthete vor Vergnügen. Wie, wenn diese Sinnesänderung eine Annäherung seines Herzens an sie bedeutete, wie schon sein diesmaliges Verhalten sie in manchen Augenblicken leise hatte hoffen lassen!

„Und bei so günstiger Disposition", sagte sie, „haben Sie sich Victor nicht näher anvertraut?"

„Das Gespräch fand auf der Straße statt", entgegnete Adrian, „und wurde deshalb plötzlich abgebrochen. In den folgenden Tagen fand ich ihn ungewöhnlich aufgeregt, mit sich selbst be-

schäftigt, ja, wie er gestand, von einer Angelegenheit, die ihm plötzlich nahe getreten auf das Aeußerste eingenommen. Dabei war es merkwürdig, daß er weich geworden war, wie ich ihn nie gesehen, daß seine Augen glänzten, wenn ich von dem seelenhaften Reiz der Frauen sprach, und er solche Gespräche selbst gerne hervorrief."

Auch Anastasia's Augen glänzten jetzt. Sie sah mit liebevollen Blicken auf den jungen Mann, der ihr so viel Wohlthuendes in's Herz brachte.

„Sie sind ein seelenguter Mensch, Adrian", sagte sie, „und was ich für Sie thun kann, um Sie glücklich zu machen, das soll geschehen. Ich selbst werde für Sie bei Victor um Aurora werben. Er kommt bald. Und wenn er zustimmen sollte, nicht wahr, dann schenken Sie uns noch eine Gnadenfrist, nehmen uns Aurora nicht zu geschwind aus dem Hause? Sie machen dann den Familienkreis erst vollständig, Adrian."

Der junge Mann versprach alle erdenklichen Zugeständnisse und schied sehr beglückt von der Gräfin. Als er die Treppe hinabgestiegen war und an der Portierloge vorbeikam, wurde er

dort, ohne es zu wollen, Zeuge eines seltsamen Auftrittes.

Das Haus war mit der Zeit Eigenthum der gräflichen Familie geworden, war aber nicht von dieser allein bewohnt, sondern in den oberen Stockwerken von fremden Miethsleuten. Es konnte daher ungehindert Jedermann ein- und ausgehen. Trotzdem hatte der Portier ein sehr wachsames Auge auf alle Eintretenden. Das war ihm schon zur Zeit, da Milo noch im Hause war, zur Gewohnheit gemacht worden. Wenn dem gestrengen Manne im Bärenpelze eine fremde Physiognomie nicht gefiel, so nahm er sich ohneweiteres die Freiheit, zu fragen, wohin man wolle. Lautete die Antwort: nach dem ersten Stockwerk, so zog der Portier an einer Glocke, um den Kammerdiener French, oder, wenn der Graf abwesend war, den Bedienten der Gräfin zu benachrichtigen, daß die Controle eines Fremden, so zu sagen, die Voruntersuchung nothwendig sei.

Jetzt sah Adrian, der in einiger Entfernung stehen geblieben war, einen sehr schäbig und gedrückt aussehenden Mann zwischen Portier und

Bedienten, bemüht ihnen seine Wünsche verständlich zu machen. Dies hatte offenbar zwei verschiedene Wirkungen zu gleicher Zeit: der Portier ärgerte sich und der Bediente lachte; jener gesticulirte mit den Armen und stampfte mit den Beinen, dieser hielt sich die Seiten.

Endlich zog der Fremde ein Portefeuille hervor und aus diesem ein Schriftstück. Portier und Bedienter traten unter die Hoflaterne, steckten die Köpfe zusammen und studirten das Schriftstück. Es hat fast immer etwas Komisches, wenn Leute, denen nur ausnahmsweise das Lesen einer Schrift zugemuthet wird, sich über eine solche hermachen. Adrian sah noch, bevor er sich entfernte, wie der Bediente, das Schriftstück in der Hand behaltend, die Treppe hinaufging und dem Fremden winkte, ihm zu folgen.

Siebentes Capitel.

Nachdem Adrian sie verlassen hatte, verfügte sich Anastasia in ein niedliches kleines Gemach, wo ihr Schreibtisch stand und wo sie gerne verweilte, wenn sie allein sein wollte. Die Mittheilungen des jungen Mannes über die Wandlungen im Gemüthe Victor's wirkten angenehm in ihr nach und ein Reigen von Illusionen umschwebte sie mit den lieblichsten Bildern der Zukunft.

Es war Brauch im Hause, daß, wenn die Gräfin sich nicht in einem der Salons, sondern in ihren Privatgemächern befand, von allen Bediensteten des Hauses, nur die Kammerfrau zu ihr treten durfte. Diese meldete nun, daß der Bediente über einen Fremden, der bei der Gräfin vorgelassen werden wollte, gerne selbst berichtete.

Auf das zustimmende Nicken Anastasia's trat der Bediente ein und sagte, daß der Fremde durchaus seinen Namen nicht nennen wolle, und zwar aus dem Grunde, weil er ein alter, bewährter Freund des gräflichen Hauses sei und nach sehr langer Zeit durch seine Wiederkehr freudig überraschen wolle. Dabei wären aber sein Aussehen und seine Sprache von der Art, daß man über solche Behauptungen lachen müsse. Indessen hätte er einen Brief mit der Unterschrift „Ardenner" abgegeben, der Brief wäre aber sicher nicht von dem Herrn Grafen selbst.

Der Bediente reichte den Brief der Gräfin, die ihn las, ohne etwas darin zu finden, was ihr eine Erinnerung erweckt hätte. Sie glaubte jedoch annehmen zu müssen, daß der Brief vom verstorbenen Oheim ihres Mannes geschrieben sei, und dies reichte hin, um sie zum Empfang des Fremden zu bestimmen. Nur fühlte sie sich durch die geselligen Mühen des Tages und vielleicht selbst durch die angenehmen Bewegungen ihres Gemüthes so müde und angegriffen, daß sie in kein anderes Zimmer gehen, sondern den

Besuch in diesem Gemach empfangen wollte, wohin sonst kein Fremder kam.

Sie befahl der Kammerfrau die Lampe, die nur einen traulich düsteren Schein warf, bis zu hellem Lichte aufzudrehen und dann in der Nähe zu bleiben.

Der unbekannte Mann trat ein. Er ging gebückt und zeigte einen vollkommen kahlen Schädel. Die Hand, in der er seinen Hut hielt, zitterte. Man mußte ihn nach diesen Anzeichen für einen uralten Greis halten, so daß Anastasia sich aus Mitleid beeilte, ihn sitzen zu heißen. Als sie dann wieder ihren Blick auf ihn richtete, bemerkte sie, daß sein Gesicht sehr mager und hohlwangig, doch nicht die Falten des Alters, seine Augen aber, die ihr einen seltsamen Eindruck machten, lebhaften Glanz zeigten.

Sie konnte unter diesem Eindruck nicht dazu gelangen, nach seinen Wünschen zu fragen.

„Sie kennen mich also wirklich nicht mehr, Gräfin Anastasia?" sagte er, nachdem er ihr vergebens Zeit gelassen hatte zu sprechen. „Ich bin ein alter Freund Ihres Hauses, ich kann sagen, ich gehöre zur Familie."

Er sprach mit heiserer Stimme und so leise, daß Anastasia sich vorbeugen mußte, um ihn zu verstehen. „Zuerst", fuhr er fort, „war ich ein guter Freund des verstorbenen Grafen Cölestin. Sein Brief liegt noch vor Ihnen."

Er nahm den Brief, und zog sein Portefeuille, um ihn hinein zu legen. Dabei nahm er aus demselben Portefeuille eine lange, dünne Schnur, die er in der Hand behielt. Hierauf sprach er weiter: „Dann bin ich in dasselbe Regiment gekommen, wie Victor. Denken Sie noch an Cattaro? Ich bin Franz von Kurbel!"

Anastasia fuhr zusammen, ohne recht zu wissen, weshalb. Wohl hatte der Name in ihrer Brautzeit einen furchtbaren Klang für sie gehabt. Denn Victor's damalige Melancholie hatte eine ihr bis heute noch nicht aufgeklärte Verbindung mit diesem Manne gehabt. Seitdem aber war ihr der Name nicht mehr zu Ohren gekommen, so daß, was ihn ihr einst furchtbar gemacht hatte, bei ihr in Verschollenheit gerathen, wenigstens im Augenblick nicht deutlich zu machen war.

„Sie wollen wohl meinen Gemal besuchen“, sagte Anastasia, „und wissen vielleicht nicht, daß er von Wien abwesend ist?“

„Das weiß ich sehr gut, sonst wäre ich nicht gekommen. Er würde es nicht gerne sehen. Im Grunde könnte es mir gleichgültig sein in meiner Lage, ich bin am Aeußersten.“

Durch diese Worte erinnerte sich Anastasia, daß die Befreiung Victor's von seiner finsteren Stimmung darauf beruhen sollte, daß er Kurbel niemals wieder zu sehen erwartete.

„Was führt Sie also hieher?“ fragte sie.

„Die Noth. Ich habe nichts mehr zu verlieren als das Leben, und so muß ich dieses dafür einsetzen, noch etwas zu gewinnen. Ich hätte schon früher den Muth haben sollen, als ich noch kräftiger war. Einmal habe ich den Gedanken genährt, die Kanjewsky zu schicken. Sie war mir aber nicht gescheidt und nicht verläßlich genug. So habe ich ihr nichts gesagt, außer daß ein Geheimniß vorhanden ist, das sich wohl einmal ausbeuten ließe. Später ist sie, wie ich höre, aus freien Stücken nach Wien gekommen, wollte wohl das Geheimniß, das ihr Geld tragen

sollte, an Ort und Stelle erst erfahren, hat aber natürlich nichts ausgerichtet. Es war um dieselbe Zeit, als ich Gefangener war. Sieben Jahre Bergwerks-Arbeit — das bringt einen Menschen herunter. Davon habe ich meinen unauslöschlichen Durst. Endlich mußte ich doch ernsthaft daran denken, mein Capital in Betrieb zu setzen: das Geheimniß. Ich habe mich auf den Weg nach Wien gemacht, ein langer, weiter Weg, möchte ihn nicht noch einmal machen. Abwechselnd habe ich einen Tag gebettelt und einen Tag gestohlen. Und so bin ich am Ende doch an's Ziel gekommen."

Angeekelt und empört hob Anastasia das Haupt, das sie bisher vorgebeugt hatte, und sagte schroff: „Was soll mir dies Alles? Ich wünsche, mein Herr, daß Sie mich verlassen."

„Ganz wohl. Nur möchte ich früher Geld von Ihnen bekommen. Sie können unmöglich ruhig mit ansehen, wie ich darbe."

„Ich habe fast niemals Geld zu meiner directen Verfügung", sagte die Gräfin, „Zahlungen weise ich dem Intendanten zu in der Kanzlei des Hauses. Sie wird wohl heute schon

„Sie wollen wohl meinen Gemal besuchen“, sagte Anastasia, „und wissen vielleicht nicht, daß er von Wien abwesend ist?“

„Das weiß ich sehr gut, sonst wäre ich nicht gekommen. Er würde es nicht gerne sehen. Im Grunde könnte es mir gleichgültig sein in meiner Lage, ich bin am Aeußersten.“

Durch diese Worte erinnerte sich Anastasia, daß die Befreiung Victor's von seiner finsteren Stimmung darauf beruhen sollte, daß er Kurbel niemals wieder zu sehen erwartete.

„Was führt Sie also hieher?“ fragte sie.

„Die Noth. Ich habe nichts mehr zu verlieren als das Leben, und so muß ich dieses dafür einsetzen, noch etwas zu gewinnen. Ich hätte schon früher den Muth haben sollen, als ich noch kräftiger war. Einmal habe ich den Gedanken genährt, die Kanjewsky zu schicken. Sie war mir aber nicht gescheidt und nicht verläßlich genug. So habe ich ihr nichts gesagt, außer daß ein Geheimniß vorhanden ist, das sich wohl einmal ausbeuten ließe. Später ist sie, wie ich höre, aus freien Stücken nach Wien gekommen, wollte wohl das Geheimniß, das ihr Geld tragen

sollte, an Ort und Stelle erst erfahren, hat aber natürlich nichts ausgerichtet. Es war um dieselbe Zeit, als ich Gefangener war. Sieben Jahre Bergwerks-Arbeit — das bringt einen Menschen herunter. Davon habe ich meinen unauslöschlichen Durst. Endlich mußte ich doch ernsthaft daran denken, mein Capital in Betrieb zu setzen: das Geheimniß. Ich habe mich auf den Weg nach Wien gemacht, ein langer, weiter Weg, möchte ihn nicht noch einmal machen. Abwechselnd habe ich einen Tag gebettelt und einen Tag gestohlen. Und so bin ich am Ende doch an's Ziel gekommen."

Angeekelt und empört hob Anastasia das Haupt, das sie bisher vorgebeugt hatte, und sagte schroff: „Was soll mir dies Alles? Ich wünsche, mein Herr, daß Sie mich verlassen."

„Ganz wohl. Nur möchte ich früher Geld von Ihnen bekommen. Sie können unmöglich ruhig mit ansehen, wie ich darbe."

„Ich habe fast niemals Geld zu meiner directen Verfügung", sagte die Gräfin, „Zahlungen weise ich dem Intendanten zu in der Kanzlei des Hauses. Sie wird wohl heute schon

geschlossen sein; wenn Sie Sich morgen dahin verfügen wollen —"

„Morgen wieder! Ich brauche aber sogleich etwas, ich kann sonst nicht von hier fortgehen. Ich bitte Sie, seien Sie gegen einen Mann, der Ihnen so außerordentlich nahe steht, nicht hart, Anastasia."

Sie sprang auf, entrüstet über das kecke Wort. Er sah sie aber mit flehentlichen Blicken an, und die Blicke waren eigenthümlich, sie erinnerten an andere Augen, nur konnte sie sich im Augenblick nicht recht darüber klar werden; sie drangen ihr wie etwas Herbes und doch Vertrautes in's Herz.

Anastasia ging zu ihrem Schreibtisch und nahm von einer Etagère, die auf diesem selbst angebracht war, ein Kästchen. Nach einem Druck an einer geheimen Feder sprang der Deckel auf. Im Kästchen lagen Schmucksachen, worunter manche von Steinen funkelten, Curiositäten, nicht Gebrauchsstücke, dazwischen auch einige Goldmünzen.

Anastasia setzte sich nieder, nahm das Käst-

chen auf den Schooß und die Goldmünzen heraus, die sie dem Manne vor ihr reichte.

Er griff gierig darnach und sagte:

„Das ist aber wenig; ich habe für Sie mehr, viel, viel mehr gegeben.“

„Wie soll ich diese Worte verstehen?“

„Ist es möglich? Sie wissen wirklich nicht? Victor hat nicht ein einziges Mal in einer zärtlichen Stunde —“

Anastasia stellte das Kästchen rasch auf den Tisch neben ihr, stand auf und wollte die Glocke ziehen, um den Mann, von dem sie glaubte, daß er irre rede, fortbringen zu lassen.

„Einen Augenblick!“ sagte Kurbel, „ich sehe hier in dem Kästchen einen Ring, der mir gehört. Er ist sehr garstig, hat einen plumpen, werthlosen Stein; ich will ihn aber wieder haben. Und wenn ich noch viel, sehr viel dazu bekomme, so gebe ich Ihnen dafür Ihren Ring zurück.“

Er öffnete die Hand, in welcher er die vorhin aus dem Portefeuille gezogene Schnur hielt, hob sie mit zwei Fingern, so daß sie ihrer ganzen Länge nach sichtbar wurde und den goldenen Ring zeigte, der an ihr befestigt war.

„Das ist Ihr Trauring“, fuhr Kurbel fort, „überzeugen Sie sich; im innern Reif ist der Name Victor eingegraben.“

Anastasia hatte in der ersten Zeit ihrer Ehe den Gatten an den Trauring gemahnt, den er ihr vom Finger gezogen haben sollte und nicht wieder geben wollte. Da Victor über solche Mahnung stets auffallend verstimmt war, so kam sie später nicht wieder darauf zurück. Als Fati gestorben war, hatte sie aus ihrem Nachlaß Kurbel's Ring wieder an sich genommen, immer in der Meinung, daß sich doch einmal Gelegenheit finden werde, den häßlichen Ring Victor zurückzustellen und den entschwundenen Trauring dafür in Empfang zu nehmen. — Sie erkannte den Ring an der Schnur als den vermißten.

Jetzt stand mit einem Male die Frühstücksscene am ersten Morgen nach ihrer Hochzeit hell vor ihrer Seele, aufgefrischt durch die Gewalt dieses Augenblickes, von dem sie nur wußte, daß er noch unbekannte Schrecken in sich bergen mußte, ohne begreifen zu können, was gewesen war, oder was kommen sollte.

Klarheit mußte sie sich verschaffen, und dazu, das fühlte sie, war äußerste Ruhe und Fassung nöthig. Sie nahm ihren früheren Platz ein und bat Kurbel inständig, er möge ihr Alles, was er von der Sache wisse, über die er nur in so dunklen Andeutungen spreche, von Anfang an erzählen; dann werde sie auch auf seine Wünsche vollständig eingehen können.

Und Kurbel erzählte von Anfang an.

Er erzählte Victor's Spielunglück, wie dieser auf dem Sprunge gestanden sich zu erschießen, wie Kurbel selbst ihm Rettung geboten durch den Plan, die Braut zu verkaufen, wie Victor darauf eingegangen war, bevor er die Braut noch gesehen hatte; wie Alles angeordnet und ausgeführt worden.

Anastasia regte sich nicht. Sie hörte zu mit der bewegungslosen Spannung, mit der ein Verurtheilter die Motive des Verdicts anhört, das ihn zum Tode verdammt.

Einem Fremden, der in das Gemach geblickt und beobachtet hätte, wie diese schöne Frau, das Haupt vorgebeugt, athemlos lauschend, die Worte einsog, die leise und in ununterbrochenem Fluß

von den häßlichen Lippen dieses Krüppels strömten, wäre es vorgekommen, eine verwunschene Prinzessin lasse sich von einem Kobold unterrichten, wie sie zu einem unermeßlichen Lebensglück gelangen könne.

Als Kurbel nun von dem Moment sprach, da er den Ring vom Finger der so entsetzlich Betrogenen und Verrathenen zog und die damals geflüsterten Worte wiederholte, die außer ihr nur Derjenige wissen konnte, der sie gesprochen hatte, da war mit der Austilgung jedes Zweifels auch das Maß des Anzuhörenden voll. Anastasia stand auf, klappte das Kästchen zu und indem sie es Kurbel reichte, sagte sie hastig:

„Genügt das, damit Sie sich sogleich entfernen, augenblicklich? — Dann rasch fort.“

„Für jetzt genügt es“, antwortete er, „aber morgen komme ich in die Kanzlei. Ich werde oft in die Kanzlei kommen, ich werde täglich kommen.“

Er ging, das Kästchen unter dem Rock versteckend.

Die letzten Worte hatte Anastasia nicht mehr gehört. Sie stand hoch aufgerichtet, steif und

starr, besinnungslos, bewußtlos. So stand sie noch eine halbe Minute, nachdem Kurbel die Thüre hinter sich geschlossen hatte. Dann fiel sie plötzlich wie ein Gegenstand von Holz, der die Stütze verloren platt auf den Teppich des Zimmerbodens hin.

Das Getöse des Falles rief die erschreckte Kammerfrau herbei. Diese schrie nach anderen Personen. Man wollte die Gräfin vom Boden aufheben, aber da kam sie zu sich, stieß rasende Worte aus, es mußten Flüche in ihrer Landessprache sein, die Niemand hier verstand; dann versuchte sie ihr Kleid zu zerreißen und riß sich die Nadeln aus den Haaren und wollte sich nicht vom Boden erheben lassen.

Schon war um Aerzte geschickt worden. Die Kammerfrau rief einer anderen Dienerin zu, sie möge Comtesse Aurora herbeiholen, die außer Hause speiste.

„Um Gottes willen, nein!" schrie Anastasia und erhob sich jetzt freiwillig vom Boden.

Als hätte der Name ihres Kindes die Krise gebrochen, so erschien die Gräfin jetzt mit einem Male ganz ruhig. Diese Ruhe aber war nur

das plötzliche feste Ineinandergreifen aller Verzweiflungsgedanken zu einem einzigen Entschluß.

Die Gräfin befahl, daß alle Personen mit Ausnahme der Kammerfrau das Gemach verlassen sollen. Dann sagte sie zu dieser:

„Sie sehen, es waren Krämpfe, die nun vorüber sind. Ich möchte auf Ihre Bereitwilligkeit, auf Ihre Treue zählen können, dann wäre ich sicher, daß die Krämpfe nicht wiederkehren.“

„Befehlen Sie, Frau Gräfin.“

„Die Aerzte werden kommen, mit ihnen Freunde; man wird mich zurückhalten, man wird mich zu Bette bringen wollen. Auch Sie könnten es für Ihre Pflicht halten, zu widersprechen, wenn ich ganz Anderes thun will. Ich weiß aber, daß mich nur Eines retten kann. Darum möchte ich auf Ihre Ergebenheit zählen können. Machen Sie sich rasch fertig, bringen Sie mir Hut und Mantel und begleiten Sie mich. Wir sind in einer Stunde wieder zurück. Aber kein Versäumen, schnell, bevor man kömmt, um mich zu hindern.“

Die Kammerfrau zögerte einen Augenblick.

„Befehlen Frau Gräfin den Wagen?“

„Nein.“

„Aber es ist Nacht, es ist feucht und kalt und nach diesen Zuständen —“

„Wir nehmen auf der Straße sogleich einen Miethwagen, das erspart uns einige Augenblicke des Wartens, und darauf kömmt es an. Nur fort!“

Die Kammerfrau beeilte sich jetzt und gleich darauf huschten beide Frauen wie Flüchtlinge an der Portierloge vorüber, auf die Straße hinaus.

Auf dem Lobkowitzplatz steht immer eine Reihe von Fiakern. Die Gräfin trat zum nächsten und sagte dem Rosselenker, der seinen schiefen Hut rückte: „Mariastiegen.“

Als er, nachdem die beiden Frauen eingestiegen waren, den Schlag zuklappte, schlug es auf dem Thurme der nahen Augustinerkirche gerade sechs Uhr.

Fünf Minuten später sprang Milo vor dem gräflichen Palais aus seinem daherrasenden Wagen.

Der Portier berichtete dem alten Freunde von dem seltsamen Fremden, der bei der Gräfin vorgelassen werden wollte, und von allen Um-

ständlichkeiten, bevor man ihm nur erlaubt hätte, die Treppe hinaufzugehen. Der Fremde wäre etwa eine Stunde oben geblieben.

Der große kräftige Milo vermochte sich kaum aufrecht zu erhalten. Er trat in die Portierloge, um sich einige Augenblicke niederzusetzen.

Dann ging er langsam, gebeugten Hauptes die Treppe hinauf.

Oben erfuhr er erst Näheres über den Zustand, in welchen die Gräfin nach dem Fortgehen des Fremden verfallen, daß sie sich dann, anscheinend wohl, mit der Kammerfrau zu Fuße entfernt und die Post für alle, die inzwischen nach ihr fragen sollten, zurückgelassen, daß sie binnen einer Stunde wieder zu Hause sein werde.

Milo ging, ohne ein Wort zu sprechen, wieder aus dem Hause.

„Nun bleibt nichts mehr“, sagte er zu sich selbst, „als ihn niederzuschießen, sobald ich ihn treffe. In allem Uebrigen muß das Schicksal seinen Lauf haben und ist nicht mehr aufzuhalten. O, daß mich der Graf gezwungen, das Haus zu verlassen! Freilich die Aemter haben es alle schwarz auf weiß gegeben: Kurbel todt. Ich

selbst habe es endlich geglaubt. Denn jetzt werden es siebzehn Jahre seit Cattaro. Noch heute bin ich mir wie halb verrückt vorgekommen, nur weil ich doch zum Sattlermeister gegangen bin, und wie er schon vom Russen gesprochen hat, war mir noch immer, als könnt' es nicht sein, bis ich den verfluchten Namen auf dem Zettel gesehen. Und jetzt heißt es, den Grafen aus München holen. Das muß ich selbst thun. Ein Brief braucht viel zu lang und bleibt bei dem Wetter irgendwo liegen. Ich muß aber dem Grafen auch die Nachricht bringen können, daß der Schuft todt ist."

Milo begab sich nach der bayerischen Gesandtschaft, wo er bekannt war. Denn der Graf stand mit ihr in diplomatischem Verkehr, und Herren von der Diplomatie betreiben neben sehr zweifelhafter Völkerbeglückung mit um so größerer Sicherheit die Ausbeutung der Vortheile, welche ihre Stellung dem Comfort ihres Prvatlebens bietet. So oft der Graf durch die Gesandtschaft besorgt wissen wollte, was sich auf anderen Wegen zu langsam oder zu kostspielig erledigt hätte, wurde Milo als der sicherste und

verschwiegenste Commissionär mit den bezüglichen Aufträgen versehen.

Auf der Gesandtschaft erklärte Milo, daß der Graf von dringenden Familienangelegenheiten so schnell als möglich benachrichtigt werden müsse, daß es aber in Oesterreich ganz unmöglich sei, binnen wenigen Stunden einen Regierungspaß über die Grenze hinaus zu erlangen. Er verlangte und erhielt einen Cabinetspaß als Courier.

Hierauf verfügte sich Milo wieder zum Sattlermeister in die Leopoldstadt.

„Kurbel muß niedergemacht werden um jeden Preis", dachte Milo, „im Nothfall hilft mir der Paß zur Flucht, und bin ich zurück, so stell' ich mich freiwillig dem Gericht."

Der Sattlermeister schien während der drei Stunden, seit sein Besuch wie rasend fortgestürzt war, vor Erstaunen darüber noch immer nicht zu sich gekommen zu sein. Denn als ob es erst einen Augenblick früher geschehen wäre, empfing er Milo mit den Worten:

„Schaun's, das ist schön, daß S' doch wieder zur Thür hereinkommen, um ordentlich Adje zu sagen."

Milo erfuhr nun, daß Kurbel in der Zwischenzeit zu Hause gewesen. Er hatte dem Sattlermeister ein schönes verschlossenes Kästchen und mehrere Ducaten zur Aufbewahrung übergeben und sich auf dieses Pfand zwei Zwanziger ausgeliehen. Mehr wollte er, wie er sagte, heute nicht mehr vertrinken und sogar vor zehn Uhr wieder zurück sein.

Das Kästchen und die Ducaten gaben Milo die traurige Gewißheit, daß der Elende mit der Ausnützung seines entsetzlichen Geheimnisses bereits begonnen, sein Opfer schon gefaßt hatte.

„In welchem Wirthshaus sitzt er?" fragte Milo in so flehentlichem Tone, als erbäte er sich eine Gnade.

„Ja, wenn's Eines wär'", erwiederte der Lahme lachend,' „er taumelt von Weinhaus zu Weinhaus und läßt sich zuletzt aus dem Branntweinhaus hinauswerfen. Um zehn Uhr aber wird er kommen, denn ich hab' ihm gedroht, ich laß' ihn sonst nicht mehr herein und er müßt' draußen vor der Thür' schlafen."

Hierauf setzte sich Milo ruhig nieder, um zu warten.

Achtes Capitel.

Wenn man in Wien aus einer der nieder gelegenen Vorstädte, von einem Platze aus, der frei genug ist, um den Blick weit in die Ferne schweifen zu lassen, nach der hochgelegenen innern Stadt blickt, so wird man mit Sinn für architektonische Schönheit nicht ausschließlich den imposanten Stephansthurm, sondern lieber noch eine Kuppel in's Auge fassen, die so anmuthig in die Höhe steigt, daß man den umgekehrten Kelch einer Tulpe zu sehen glaubt.

Diese Kuppel ist die der Kirche der Redemptoristen, bekannter unter dem Namen der Liguorianer. Die Mitglieder dieses im 18. Jahrhundert gestifteten Ordens (il sarto redentori) standen in dem Jahre, von welchem hier die Rede ist, 1840, in Wien in besonderem Ansehen, theils weil der Stifter erst ein Jahr früher canonisirt

worden war, theils weil ihre Macht über die Gemüther eine gefürchtete geworden war. Hof und Adel begünstigten sie, einen Theil des Bürgerthums beherrschten sie unbedingt, so daß ihnen fortwährend größere oder kleinere Legate zufielen; der größte Theil des Volkes jedoch verabscheute sie und schrieb ihnen zu, für jede lichtscheue, mit Tücke und Hinterlist ausgeführte That die Erfindung und die Anregung gegeben zu haben. Häufig sah man sie in den Straßen, immer zu Zweien, die breitkrämpigen Hüte tief in die Augen gedrückt, aus denen lauernde Blicke nach rechts und links schossen, und scheu wich man ihnen von allen Seiten aus.

Kloster und Kirche der P. P. Liguorianer befanden sich in einem der abgelegensten Theile der innern Stadt, auf einem hochgelegenen, steil nach den belebten Straßen zu abfallenden Platz, wo nichts mehr von dem steten Geräusch und Rasseln, das in Wien herrscht, zu vernehmen war. Zu diesem Platz führte von der Donauseite aus eine nach der heiligen Maria benannte Treppe empor, „Stiege“, wie man in Wien sagt, und nach ihr hieß auch der Platz, von dem

aus eine schöne Freitreppe zum Portal der Kirche emporführt, „Mariastiegen“.

Vor dieser Freitreppe hielt der Wagen still, in welchem die Gräfin und ihre Kammerfrau saßen. Anastasia stieg ab, die Dienerin blieb, um, wie es der Wunsch der Herrin war, die Rückkehr derselben im Wagen zu erwarten.

Um in die Kirche zu gelangen, stieg man nicht die Freitreppe hinauf, denn das hohe Portal war beständig geschlossen. Die Gräfin wendete sich um die Ecke und betrat ein schmales finsteres Gäßchen, wo in der Mauer ein Seitenpförtchen angebracht war, durch das man unmittelbar in die Kirche gelangte.

Sie machte bei Tage einen freundlichen Eindruck. Die Zierlichkeit und Grazie der Kuppel schien sich im Bau der Kanzel und in den Bildern der Altäre wiederspiegeln zu wollen. Das Sonnenlicht hatte fast ungehinderten Zutritt. Jetzt war es freilich unheimlich düster und einsam im Schiff der Kirche. Die Lampen vor den Heiligenbildern spiegelten sich in der glänzenden Politur der Bänke, in denen nur mehr einige

alte Leute saßen, die andächtig zu beten schienen. Niemand aber knieete mehr vor den Altären.

Kein Priester war zu sehen, aber in der Nähe des Weihwasserkessels stand ein Sacristan. An diesen wendete sich die Gräfin. Er schien ihren Argumenten, die wohl von weltlicher Art waren, bald zugänglich zu werden, denn er verbeugte sich demüthig und verschwand. Die Gräfin ging, vorüber an einem Crucifix, vor dem sie sich bekreuzte, nach dem Schwibbogen des Chors zu und warf sich dort knieend auf den Betschemel im Beichtstuhl.

So wartete sie regungslos, die Stirne beinahe zur Erde gebeugt, aber sie betete nicht, sie lechzte nach Thränen, die nicht kommen wollten.

Es dauerte nicht lange und der leise Schritt eines Liguorianer-Mönches glitt an ihr vorüber. Sie warf nur einen Blick auf ihn und senkte wieder die Stirne. Der hagere abgezehrte Mönch betrat die andere Seite des Beichtstuhls.

In die Scheidewand zwischen Beichtvater und Beichtkind war eine Lücke geschnitten, an welche der Priester sein Ohr legte. Beide konnten einander nur hören, nicht sehen.

„Verzeihe mir, Spiridion", sagte Anastasia, „ich bin nicht gekommen, um zu beichten, ich bin als Deine Schwester gekommen, die dem Bruder Ungeheueres sagen muß."

„Ich begehe eine Sünde", sprach er, „wenn ich an dieser Stätte die Schwester höre und nicht die Tochter, die mir jede bußfertige Christin ist."

„Begehe die Sünde, Spiridion, Du hast ein langes Leben, um sie abzubüßen. Du wirst sie nicht ein zweites Mal begehen können."

„Ungeheueres ist geschehen, sagst Du? So sprich!"

Anastasia richtete nun ihr Haupt empor, um mit ganzer Kraft zu sprechen. Da gewahrte sie aber, daß, wenn sie sich so hoch aufrichtete, ihr Gesicht, während sie sprach, vom Bruder gesehen werden konnte. Und bei dem Gedanken, daß bei Dem, was sie zu sagen hatte, ein Mensch ihr in das Angesicht sehen könnte, wurden ihre bisher todtenblassen Wangen von Purpur übergossen. Sie beugte die Stirne wieder zur Erde und verharrte einige Minuten in sich versunken.

In diesen wenigen Minuten vollzog sich eine Wandlung des Entschlusses, mit dem sie ge-

kommen war. Sie hatte im Gefühl einer ihre Nerven zerreißenden und ihr Leben zerstörenden Empörung das Verbrechen nennen und den Verbrecher anklagen wollen — und jetzt verschloß ihr die Scham über die Garstigkeit des an ihr Verübten, über die Häßlichkeit der schändlichen Unthat den Mund.

Sich aufraffend sagte sie blos:

„Ich bin mir selbst ein Ekel und ein Abscheu geworden. Ich möchte mir den Leib von der Seele reißen, denn er ist das Mittel einer Missethat gewesen, und er soll nicht mehr bestehen.“

„Was ist geschehen?“ fragte Spiridion.

„Aurora ist nicht das Kind meines Gatten.“

„Unglückliche! Unselige! Verdammenswerthe! Was hast Du gethan?“

Dieses natürliche Mißverständniß ihrer Worte zeichnete ihr die Richtung vor, in die sie ihre ferneren Angaben zu bringen hatte. Der Schönheitssinn des feinorganisirten Weibes überwog. Anastasia hätte ohne Zweifel lieber das Abscheulichste erlitten, als eine Schuld begangen; sie bekannte sich aber lieber zu einer nicht begangenen Schuld, denn als Opfer der abscheu-

lichen Unthat. Der Schauder, den sie vor sich selbst empfand, war so stark, daß sie davor zitterte, ihn auch bei Anderen zu erregen.

„Ich büße, was geschehen ist, mit meinem Leben", sagte sie, „aber um mich handelt es sich nicht mehr."

„Wer ist der Vater Deines Kindes?" fragte Spiridion.

Diese Mahnung an den Verruchten machte sie an allen Gliedern beben und im Bemühen, die Bewegung zu überwinden, antwortete sie heftig:

„Ich wiederhole Dir, Spiridion, ich bin nicht gekommen, um Beichte abzulegen. Ich suche den Bruder!"

Wieder in die Empfindung ihres Elends zurücksinkend, fügte sie mit sanfter Stimme hinzu:

„Denke der Eltern, denke unserer Jugendtage, wie wir uns geschworen haben, uns in dieser kalten, fremden Welt Stütze und Hilfe zu sein, uns in Noth und Qual niemals zu verlassen."

„Was kann ich für Dich thun?"

„Ich bin eine Sterbende. Ich lasse Aurora allein zurück, ohne Mutter und ohne — Vater.

Victor haßt sie, er hat sie von jeher gehaßt und gemieden, denn — sie ist nicht sein Kind. Wohl schien er in den letzten Tagen anders gegen sie gestimmt zu sein, ich erkenne es aber als einen Zwang, den er sich auferlegte und den er abthun wird, wenn ich nicht mehr bin. Nimm Aurora unter Deinen Schutz. Behüte jeden ihrer Schritte und wende die Augen niemals von ihr ab. Denn sie ist schön. Und Schönheit ist ein unseliges Gut des Weibes, ein Geschenk der Hölle. Es weckt den Frevel, der sie dem Entsetzen und der Vernichtung in die Arme schleudert."

Anastasia mußte inne halten. Der Frost schüttelte sie und ihre trockenen Augen brannten.

„Anastasia", sagte Spiridion ergriffen, „die Kirche hat Versöhnung für jeden Schmerz und Verzeihung für jede Schuld. Lasse mich in Deine Seele schauen, was sie auch Furchtbares und Schreckliches bergen mag."

„Nein", erwiderte sie, „ich muß das mit Gott, der es zugelassen hat, allein und ohne Mittler ausmachen. Sei Du mir der Mittler, mein Kind verlassen zu können, ohne es ganz verlassen zu wissen. Aurora bleibt allein zurück.

Adrian Ranghof begehrt sie zum Weibe. Vielleicht liebt sie ihn. Dann wäre sie gleich nach meinem Tode im Hause seiner Schwester geborgen. Wenn ihr Herz ihm widerstrebt, dann verschaffe ihr Aufnahme im Kloster der Ursulinerinnen und von dort aus sicheres Geleite in unser Elternhaus. Das versprich mir, das schwöre mir. Unsere theuere Mutter — Gott segne sie! — wird um ihre verlorene Tochter an der Brust ihrer Enkelin weinen, und die Thränen Beider werden dann minder herb sein."

Anastasia beugte wieder das Haupt, auf das Versprechen Spiridion's wartend, und eine lange Pause entstand.

„Weib!" sagte endlich der Mönch rauh, „Du reißest mir den letzten Zusammenhang mit der Welt aus dem Herzen. Du bist das letzte Band. Weißt Du noch, wie ich einen kurzen Augenblick süß davon träumte, auch für mich blühten die Freuden der Erde? Weißt Du noch, wie ich zermalmt und gebrochen in mein Kloster zurückkehrte? Grimm und Haß begleiteten mich. Ich konnte mir selbst nicht verzeihen, daß mein Versuch, glücklich zu sein, gescheitert war, ich

konnte auch den Menschen nicht verzeihen, die geholfen hatten, ihn zu vereiteln. In solcher Qual und Erbitterung war ich nicht fähig, die Weihen zu nehmen, bis ich mir sagte, ein Wesen meines Blutes lebt noch in dieser bösen Welt und lebt glücklich in ihr. Das versöhnte mich. So bist Du es, Anastasia, die mich zum Priester gemacht hat. Ein geistlicher Orden ist aber auch eine Stätte lebendigen Lebens, und darum werden Gemeinheit und Schlechtigkeit darin mächtig, wie in Allem, was da lebt und stirbt. Bald lernte ich die Schleichwege kennen, die man geht und die Tücken, die man übt, um Vortheil zu gewinnen und Feinde zu schlagen. Dadurch erwachte wieder der alte Rachedurst in meiner Seele und er brannte um so heißer, je mehr ich die Mittel in die Gewalt bekam, um ihn zu befriedigen. Ich dachte aber, noch lebt ein Wesen in der Welt, das ich liebe, und es würde zuerst und am längsten bluten unter jedem Streich, den ich führe. So warst Du es wieder, Anastasia, die mich von bösen Thaten rein erhalten hat. Und nun kömmst Du, um Dich unter meinen Augen zu zerstören. Du hast eine

Sünde begangen. Die Sünde würde Dir nichts von meiner Liebe rauben. Du sprichst aber von Deinem nahen Ende, und damit würdest Du den letzten Rest von Menschenliebe in mir mit hinübernehmen. Füge Dir keine Buße zu, sondern überlasse es mir, Dir die Buße aufzulegen. Schütte Dein Herz aus und gehe dann gereinigt von hinnen. Des Herrn ist wie die Rache auch die Sühne."

„Das Schicksal hat über mich entschieden und daran läßt sich nichts mehr ändern", erwiederte die Tiefgebeugte. Allein Spiridion verweigerte den erbetenen Schutz für Aurora, so lange er über das nächste Wollen und Thun der Schwester nicht vollkommene Klarheit hätte, wenn sie ihm schon über das bereits Geschehene keinen Aufschluß geben wollte. Zugleich verstand er es die Tiefen ihres Gemüthes durch Erinnerungen an die Heimat, an die Mutter aufzuwühlen, der sie eine sanfte Ergebenheit in jedes Loos schuldig sei. So leistete sie ihm endlich den Schwur, daß sie wenigstens nicht während der Krankheit, von der sie jetzt durchschüttelt wurde, und jedenfalls nicht, ohne ihn früher noch einmal gesprochen

zu haben, Hand an sich selbst legen werde. Gegen dieses Zugeständniß betheuerte er ihr, daß, wenn sie nach des Himmels Rathschluß vor der Zeit dahingerafft werden sollte, er Aurora in seinen Schutz nehmen und auf die Nichte all' die Liebe übertragen werde, die er jemals für die Schwester gehegt hatte.

„Sie soll mein Augapfel sein", sagte er, „mein höchstes und letztes Gut auf Erden. Ich besitze einige Macht, auch weltliche Macht, um die Dinge zum Wohl oder zum Verderben Anderer zu lenken. Ihr soll diese Macht zu Gute kommen. Ich werde sie in die Arme des Mannes legen, den sie liebt, oder ihr in der Heimat, fern von dieser wilden, tobenden Stadt, ein stilles Glück zu bereiten wissen."

„Du wirst keinen Augenblick versäumen, über sie zu wachen? Du wirst sie vor dem Manne zu schützen wissen, der weiß, daß er nicht ihr Vater ist, der vielleicht ergrimmt ist, ihr dennoch seinen Namen geben zu müssen, und möglicherweise Verderbliches für sie sinnt?"

„Der Menschen Tücken und Listen bleiben

mir nicht verborgen und ich weiß ihnen vorzubeugen. Sei ruhig!"

Anastasia erhob sich vom Betschemel und sagte ihrem Bruder Lebewohl. Es war ihr lieb, daß sie an diesem Orte nicht die geschwisterliche Abschieds-Umarmung von ihm verlangen konnte. Denn ihr Empfinden war so gereizt, daß sie nicht nur Abscheu vor sich selbst hatte, sondern auch fürchtete, Jeder, den sie berührte, müsse ihn mit ihr theilen.

Spiridion blieb noch eine Weile nachsinnend im Beichtstuhl sitzen. Er war im Laufe der Jahre zu hohem Ansehen in seinem Orden gelangt. Man wußte, daß er noch immer in Verbindung mit dem mächtigen Cardinal war, der schon des Jünglings Eintritt in das Seminar geschützt und ihn weiter geleitet hatte. Ohne Zweifel war Spiridion bestimmt, zum Prior gewählt zu werden.

In ihm aber waren alle jene Leidenschaften, die zugleich Hoffnungen sind, erloschen, all die frommen Vorstellungen, die zugleich Illusionen sind, erblichen. Er hatte keinen Ehrgeiz mehr und fast keine Neigungen, ausgenommen zu seinen

Blutsverwandten. Menschenhaß regte sich in ihm und steigerte sich in manchen Augenblicken bis zum Verlangen, ein strafender Richter zu sein.

„Menschenhaß", sagte er sich zuweilen im Stillen, „ist das Geheimniß unseres Ordens. Wir lieben die Creatur in Menschengestalt, so lange sie vom Menschen nichts weiter hat als so viel Sprache um unseren Segen zu verlangen. Wir hassen und zertreten die Creatur, sobald sie Mensch wird, sobald sie Vernunft bekommt."

Wie er jetzt über Anastasia's Schicksal nachsann, sagte er sich:

„Auch diese Reine hat gesündigt und sucht darüber mit sich selbst fertig zu werden. Aber das weiche Weiberherz gelangt nicht bis zum Menschenhaß, der eine gute Stütze und Waffe gegen das eigene Gewissen ist."

Er verließ die Kirche.

Als die Gräfin auf dem Lobkowitzplatz dem Miethwagen entstieg, zitterte sie so heftig, daß sie von der Kammerfrau in das nahe Palais beinahe getragen werden mußte. Dort war Comtesse Aurora inzwischen zurückgekehrt und als sie

von der Ohnmacht und den Krämpfen erfahren, denen ihre Mutter ausgesetzt gewesen, ließ sie die zwei Aerzte, die sich eingefunden hatten, nicht mehr fort. Diese selbst äußerten Besorgnisse darüber, daß Anastasia, deren nervösen Zustand sie seit langer Zeit kannten, sich der Nachtluft ausgesetzt. Die Heimgekehrte sah zum Erschrecken aus.

„Liebkose mich nicht, berühre mich nicht!" rief sie fast wild, Aurora von sich abdrängend; dann fügte sie, sich besinnend, hinzu: „Gerade die Nähe derjenigen, die ich liebe, regt mich noch mehr auf."

Sie wollte sich auch nicht früher zu Bette bringen lassen, als bis Aurora versprochen hatte, heute nicht mehr in ihrem Zimmer zu erscheinen und auch keinen von den Freunden des Hauses, die sich etwa einfänden, zu ihr zu lassen.

„Die Unruhe der Andern macht mich am unruhigsten. Es ist nichts, ich werde schlafen."

Sie befahl, als sie im Bette war, daß man in der Nähe desselben die Porträts ihrer Eltern

aufstelle, alle anderen Bilder aber aus dem Schlafzimmer entferne.

Es gab aber in diesem Zimmer kein anderes Bild als das des Grafen Victor von Ardenner.

Neuntes Capitel.

Elf Uhr war geworden, ohne daß Franz von Kurbel zum Sattlermeister zurückgekehrt wäre.

Nun begab sich Milo auf das Polizeiamt des Bezirkes, wo der Mann, der bis vor Kurzem in demselben Stadttheil das öffentliche Geschäft eines Kaffeehaus-Besitzers betrieben hatte, keine unbekannte Persönlichkeit war. Ueber das Individuum, das er suchte, vermochte man ihm direct keine Auskunft zu geben. Er erhielt jedoch Einsicht in den Abend-Rapport, aus welchem hervorging, daß vor etwa einer Stunde ein Bewußtloser im Straßenkoth gefunden worden war. Man hatte den anscheinend Betrunkenen zuerst auf die Polizeiwachtstube gebracht, sich dort überzeugt, daß er durch Blutverlust in Folge schwerer Verwundung bewußtlos geworden, und

ihn rasch in die nächste Heilanstalt in demselben Bezirk, in das Spital der „Barmherzigen" transportirt. Ermittelt war bereits, daß der Wirth einer Branntweinschänke zwei Männer, die sich in seinem Lokal zu balgen begonnen, auf die Straße hinausgestoßen und sich nicht weiter um sie gekümmert hatte. Schon in ziemlicher Entfernung von der Schänke wurde, wie es schien, der Eine vom Andern wieder überfallen und, wie der Wiener Volksausdruck lautet, „gestochen", d. h. durch einen Stich mit dem Taschenmesser in den Unterleib gefährlich verwundet. Der Fall, obgleich häufig genug vorkommend, mußte von der Behörde natürlich weiter untersucht und möglichst in all seinen Einzelheiten erforscht werden.

Papiere oder Habseligkeiten hatte man bei dem Verletzten nicht gefunden, sie mußten ihm von dem Thäter geraubt worden sein, was ja gewöhnlich schon den Zweck eines in dieser Art begonnenen Streites bildet. Eine Vernehmung des Verwundeten hatte noch nicht stattfinden können, weil er noch nicht völlig wieder zur Besinnung gekommen war.

Milo erklärte, Anzeichen zu haben, die ihn zu der Annahme berechtigen, daß er im Stande sein werde, die Identität des Aufgefundenen sicherzustellen. In Folge dieser Erklärung begleiteten ein Commissär und ein Schreiber Milo zu den „Barmherzigen", und dieser hatte dadurch den Vortheil, noch in so später Stunde Zutritt zu dem Krankensaal zu erlangen. Für die Behörde gab es selbstverständlich zu jeder Stunde Einlaß.

Die „Barmherzigen Brüder" waren stets die einzige segensreiche unter den vielen geistlichen Corporationen, welche in Wien residiren und dominiren. Die zur Krankenpflege im Saale anwesenden „Brüder" bezeichneten die Verwundung des Gesuchten als eine schwere, obgleich er bereits zum Bewußtsein gekommen sei. Er hielt die Augen geschlossen, schlief jedoch nicht, wie man an der Bewegung seiner Hände und Lippen bemerkte.

Milo fand in dem vor ihm liegenden Kahlkopf keine Spur von Aehnlichkeit mit dem Bilde, das er von Franz von Kurbel in Erinnerung

hatte. Da schlug der Kranke die Augen auf und jetzt rief Milo:

„Das ist er! Kurbel! Kein Zweifel mehr!"

Der Genannte richtete seine Augen mit dem Ausdruck des größten Erstaunens auf den vor ihm Stehenden, auf dessen Namen er sich offenbar erst besinnen mußte. Plötzlich lächelte er und sagte:

„Ah, der Milo! Hab' ihn vergessen! Weiß, daß der Graf in München, die Gräfin zu Hause, Spiridion bei den Liguorianern. Aber den Milo hab' ich vergessen. Wird noch geschossen?"

Milo hatte eben die Hand auf der Pistole und nicht übel Lust, sie in das Gesicht des Elenden abzufeuern. Allein, er dachte: Einen Kranken richtet man nicht, und diesen wird Gott selbst unschädlich machen.

Laut sagte er:

„Franz von Kurbel haben wir nach dem Bericht der Militärämter für todt gehalten."

„War mein Vetter, der Narr! Auch Franz von Kurbel! Auch Oberlieutenant! Hat sich für die Polacken todtschießen lassen."

Jetzt trat der Commissär, der sich im Hintergrund gehalten, aber aufmerksam zugehört hatte,

an das Bett heran, um die Redekraft des Kranken für den eigenen Zweck in Anspruch zu nehmen. Da zeigte es sich denn, wie nützlich es war, daß man Milo zuerst hatte sprechen lassen, und daß man ihn überhaupt zur Seite hatte. Denn sobald der Kranke merkte, daß die Vernehmung eine behördliche war, leugnete er seinen Namen, gab einen falschen an und über sein Vorleben verwirrte Daten. Er gerieth dabei so in Aufregung, daß der Arzt Einsprache gegen eine weitere Molestirung des Kranken erhob.

Milo hatte sich inzwischen durch Rücksprache mit den Pflegern die Ueberzeugung verschafft, daß Kurbel gleich nach der ersten chirurgischen Untersuchung für hoffnungslos war erklärt worden. So vermochte er dem Grafen doch wenigstens Eine beruhigende Nachricht zu bringen.

Nur wenige Stunden Ruhe, um sich zur anstrengenden Courierreise fähig zu machen, gönnte sich der treue Serbe in seinem Hause. Der frühe Morgen traf ihn schon auf dem Wege, den er bald reitend, bald fahrend, je nachdem die Post-

meister auf den Stationen mit passenden Pferden versehen waren, nach München zurücklegte.

Kurbel schien nach zwölf Stunden Aufenthalt im Hospital eine Ahnung zu bekommen, daß es mit ihm zu Ende gehe. Er verlangte nach einem Priester seiner Wahl und zwar nach einer bestimmten Persönlichkeit, bestand darauf, daß man einen Liguorianer-Mönch, den er näher bezeichnete, an sein Lager bescheide, indem er einer Einwendung mit der Bemerkung begegnete, er wolle diesem Priester nicht blos beichten, sondern derselbe wäre mit ihm verwandt, und er hätte ihm Familienangelegenheiten anzuvertrauen.

Spiridion, als er den Namen Dessen erfuhr, der nach ihm verlangte, stand einige Augenblicke betroffen und nachsinnend, weigerte sich aber dann nicht, dem Rufe Folge zu leisten.

Nach ununterbrochener Reise traf Milo in München ein und zum Umsinken ermüdet, theilte er bei der ersten Zusammenkunft mit dem Grafen diesem blos die Hauptpunkte des Geschehenen mit. Victor nahm die Nachricht von Kurbel's Wiederkehr und den Folgen, die sich ohne Zweifel

daran knüpfen würden, ohne Schrecken und sogar mit erstaunlicher Ruhe auf.

„Laß es Dich nicht zu sehr gereuen“, sagte er, „daß Du auf meinen Wunsch, ja auf meinen Befehl den Dienst bei mir verlassen hast und dadurch verhindert wurdest, den Zutritt des Elenden bei der Gräfin zu verhindern. Nun wird das Schlimmste geschehen sein, aber die Geschichte wird endlich ausgewirkt haben und abgethan sein und Neues kann an die Stelle treten.“

Er ordnete an, daß Milo sich sogleich in seinem Hause zur Ruhe begebe und wie sein geehrter Gast behandelt werde. Milo schlief ununterbrochen zwanzig Stunden. Inzwischen war der Graf nach Wien abgereist, wohin Milo folgte, bequemer und langsamer, als er gekommen war.

Man hatte auch aus dem gräflichen Hause Botschaft nach München gesendet, aber obgleich Victor in Folge der Sorgfalt seines treuen Dieners früher ankam, als zu erwarten gewesen, traf er doch erst in dem Augenblicke ein, als man die Leiche Anastasia's im offenen Sarge aufbahrte.

Finster und thränenlos starrte Victor in das Gesicht der Todten. Seine Blicke schienen in ihren Zügen lesen zu wollen, ob das Geheimniß seines Verbrechens und ihres Unglücks, das sie ohne Zweifel erfahren hatte, an dem sie, wie vorauszusetzen, gestorben war, über ihre Lippen gekommen, bevor sie dieselben für immer geschlossen hatte.

Die Leiche sollte nach Montenegro gebracht werden, wie Spiridion als den Wunsch der Eltern geltend machte, damit die Verstorbene dort in der Familiengruft ihres Hauses bestattet werde. Der Graf zögerte nur scheinbar seine Einwilligung zu geben, nur um nicht gefühllos gegen diese Art Abscheidung von seinem eigenen Hause zu erscheinen.

Nach seinem Gefühle war es das Richtige. Das Schicksal hatte sie ihm äußerlich angetraut, in keiner Weise aber mit ihm vermält, und er hoffte jetzt, daß in nicht zu ferner Zeit die Umstände gestatten werden, der Welt zu offenbaren, daß sie niemals sein Weib gewesen, wenn auch die dunkle That, durch die es sich also gefügt hatte, der Welt ewig verborgen bleiben sollte.

Unter großer Theilnahme aller Freunde und Standesgenossen fand die provisorische Beisetzung in der Kirche statt. Aurora erfuhr den ersten Schmerz ihres jungen Lebens und er war auch schon der so gewaltige eines Mutterverlustes. Nichts war dagegen einzuwenden, daß Natalie das tieferschütterte Kind nicht in das einsame Haus der Verblichenen wollte zurückkehren lassen, sondern das weinende Mädchen im eigenen Familienkreise aufnahm.

Unmittelbar nach dem Begräbniß, sobald nur Niemand mehr sein Thun und Lassen beobachten konnte, begab sich Victor nach dem Spital der „Barmherzigen Brüder", wo er sich des vor einigen Tagen erfolgten Ablebens Franz von Kurbel's versicherte.

Somit war die Vergangenheit abgethan.

Niemand wußte um das Geschehene, und folglich war es, als ob es niemals geschehen wäre.

Er glaubte siebzehn Jahre aus dem Buche der Wirklichkeit streichen und sein Leben unmittelbar an den jungen Tag anknüpfen zu können, da er froh, hoffnungsvoll und muthig nichts was ihm begehrenswerth schien, zu erreichen

für unmöglich hielt. Mit Kurbel war die Furcht, mit Anastasia war die Reue begraben. Ein neues Dasein breitete sich vor ihm aus.

Zu einem unerhörten Glück konnte dieses Dasein führen, denn er liebte. Er hatte Aurora in ihrem Schmerz unablässig beobachtet, wenn er auch kein Wort mit ihr gesprochen, denn er war es müde, den Ton und die Reden eines Vaters zu heucheln. Sie war ihm vorgekommen wie für sein Wesen geschaffen. Denn sie hatte jene angeborne Noblesse aller Bewegungen, welche sich in heftigen Momenten verleugnet, wenn sie blos erlernt ist, aber in solchen Momenten gerade am stärksten hervortritt, falls sie eine angeborne ist.

Die erste Liebe eines reifen Mannes hat eine intensive Glut. Die Leidenschaft brennt gleichsam nach Innen. Wenn der Jüngling jeden Menschen an sein Herz reißen möchte, um ihn zum Vertrauten seiner Liebe zu machen, wenn er dem Hain sein Leid klagt und auf dem Strom fahrend seine Lust singt; der reife Mann, den noch ein so gewaltiges Gefühl ergriffen hat, möchte alle Welt vom Geheimniß ausschließen;

er lauscht unablässig in die Tiefe seiner eigenen Seele hinab, lauernd, wie auf dem Sprunge stehend, um den richtigen Moment zur Erfüllung seiner Wünsche rasch und sicher zu fassen.

Victor löste sich von allen diplomatischen Geschäften los und erklärte, daß er sich nun in seinem Hause dauernd etablire. Täglich verkehrte er mit Adrian Ranghof, der in der ersten Zeit der Trauer um Anastasia sowohl den Grafen als Aurora mit der Angelegenheit seiner Neigung durchaus verschonen wollte. Täglich auch war Victor bei Natalie, um in ihrer Gesellschaft Aurora zu sehen.

Immer wiederholte sich Victor, daß weder die Natur noch die Sittlichkeit Einsprache gegen seine Leidenschaft erheben könnten. Sie war ihm ein völlig fremdes Geschöpf. Kein Tropfen ihres Blutes war dem seinen verwandt, und so fremd wie sie selbst war ihm auch stets ihre Mutter geblieben. Es kam also nur darauf an, die Menschen vom Sachverhalt zu unterrichten und alle Hindernisse waren beseitigt.

Während er nun unausgesetzt sann und sann, zu welchem Zeitpunkt und in welcher Weise es

zu ermöglichen wäre, vorerst nur Aurora selbst die wahre Natur seiner Gefühle ahnen zu lassen und mit der Wärme eines Liebenden zu ihr zu sprechen, konnte er es nicht über sich bringen, ihr fälschlich die Wärme eines Vaters zu zeigen.

Eines Abends als er mit ihr und Natalie im Salon der Letzteren saß, brach Aurora plötzlich in Thränen aus.

„Was ist Dir, Kind?" fragte Natalie, „Du versprachst mir, heute nicht um die Mutter zu weinen."

„Ich weine jetzt nicht um die Mutter", schluchzte Aurora, „ich weine um den Vater."

„Was willst Du sagen?" fragte Natalie erstaunt.

Das Mädchen aber wendete sich nicht zu ihr, sondern zu Victor und sprach:

„Sie haben Ihre Tochter stets gehaßt und gemieden. Als Kind durfte ich Ihr Antlitz nicht sehen bis in mein sechzehntes Lebensjahr, bis es der Zufall so fügte. Da schien ich für kurze Zeit von dem Banne erlöst zu sein, Sie waren gut mit mir. Nun sehe ich aber deutlich, Ihre

Freundlichkeit war nicht väterliche Liebe für mich, nur Schonung für die geliebte Mutter. Denn seit sie dahin ist, schließt mich der alte Bann wieder aus. Sie sind kalt und fremd mit mir. Sie erwähnten noch nicht ein einziges Mal, daß es für mich Zeit wäre, in mein väterliches Haus zurückzukehren. Ich möchte endlich wissen, was ich verbrochen habe, oder aufhören, unschuldig zu leiden."

Der Graf antwortete nicht sogleich. Der Kampf, der sich in seinem Innern erhob, machte ihn stumm. Natalie bemühte sich, den Kummer des Mädchens und die Gründe dafür als Einbildung darzustellen. Aurora wurde dadurch nur angeregt, alle Demüthigungen und Schmerzen, die sie in dieser Beziehung erlebt hatte, aus der Erinnerung zu erzählen, und in neue Klagen darüber auszubrechen.

Victor erhob sich endlich mit den Worten, denen schon sein Gesichtsausdruck etwas Feierliches gab:

„Aurora hat Recht. Eine Unklarheit herrscht in ihrem Verhältniß zu mir. Es bedarf noch

einiger Zeit, noch besonderer Umstände, damit eine Erklärung möglich werde. Möglich aber muß sie werden, denn es hängt meine Ruhe, mein Glück, mein Leben davon ab. Bis dahin, Geduld!“

Zehntes Capitel.

Tagelang ging nun Victor in beständigem Sinnen und Brüten umher. Wie war ein Ausweg aus diesem Labyrinth zu gewinnen? Er gab sich Mühe, den Fall, losgelöst von allen Gefühlen, in seiner objectiven Beschaffenheit zu durchprüfen. Was mußte geschehen, um eine Verbindung, die so natürlich gewesen wäre und doch so unerhört schien, zu verwirklichen? Dies suchte er sich ohne Rücksicht auf Verhältnisse und Empfindungen, die dabei zu schonen gewesen wären, vor Allem klar zu machen.

Zunächst hätte er das Herz des Mädchens im Sinne bräutlicher Zuneigung sich erobern müssen. Aurora mußte zu anderen Vorstellungen, als sie bisher gewohnt war, gleichsam zu einem andern Anblick seiner Persönlichkeit gelangen.

Dazu war eine Fabel absolut nothwendig, durch welche einerseits das an ihrer Mutter begangene Verbrechen verhüllt, andererseits die Stellung des Grafen als eines dem Mädchen völlig fremd gegenüberstehenden Mannes offenbart würde. Eine solche Fabel hätte sich immerhin leicht finden oder erfinden lassen und sie hätte genügt, wenn er es mit dem jungen, unerfahrenen Geschöpf allein zu thun gehabt hätte.

Allein was wäre damit erreicht worden?

Die Welt, jene maßgebenden und entscheidenden Instanzen, deren Beistimmung zu jeder legitimen Verbindung nothwendig ist, Staat und Kirche, waren nicht mit einer Fabel zufriedenzustellen; ihnen mußte, wenn sie in einem so außerordentlichen Falle ihre Hilfe und Mitwirkung leisten sollten, erst die wahre Natur des Falles bis auf den Grund sichtbar werden. Dies konnte nur unter zwei Voraussetzungen geschehen, von denen jede peinlich und entsetzlich genug war, um davor zurückzuschrecken.

Zuerst mußte er das Geständniß seiner That ablegen und alle erdenklichen Sicherheiten und Bürgschaften geben, daß sich das Schreckliche in

Wahrheit nicht anders ereignet hatte, als sein Geständniß lautete.

Dann wäre seine Ehre verloren gewesen. Immerhin! Er wollte ja den Fall vorerst ohne jede Rücksicht auf persönliche Gefühle bedenken. Und dann konnte er sich ja auch mit der zweiten Frau in einer andern Welt ansässig machen, wo ihn Niemand kannte.

Das Geständniß aber führte die zweite Voraussetzung mit sich: daß er völlig das Andenken Anastasia's schände, indem er es dem herzlosen Hohn und Spott der Welt preisgab.

Auch dies könnte überwunden werden. Die Schmach träfe doch nur eine Todte, er aber, der Lebendige, hielte sein erstes und sein höchstes Lebensglück in den Armen.

Wie aber, wenn selbst alle diese Opfer nicht genügten, ihm die Tochter der Frau zum Weibe zu verschaffen, der Frau, deren Gatte er wenigstens in dem Augenblicke gewesen war, als er vor dem Altar die Ringe mit ihr gewechselt hatte?

Diese Frage mußte also zuerst beantwortet werden, wenn das wohlthätige Schweigen, das über der

ganzen Begebenheit ruhte, nicht nutzlos gebrochen werden sollte.

Der Graf verbrachte schon längst schlaflose Nächte, während er sie aber sonst nur mit unmöglichen Plänen nnd unfruchtbaren Seufzern ausfüllte, war er jetzt angestrengt damit beschäftigt, einen Fall auszusinnen, der Aehnlichkeit mit dem seinen hätte, ohne diesen zu verrathen.

Mit dieser Erfindung im Kopfe begab er sich am nächsten Tage zum alten Advocaten des gräflichen Hauses, zum Doctor Bologner, mit dem er eine unbelauschte Unterredung zu führen verlangte.

Ein Freund des Grafen — so erzählte dieser — ein in Rom lebender Diplomat, sollte einst einem Mädchen, das sich von einem Andern hatte verführen lassen, aus Mitleid seine Hand vor dem Altar gereicht, aber dann nicht einen Augenblick mehr mit dem ihm also angetrauten Weibe verkehrt haben.

Ferne vom Gatten wäre die Frau eines Töchterleins genesen, der Frucht der Verführung, und hätte die Geburt ihres Kindes mit dem Leben bezahlt. Die Tochter, welche natürlich

vor aller Welt als das legitime Kind des edelmüthigen Diplomaten gegolten, wäre bis zum mannbaren Alter in einem Kloster erzogen worden.

Jetzt hätte der Schein-Vater das Mädchen zum erstenmale gesehen, sich in dasselbe verliebt und wollte es zur Frau nehmen, da es doch nicht sein Kind war. Ob dies in Oesterreich oder sonst irgendwo nach den bestehenden Gesetzen ausführbar wäre?

Der Doctor zeigte seine grimmigen weißen Zähne, was ein schlimmes Zeichen war.

„An verschiedenen Orten ist es ausführbar", erwiederte er, „in Central-Afrika, oder im äußersten Westen Amerika's, unter den Indianerstämmen, endlich an einem Orte, den Ihr geehrter Freund, der Diplomat, nicht weit zu suchen hat."

„Wo wäre dies?"

„Dort, wo er sich befindet, in Rom selbst."

„Wie das?"

„Sehr einfach. Die Kirche bindet sich an kein Gesetz, nicht einmal an ein von ihr selbst gegebenes; der Papst kann jedes aufheben. Nur

glaube ich nicht, daß es selbst der mächtigste Potentat bei ihm durchsetzte in einem Falle wie dieser, denn hier würde durch die Zustimmung dem Sacrament der Ehe wie noch niemals in's Gesicht geschlagen."

„Aber mein Freund kann beweisen, daß er nicht in ehelicher Gemeinschaft gelebt hat."

„Aber er kann nicht beweisen, daß er nicht mit der Mutter seiner Geliebten verheiratet gewesen wäre, daß kein Priester ihn mit ihr getraut hätte. Uebrigens, wie gesagt, die Kirche ist unberechenbar. Der Staat verbietet die Ehe mit einem Stiefkinde, wie vielmehr erst mit einem Kinde, das innerhalb der Ehe geboren wurde, gleichviel, ob der Beweis der fremden Vaterschaft herzustellen sei oder nicht. So ist es überall."

Victor zwang sich zu einem leichtsinnigen Lachen, sprach von anderen Dingen und erhob sich zum Fortgehen.

„Also die Kirche", sagte er sich, als er allein war; „die Kirche!"

Er ging lange ruhelos in der Stadt umher.

Welche seltsame Reminiscenz sein Herz bewege, fragte er sich selbst. Jener Abend in Waltersdorf stand vor seiner Seele, nach der Taufe Aurora's, als Anastasia den Verdacht gehegt, er liebe Natalie. Im Stolz erbitterter Eifersucht hatte ihn die junge Frau ebenfalls auf den Dispens der Kirche verwiesen. Wie weit war er damals von Gefühlen entfernt, die ihn an eine solche Zuflucht hätten denken lassen müssen! Und jetzt tobte es in seiner Brust von unmöglich geglaubten Stürmen.

Anastasia hatte damals den Cardinal genannt, dessen entsann er sich noch, weil er oft über den Vorfall gelächelt hatte, den Cardinal, der ein Verwandter des fürstlichen Eigenthümers von Waltersdorf war.

Die Gedanken an diesen Cardinal führten Victor nach dem Kloster der Liguorianer.

Spiridion empfing den Schwager mit sehr düsterer Miene, die jedoch durch das Wesen des Ortes und des Mönchs selbst gerechtfertigt war.

Victor erkundigte sich nach dem Leben und Befinden jenes Cardinals, der stets ein mächtiger Protector Spiridion's gewesen war.

„Hast Du so große Sünden“, fragte dieser, „daß Du keinem Geringeren beichten kannst?“

„Ich bin nicht gekommen, um Scherze zu vernehmen, und habe sie an diesem Orte nicht erwartet“, erwiederte Victor mit gereizter Stimme. Er besann sich aber sogleich, daß er selbst heiter erscheinen mußte, um nicht den Verdacht zu erregen, daß er mit seinen Erkundigungen einen Zweck verfolge, der ihn selbst angehe.

Deshalb sprach er von angenehmen Erinnerungen aus Rom, und daß er gekommen wäre, um einem seiner dortigen Freunde, der sich in schwerer Verlegenheit befinde, eine Empfehlung an den Cardinal zu verschaffen, wenn dieser noch zugänglich sei, was Spiridion bejahte.

„Im Grunde“, sagte Victor, „kannst Du die Geschichte auch wissen und vielleicht einen guten Rath ertheilen.“

Nun erzählte er, was er bereits dem Doctor Bologner erzählt hatte, nur daß er hier die Frage nach einer Lösung durch den Staat ganz aus dem Spiele ließ, und nur nach einer kirchlichen Meinung über einen solchen Fall forschte.

Spiridion hatte ihn mit großer Aufmerksamkeit und sichtlichem Ernste angehört und hielt die Augen noch immer wie fragend auf Victor gerichtet, als dieser schon längst nicht mehr sprach. Endlich sagte der Mönch, die Hand an die Stirne legend:

„Der Fall ist schwer, sehr schwer. Bleibe sitzen und lasse mir Zeit ein wenig nachzudenken."

Er stand auf und ging in seiner Zelle umher, die geräumiger war, als man sich sonst eine solche vorstellt.

Nach einiger Zeit blieb er vor seinem Schwager stehen und schüttelte verneinend das Haupt.

„Ich will Dir für Deinen Freund", sagte er, „gerne eine Empfehlung an den Cardinal geben, der zwar, wie ich weiß, ein abgesagter Gegner aller Streitfälle ist, die sich auf die Ehe beziehen, aber Deinen Freund anderen Vorstehern hoher Kirchenämter zuweisen kann. Du darfst ihm aber von mir aus sagen, daß er sich keine Hoffnungen machen soll. Der Fall existirt nicht in der Geschichte und der heilige Vater wird nicht ein Novum installiren. Mich wundert aber —"

Spiridion unterbrach sich selbst, ging zur Thüre, lauschte daran, versicherte sich, ob sie fest schließe, und zu Victor zurückgekehrt, nahm er seinen früheren Sitz wieder ein und heftete seine Augen wieder aufmerksam auf das Antlitz des Schwagers.

„Was wundert Dich?“ fragte Victor.

„Daß Dein Freund auf die Zustimmung der Kirche wartet, um sein Glück beim Schopfe zu fassen. Du sagst, er liebt das Mädchen? Donnerstag und Freitag! möchte ich mit einem alten Bekannten sagen, der mich einmal bei der Gräfin York eingeführt hat — es waren schöne Zeiten — er liebt seine Kleine? Warum packt er sie nicht, trägt sie über's Meer, nach Australien, meinetwegen nach China, erzählt ihr ein Mährchen, um ihr den Vater auszureden und genießt dann sein Glück in vollen Zügen? So würde wenigstens ein rechter Weltmann handeln, sogar ich, wenn ich noch einer wäre, und Du weißt vielleicht noch, Victor, ich war nicht gerade in Virtuose in Liebessachen.“

Spiridion lachte bei diesen Worten wie über

sich selbst, aber in seinen Augen funkelte etwas, was mit diesem Lachen in Widerspruch stand.

Victor achtete nicht darauf; er war betroffen von der Keckheit der Rede aus solchem Munde.

„Hat Dein Freund Beweise, daß ihn seine Kleine wieder liebt?“ fragte Spiridion.

Victor erhob sich.

„Ich bin von dem Fall nicht so genau unterrichtet“, sagte er, „habe es auch mit all' meinen Anfragen nicht so ernst gemeint.“

„Nun, jedenfalls kannst Du Deinem römischen Liebhaber rathen, nicht zu blöde bei seiner Schönen zu sein, sie mag noch so zart und ätherisch erscheinen; sie sind am Ende alle gleich.“

Victor entfernte sich in großer Gemüthsbewegung. Das Aufsuchen eines rechtlichen Weges, um zu seinem Ziele zu gelangen, schien ihm hoffnungslos zu sein. Der Gedanke, Aurora zu entführen, in einem fernen Welttheil mit ihr zu leben, ohne legitim mit ihr verbunden zu sein, widerstrebte dem Charakter seiner Leidenschaft, die je tiefer und ernster sie war, um so heftiger nach einem sittlichen und geheiligten Abschluß im Schooß der Gesellschaft begehrte. Wo einen

Ausweg finden? Kummervolle Tage und schlummerlose Nächte folgten einander. Der Anblick Aurora's, den er sich nicht zu versagen vermochte, wie oft er auch einen Vorsatz deshalb brechen mußte, verstärkte die Stürme in seiner Brust.

Ihr Auge ruhte so vorwurfsvoll auf ihm, so liebeheischend; wohl wußte er, daß es nicht die Liebe war, nach der er begehrte, um so heißer aber entbrannte dadurch das Begehren. Wenn dieselbe Sehnsucht, die jetzt nach seiner väterlichen Umarmung verlangte, den Geliebten, den Bräutigam umschlänge!

Was stand dazwischen, um es zu verhindern? Nichts als eine Formel, ein am Altar gesprochenes leeres Wort ohne Consequenzen. Und diese imaginäre Scheidewand aus Form und Wahn gebaut, Luft, Lüge — sie war nicht niederzureißen, sie stand, wie aus festen Steinen gefügt, unerbittlich, unerschütterlich!

Finster grollend wendete er sich von dem geliebten Anblick Aurora's ab. Um keinen Preis der Erde hätte er einen Beweis ihrer Zuneigung, auch nur einen Händedruck, in dem Sinne em-

pfangen mögen, in welchem sie ihn allein zu geben vermochte. Lieber für ewig auf Alles verzichten, als ihr nicht Alles sagen zu können.

Das Verzichten aber war so schwer, so unmöglich! Wenn er sich des Nachts schlaflos umherwälzte, Pläne ersinnend und verwerfend, dann glaubte er zuweilen, es müßte ihm von außen ein Laut vernehmbar werden, ein Zeichen kommen, um Rettung zu bringen, weil er in seinem Hirn und Herzen vergebens darnach forschte. Er sprang aus dem Bette; hatte er nicht ein Geräusch gehört? Es war nichts — und er fürchtete, der Wahnsinn rücke ihm nahe.

Dann zwang er sich zu ruhiger Erwägung. Was war geschehen? Das mußte er sich wieder klar machen, daraus allein konnte hervorgehen, was ferner geschehen werde. Er bemühte sich, gleichsam die Bilanz seiner That zu ziehen.

Als er damals auf den Vorschlag Kurbel's eingegangen war, ohne das Opfer des Vorhabens, ohne Anastasia gesehen zu haben, war er sich dadurch allein noch keiner Schuld bewußt gewesen. Das Weib, das er verkaufte, war ihm keine Person, nur ihr Geschlecht, nicht la femme,

sondern la femmelle. So war der Handel nichts weiter als ein lustiges, jugendliches Abenteuer, nicht anders, als hätte er die erste beste Courtisane einem zweiten Bewerber aus irgend einem Grunde überlassen. Daran denkt man nicht weiter, nachdem es geschehen ist.

Aber er gab diesem verkauften Weibe seine Hand und seinen Namen. Dadurch wurde die bedeutungslose Repräsentantin ihres Geschlechtes die Vertreterin heiliger socialer Mächte. Erst von diesem Augenblicke an, stieg die That in ihrer ganzen Furchtbarkeit vor seinem Gewissen auf.

Zunächst war die Ehre des verheirateten Mannes in ihm auf den Tod verwundet worden. Warum aber?

Ehre besteht in der Achtung Anderer. Niemand sah den Schandfleck, den er der seinen beigebracht hatte, und Niemand versagte ihm die Achtung. War seine Ehre dennoch gekränkt, so mußte die Familien-Würde und das Glück, das aus dem Bewußtsein derselben hervorgeht, etwas mehr sein als eine bloße Formalität, als eine leere sociale Convention, mußte in der

menschlichen Natur eine wirkliche Begründung haben.

Durch das consequente Fernhalten von dem unbewußt getäuschten und betrogenen Weibe hatte er geglaubt, seine Unthat zu rechtfertigen, ihr wenigstens nicht neue Lüge, neuen Betrug beizugesellen. Er hatte aber dadurch dem schuldlosen Opfer wie seinem eigenen Gemüth das Familienglück zerstört.

Und was wollte er jetzt von Aurora? Eben dieses Familienglück! Ihr Alles zu sagen, sie zu entführen, sie heimlich zu besitzen, hätte ihm nicht genügt und dabei vor der Welt die väterliche Maske weiter zu tragen, hätte er als eine Entheiligung verabscheut. Er liebte — und die Liebe lechzt nach der Behauptung aller ihrer Rechte im Angesicht der ganzen Welt. Das blieb ihm versagt. Das Familienglück, an dem er gefrevelt hatte, rächte sich durch die Unmöglichkeit, es zu erreichen. Er wurde gestraft, wo er gesündigt hatte. Kein weltliches Gericht bedrohte ihn, keine Mißachtung von Seite der Gesellschaft hatte er zu fürchten; das Geheimniß seiner Un-

that lag in den Gräbern Kurbel's und Anastasia's für ewig bestattet. Dennoch litt, stöhnte und verzweifelte er; in der qualvollen, nur Versagungen in sich schließenden Liebe zu Aurora stieg die furchtbare, späte Vergeltung auf.

Elftes Capitel.

Adrian hatte sich seiner Schwester Natalie anvertraut. Sie war von der Absicht des Bruders, Aurora heimzuführen, freudig bewegt. Sie liebte das schöne Mädchen, sah in demselben gerührt und entzückt alle Vorzüge der Natur und der Erziehung, und mit dem Grafen Victor von Ardenner in verwandtschaftliche Verbindung zu kommen, war ihr eigenthümlich reizend, wie ein letzter Nachhall nie vergessener, wenn auch längst verklungener Jugendtage.

Dennoch rieth sie dem Bruder, noch zu warten und zu schweigen.

„Das Mädchen hat jetzt zwei Lasten auf dem Herzen", sagte sie, „und die Zumuthung, einen ernsten Lebensschritt zu bedenken, wäre eine dritte Last; zu viel für den Augenblick."

„Ich weiß nicht, was Du unter zwei Lasten verstehst", versetzte der Bruder, „sie trauert noch immer schwer um die Mutter —"

„Und, wie sie selbst sagt, auch um den Vater", fiel Natalie ein; „sein Verhalten zu dem Kinde hat in der That etwas Räthselhaftes. Ich habe ihn beobachtet. Er richtet, wenn er sich unbemerkt glaubt, so brennende Blicke auf Aurora, daß man jeden Augenblick glaubt, er müsse sie stürmisch an sein Herz drücken. Und wenn sie sich ihm nähert, ist er kalt, gemessen und leidet sichtlich unter dem Zwang, überhaupt mit ihr sprechen zu müssen."

„Was mag das sein? Victor schien mir stets eine ziemlich offene Natur zu sein."

„Ja, Adrian, wenn Du darüber in's Klare kommen, wenn Du Aurora den Vater wieder zuführen könntest, dann hättest Du Dir schnell Bahn zu ihrem Herzen gebrochen, sie würde Dich aus Dankbarkeit ihr Leben lang lieben."

„Ich werde versuchen, der Sache auf den Grund zu gehen. Victor war stets vertrauend mit mir."

„Dann sage ihm aber auch vollständig, was sie durch ihn leidet", rief Natalie und gab dem Bruder eine genaue Schilderung der Schmerzensäußerungen Aurora's, der Trostlosigkeit, der sie sich überließ.

Der Graf nahm die anfangs schüchternen Bemerkungen Adrian's über den Gegenstand nicht ungünstig auf und ermuthigte den jungen Mann, immer unumwundener zu sprechen, ohne jedoch ein Wort der Vertheidigung zu sagen oder überhaupt eine eigene Ansicht zu äußern. Der Leidenschaft Victor's gefiel es, von Aurora sprechen zu hören, und wenn dabei Adrian, von seiner Empfindung unwillkürlich hingerissen, das Lob des schönen Mädchens sang, so lag es im natürlichen Egoismus des Liebesgefühles, daß Victor jede dieser preisenden Reden mit Begier verschlang, ohne sich den Genuß durch einen eifersüchtigen Gedanken stören zu lassen.

Der Zauber solchen Anhörens aber verflog, als der Graf von seinem jungen Freunde aufgefordert wurde, wegen des ferneren Verhaltens zu Aurora eine tröstliche Zusage zu leisten.

Victor verharrte lange in finsterem Schweigen.

„Ich darf auch diesen Kelch nicht an mir vorübergehen lassen", sagte er in seinen Gedanken. „Ich sehe, die Dinge haben eine selbstständige Gewalt, um zur Entscheidung zu drängen, auch wenn der Mensch glaubte, sie eine Weile ruhen lassen zu können.

Und so erlaubte er endlich Adrian, dem Mädchen eine Unterredung zu versprechen, welche Vieles erklären und den Anfang einer neuen Gestaltung der Dinge bilden sollte. Er bezeichnete den Abend, an welchem er sich bei Aurora einfinden werde, um sie ohne Zeugen zu sprechen, und Adrian eilte mit dieser frohen Botschaft in das Haus seiner Schwester.

Waren die Kämpfe des Gemüthes, denen Victor bisher unterworfen geblieben, schon hart und fast unerträglich gewesen, so steigerte der Gedanke an diesen Abend noch seine Schmerzen und Aufregungen. Und so fühlte er, daß er sich der gleichen Erschütterung nicht noch ein zweitesmal ohne eine Hoffnung aussetzen dürfe, daß also der Abend einen Lichtpunkt bieten, einen Weg beleuchten müsse, auf welchem viel-

leicht aus dem Labyrinth herauszukommen wäre, oder nicht mehr wiederholt werden könne.

Dazu mußte aber nothwendig sein eigenes Reden und Verhalten erst eine Möglichkeit, eine Handhabe bieten. Einen Augenblick dachte er an Spiridion's frevelhaften Rath für den erdichteten römischen Freund, sich des Mädchens ohne weitere Umstände zu bemächtigen. Dies widerstrebte der Art seines Gefühles für Aurora, aber war das Widerstreben nicht vielleicht die Folge einer falschen Vorstellung von ihrem Wesen und Charakter? Vielleicht besaß sie den kühnsten Heroismus der Liebe. Dann war, wenn nicht ein gemeinsames Leben im Schoße sittlichen Glückes, doch wenigstens ein wonnevolles, gemeinsames Sterben zu erreichen.

Die Art, wie sie ihn empfing, erinnerte ihn an den Abend in ihrem kleinen Stübchen in seinem Hause, als ihre Mutter noch lebte. Die Erinnerung aber war nur eine äußerliche, durch die gleiche Einrichtung des Raumes hervorgerufen; sie selbst, wenn auch so unbefangen wie damals, erschien weniger kindlich; sie war ernster, frauenhafter geworden.

Von der Reminiscenz jenes Abends geleitet, verlangte er die Tagebücher zu sehen, die sie ihm damals gezeigt hatte, die Abschriften nämlich aus von ihr gelesenen Dichterwerken. Seine Absicht war, Spuren darin zu entdecken, daß sie für die wichtigste Leidenschaft des Lebens bereits Verständniß hätte; von ihr sprechen ja alle Dichter.

„Ich habe nicht alle meine Tagebücher hier", sagte sie, „einen Theil davon habe ich meinem vertrautesten Freunde geliehen."

„Du hast einen vertrautesten Freund, Aurora, wer ist das?"

„Er ist des Vertrauens würdig, denn er ist mir von der Mutter auf ihrem Sterbebette als derjenige genannt worden, dem mein Herz stets vor Augen liegen soll."

„Wer ist es?"

„Ich will es nicht sagen", erwiederte sie mit einigem Trotz in der Miene, „nicht früher als bis die unbegreifliche Schranke zwischen uns gefallen ist."

Dies deutete auf eigenen Willen und mißfiel ihm deshalb nicht.

Er blätterte in den Tagebüchern.

Bald fehlte ihm aber die Stimmung, die Geduld, zu suchen, was er darin finden wollte. Sie erschien ihm so überwältigend schön, daß er mit den Blicken für jeden andern Gegenstand geizte.

Und nun begann ein seltsames Gespräch.

Er sagte, daß er eitel sei, gerne für zwanzig Jahre jünger gelten möchte, als er wirklich sei, sich auch schmeichle, darnach auszusehen, und deshalb sich nicht gerne Vater nennen lasse.

Sie erwiederte lachend, da sie diese Worte für Scherz halten mußte, daß sie ihn nur insgeheim, nur wenn sie allein mit ihm, Vater nennen werde, vor den Leuten aber ihren jungen Freund.

Sein zum Tode verwundetes Herz ertrug nicht, daß sie lachte. Er wurde sehr ernst und sagte, daß ihn ein martervolles Geheimniß drücke, das aber seine Stacheln verlieren würde, wenn er es ihr gestünde, daß er jedoch fürchte, sie sei dazu nicht reif genug.

„Ich bin reif, jeden Schmerz zu theilen, ich habe es am Sterbebett der Mutter erprobt.“

Er wurde todtenblaß.

Sollte Anastasia ihr junges Kind zur Vertrauten eines solchen Schicksals gemacht haben? Unmöglich!

Aurora ließ ihm nicht Zeit, weiter darüber nachzudenken, denn sie bestürmte ihn, sich ihr zu offenbaren. Sie schilderte den tiefen Eindruck, den schon als Kind auf sie die Erzählungen der Mutter aus der montenegrinischen Heimat geübt hätten, die Erzählungen von der Verwandtenliebe, die kein Blut scheut, einen todten Verwandten zu rächen, kein Opfer, einem lebendigen zu dienen. Sie betheuerte, daß, wenn er ihr sein böses Schicksal anvertraute, sie jedes Leidens und jedes Thuns fähig sei, um es von ihm zu nehmen. Sie warf sich ihm zu Füßen und beschwor ihn, sie nicht wie eine Tochter, sondern wie eine Freundin zu betrachten.

Diese letzten Worte ergriffen ihn furchtbar. Sollte sie also dennoch wissen, und, wenn sie wußte — verzeihen?

Er war versucht es zu glauben. Aber er sah sie — und diese Mädchenzüge konnten nicht ein solcher Abglanz himmlischer Seelenreinheit

sein, wenn die Seele von einem so furchtbaren Wissen getrübt, befleckt war.

Der Heroismus aber, den ihre Worte und Geberden ausdrückten, erfüllte ihn mit Staunen und mit Hoffnung. Er bat sie, sich zu erheben, und zog sie an seine Seite. Er sagte ihr, daß er fortan nicht mehr kalt und fremd mit ihr sein werde, daß er sie in der That wie eine Freundin behandeln wolle, und daß er die Zuversicht hege, der Moment, die Stimmung werde nicht ferne sein, ihr Alles zu sagen.

Dem Ausbruch ihrer Freude darüber entzog er sich rasch, beinahe wie durch Flucht. Er zitterte vor seiner Schwäche, er fürchtete die Versuchung, sie in die Arme zu schließen, Geständnisse zu machen, und wenn sie ihn dann dennoch nicht verstand, ihn mit Abscheu von sich stieß, sie für ewig verloren zu haben.

Einen Gewinn aber hatte der Abend.

„Sie ist muthig“, sagte er sich, „und sie hat mir den Muth gegeben, die große Offenbarung vorzubereiten. Sie ist nicht Kind mehr, sie ist Weib geworden, ein Weib aber hört und ver-

steht jeden noch so wilden Liebesschrei, den es selbst hervorgerufen hat.“

Vierundzwanzig Stunden nach dieser Zusammenkunft erhielt Victor einen mit „Aurora“ unterzeichneten Brief folgenden Inhalts:

„Graf Victor! Ich weiß Alles — und ich liebe Sie dennoch! Brauche ich mehr zu sagen?

„Zur Verständigung unserer Herzen würde dies genügen. — Zur Verständigung für unsere Lebenszukunft müssen wir uns sprechen.

„Sie finden mich morgen Nachmittag in Ihrem Schloß in Waltersdorf; treffen Sie dort um 5 Uhr ein.

„Entfernen Sie früher den Park- und den Schloßwächter und alle Bediensteten des Hauses, die sich im Winter dort aufhalten

„Lassen Sie Sich dann den Schlüssel des versperrten Hauses bringen und senden Sie ihn zum Portier Natalien's, wo ihn ein Bote in meinem Namen abholen wird. Alle Zimmer in Waltersdorf sollen offen bleiben.

„Ich werde früher als Sie am Orte sein, und Sie werden zum Zeichen dessen das Haus offen finden. Es liegt einsam und in der winter-

lichen Verödnng wird Niemand unsern Eintritt belauschen. Dennoch müssen wir vorsichtig sein und dürfen nur einzeln eintreten.

„Sagen Sie allen Freunden und Ihren Leuten in der Stadt, daß Sie für einen Monat verreisen. Geben Sie Befehl, daß man Alles, was Sie für lange Entfernung brauchen, bereit halte, bis Ordre kömmt, wohin es nachzusenden sei.

„Schreiben Sie mir eine Abschiedskarte, die ich vorzeigen kann, und nehmen Sie dabei die väterliche Maske an, indem Sie mit Zärtlichkeit zu mir sprechen. Bitten Sie mich, Sie bei Natalie und ihrer Familie zu entschuldigen, da Sie nicht mehr die Zeit haben, persönlich von uns zu scheiden.

„Victor! Ein außerordentliches Schicksal entreißt uns allen Verbindungen und Verhältnissen gewöhnlicher Menschen. Ich kenne aber Ihre Gefühle und ich theile sie, und Sie werden in mir die starke Gefährtin finden, deren Muth und Charakter auf der Höhe Ihrer Liebe steht — Aurora.“

Das war ihre Schrift, er hatte sie ja erst gestern in den Tagebüchern wieder gesehen.

Er las den Brief immer von Neuem, und immer deutlicher trat ihm daraus ihre Erscheinung hervor, wie sie sich ihm den Abend früher vor Augen gestellt hatte. Da war ihm ja schon die Ahnung aufgegangen, daß ihr das Geheimniß enthüllt sein müsse. Dies erklärte auch die Züge in ihrem Wesen, die ihm so neu vorgekommen waren, durch die sie sich als das plötzlich reif gewordene Weib offenbart hatte.

Gleich den Dämpfen eines Rausches stieg ihm das Blut in's Gehirn. Er schrie vor Freude. Die fürchterliche eingebildete Schranke, die imaginäre Scheidewand aus Luft und Form gebaut, war gefallen. Das Weib war sein, das geliebte Weib, und über den Augenblick hinaus, in welchem er die Innigstgeliebte, die Heißersehnte an die Brust drücken werde, gab es für ihn keine Welt mehr. Was dann geschehen sollte, war ihm so gleichgiltig wie der Schnee des gestrigen Tages. Leben, wo immer sie wollte, Sterben, wann immer sie wollte — das hatte nicht das Gewicht eines Strohhalms in seinen Gedanken. Das Entzücken, das ihn durchströmte, war ein Feuer, dessen Blitze alle die keuschen

Träume eines stillen dauernden Glückes zerschmetterten. Er war nie glücklich gewesen und er war vierzig Jahre alt — er hatte nicht lange zu wählen und zu fragen, in welcher Form und Gestalt er das Glück ergreifen wolle, wenn es sich endlich, endlich darbot.

Er traf alle Vorbereitungen genau wie es der Brief verlangte.

Zwölftes Capitel.

Im Miethwagen, den er in der Nähe Waltersdorfs zurückschickte, traf Victor dort ein. Bereits herrschte völlige Dunkelheit. Er fand das Portal seines Hauses geöffnet und trat ein. Festen Schrittes ging er über den Hof, die Treppe, durch die Zimmer. Alles war finster, todtenstill, Niemand zu hören.

Das letzte Zimmer eines der Flügel war der kleine Raum, der dem verstorbenen Besitzer, dem Oheim des Grafen Victor, zum Schlafgemach gedient hatte. In dieses Gemach fiel ein schwacher Lichtschimmer, und als Victor näher trat, gewahrte er, daß der Schimmer aus dem an das Gemach stoßenden geheimen Verließ kam, dessen Tapetenthüre weit geöffnet stand.

Victor stieg die Stufen hinab, schob den eisernen Thürflügel, der nur halb offen war, vollends zur Seite und trat in den eigentlichen Raum.

Hier standen ein Tisch und zwei Stühle, auf dem Tische zwei Leuchter mit brennenden Kerzen und zwischen ihnen ein Crucifix.

Hinter dem Tisch saß Spiridion.

„Guten Abend, Victor", sagte er, „ich sitze hier, weil dies im ganzen Hause der einzige Raum, wo es erträglich warm ist, wie eben in einem Keller zur Winterszeit. Setze Dich!"

Victor war sprachlos.

„Du staunst doch wohl nicht, mich hier zu finden?" fuhr Spiridion fort, „ich rechnete zwar darauf, daß die Verblendung der Leidenschaft die Kräfte Deines Geistes geschwächt haben werde, und ich habe mich nicht verrechnet. In diesem Augenblick aber mußt Du wohl selbst erkennen, daß es Wahnsinn war, die reine, weiße Taube, die noch ganz und gar in Himmelsthau der Unschuld gebadet ist, für fähig zu halten, einen solchen Brief zu schreiben."

Victor, der vor Bestürzung und Ueberraschung noch nicht ganz zu sich gekommen war, dachte nicht daran, daß jedes Wort der Rechtfertigung ein Geständniß war, das er hätte ersparen können.

„Ihre Schrift —“ stotterte er.

„Ist meine Schrift. Ich habe einen Theil ihrer Tagebücher, und da war das leicht zu machen. Ich bin eben der vertrauteste Freund, den ihr die Mutter auf dem Sterbebette empfohlen hat, wie Du schon aus den Worten erkennen magst, die Dir zeigen, daß mir Aurora wiedersagte, was zwischen Euch gesprochen wurde.“

„Sie schien mir so selbstständig, so reif“, stöhnte Victor zu sich selbst sprechend, über die ungeheuere Enttäuschung noch immer besinnungslos klagend.

„Ja wohl, Verblendeter! Sie ist reif, weil sie liebt, weil sie sich in ihrem Herzen als Braut erblickt hat. Sie liebt Adrian Ranghof und wird ihm angehören — natürlich, wenn es der Papa erlaubt.“

Spiridion lachte bei diesen Worten fast gellend.

Victor ermannte sich.

„Ich bin nicht gekommen, um Dir zu einer Comödie zu dienen", sagte er, „ich gehe. Ich will nur noch wissen, ob Anastasia —"

Er stockte. War es denn gewiß, ob Spiridion von Allem unterrichtet war?

„Du wagst es, ihren Namen auszusprechen?!" rief dieser.

Er faltete die Hände wie zum Gebet und blickte zum Himmel.

„Die Herrliche! Die Reine! Die Heilige!" sprach er mit Ergriffenheit. „Das Opfer Deines Verbrechens ist gestorben, ohne eine Anklage gegen den Verbrecher zu erheben. Sie hat Deine Schuld und den Abscheu vor Dir unausgesprochen in's Grab mitgenommen. Ja, mehr noch! Als sie eine Stunde, bevor sie sich auf das Sterbebett legte, ihr Kind meinem Schutze befahl, daß ich dem armen Wesen ein Vater sei, das keinen hat, da nahm sie lieber den Schein auf sich, an Dir gesündigt zu haben, als daß sie Deine Sünde über ihre Lippen gebracht hätte."

„Und dennoch weißt Du, weiß Aurora —"

„Verblendeter Thor! Was sie selbst mir verschwieg, aus Scham, aus Mitleid mit dem

Unwürdigen, aus himmlischem Erbarmen, das sollte sie vor das keusche Ohr ihres jungen Kindes gebracht haben? Die Sterbende rang mit der Last ihres schrecklichen Bewußtseins, und als Aurora sie beschwor, ihr Herz zu erleichtern, da waren die letzten Worte: „Dir würde ich Alles sagen, wenn ich die Kraft dazu hätte.“ Das unglückliche Kind ist stolz auf das Vertrauenswort und deshalb sagte sie Dir, daß sie sich am Sterbebette erprobt hätte.“

„So weißt Du also nichts Rechtes und webst Dir halbe Reden und Vermuthungen zu einer Fabel zusammen. Wozu bin ich gekommen? Wozu dieser ganze Apparat?“

„Melodramatisch, nicht wahr?“ lachte Spiridion. „Erinnere Dich, wie Du mir einst sagtest, ich müsse in Paris nicht blos die Kirchen, auch die Melodramen besucht haben. Aber Du thust mir Unrecht. Ich wollte Dir nichts in Scene setzen. In den Zimmern ist es kalt und hier ist es warm; draußen ist es finster und hier habe ich Lichter angezündet; ein Crucifix muß ich immer bei mir haben, dafür bin ich Mönch.

So erklärt sich der melodramatische Apparat ganz einfach."

„Wer hat Dir Kunde gegeben von der Existenz dieses geheimen Raumes und wie er zu öffnen ist? Außer mir und Milo, der es Dir nicht gesagt hat, wußte kein Lebender darum."

„Du sollst Alles erfahren, Victor! Es ist eine verkehrte Welt, ich beichte Dir. Ja, umgekehrt haben sich die Dinge. Damals, um die Zeit, als Du von Melodramen sprachst, brauchte ich einen Liebesarzt und Du schicktest mir Streckaloff entgegen mit bitterer Medicin. Du warst mir so überlegen, so welterfahren, so klug! Wie hat sich das umgedreht! Du steckst jetzt in unerhörtem Liebeswahnsinn und ich schicke Dir den Arzt entgegen. Der meine heißt Franz von Kurbel."

„Er ist todt."

„Er hat aber die letzten Worte, als er noch lebte, in mein Ohr gesagt, Alles, Alles. Er wollte nicht sterben mit dem Glauben, daß Du auf seinem Grabe ruhig und behaglich weiter existirest, und hat Dir einen Rächer hinterlassen. Das bin ich, der Bruder der Geopferten."

„Was kannst Du mir wollen? Was kannst Du mir thun? Pfaff!“ sagte Victor verächtlich.

Spiridion schwieg einen Augenblick. Sein Antlitz verlor den Ausdruck der Erbitterung und des Hohnes und sanften Tones sagte er:

„Du hast Recht. Mein Amt ist das Verzeihen. Was könnte ich auch gegen Dich? Ich habe nicht die Körperkraft, eine Gewaltthat an Dir zu verüben. Deine Ehre aber ist in meinen Händen, hängt von meinem Sprechen oder Schweigen ab. Wenn ich spreche, so bist Du von der Welt, vielleicht sogar von den Gerichten verurtheilt, geschändet, verachtet. Es dürfte Dich darum doch ein wenig interessiren, die Bedingungen meines Sprechens oder Schweigens, meine Gedanken und Pläne zu kennen. Setze Dich doch.“

Victor nahm jetzt in der That den Sessel ein, zu dem er sich bei der Enge des Raumes erst durchzwängen mußte.

„Wehe Dir!“ sagte er, „wenn Du darauf ausgehst, mir Schande zu bereiten. Ich schone Dein Leben nicht, wenn es auch in einem

geistlichen Gewande steckt. Dessen kannst Du gewiß sein."

„Wie sollte ich mich solcher Gefahr aussetzen? Ich bin ein Priester, ein friedliebender Mann und habe von Jugend an die Waffen zu führen verschmäht. Nein, Victor, Alles in Ruhe! Du sollst in der Ordnung hören, wie sich die Dinge zugetragen haben."

Spiridion schien sich zu sammeln und fuhr dann fort:

„Kurbel also hat mich, wie gesagt, in das Spital der „Barmherzigen" rufen lassen. Er fing damit an, daß er schon ein Freund Deines verstorbenen Oheims des Grafen Cölestin von Ardenner gewesen wäre."

„Das hat der Kurbel gelogen", unterbrach ihn Victor.

„Das hat der Kurbel bewiesen, und er beweist es noch, und zwar dadurch, daß wir hier sind", setzte Spiridion ruhig fort. „Der Graf hat ihm einmal aus Unterhaltung diesen Raum aufgeschlossen. Kurbel ließ einen Zettel mit seinem Namen hier absichtlich fallen. Er dachte vielleicht einmal wiederzukehren und wenn er den

Zettel noch finde, so wisse er, daß Niemand seitdem hier gewesen. Hast Du den Zettel nicht gefunden?"

„Es ist wahr, Milo fand den Zettel", sagte Victor, „aber wie kommt es, daß Kurbel, als wir noch täglich zusammen verkehrten, mir niemals von der Bekanntschaft mit meinem Oheim erzählte?"

„Das ist sehr natürlich. Dein edler Freund, dem Du so unermeßliche Rechte eingeräumt, hat den Grafen gemein bestohlen. Darum wäre es Kurbel nicht lieb gewesen, wenn Du dem Oheim berichtet hättest, mit wem Du Ein Herz und Eine Seele geworden."

Victor schwieg.

„Einen solchen Zettel mit Kurbel's Namen gaben mir auch die Leute, bei denen er zuletzt in Wien gewohnt hat."

Und Spiridion zog bei diesen Worten den Zettel hervor und legte ihn auf den Tisch.

„Uebrigens", fuhr er fort, „hat mich Kurbel zu seinem Testaments-Vollstrecker gemacht. Ein Schatzkästlein, das er sich nebst einigen Ducaten von Anastasia erbeutet, hinterließ er seiner zweiten

Tochter Lubow bei der Gräfin York, in Anbetracht, daß seine erste Tochter ohnehin reich genug sei. Nachdem ich seine kleinen Schulden bezahlt, habe ich der Lubow auch Alles übergeben, aber als ein Vermächtniß ihrer Mutter. Endlich hat er auch Dir etwas hinterlassen."

Spiridion zog eine Schnur mit einem daran hängenden Ring hervor.

„Das ist der goldene Trauring mit Deinem Namen, den Kurbel im Kriegshafen von Cattaro, im Schloß am Meere so glorreich erobert hat."

Spiridion legte auch den Ring auf den Tisch.

„Du siehst", sprach er weiter, „daß ich Alles weiß. Nun ist, wie ich eben sagte, mein Amt das Verzeihen. Was hätte auch meine geliebte, todte Schwester davon, wenn ich sie rächte. So gab es Augenblicke, in denen ich dachte, es wäre am besten, Gras wachsen zu lassen über die Geschichte."

Spiridion hielt inne.

Nach einer Pause veränderten sich seine Züge, der Ausdruck der Sanftmuth wich wieder dem der Erbitterung.

„Ja, ich hätte verziehen", sprach er mit etwas erhobener Stimme, „obgleich ich Tag und Nacht daran denken mußte, welch' einsam verschmachtendes Leben Du das arme Weib führen ließest, Anastasia, das Opfer Deiner Selbstsucht, welchen Demüthigungen in der Gesellschaft sie durch Dein stetes Fernbleiben ausgesetzt war, und von welchen entsetzlichen Qualen die letzten Stunden ihres erbärmlichen Daseins ausgefüllt waren. Du hast die Schändung auf den Thron Deines Hauses gesetzt. Und dennoch — sie war todt, ich hätte verziehen. Da —"

Spiridion erhob sich, ehe er weiter sprach.

„Da kam mir eines Tages ein seltsamer Verdacht. Ich zweifelte aber, bis —"

Er faßte sein Kleid enger zusammen und drückte seinen breitkrämpigen Hut tiefer in die Augen.

„— bis Du zu uns kamst mit dem Märchen vom römischen Diplomaten, der seine eigene Tochter liebt. Da wußte ich erst Alles. Ich rieth aber noch um ganz sicher zu gehen, zu einem Versuch, das Mädchen zu gewinnen. Du hast es halb und halb versucht. Und, nun

glaubst Du, gräulicher Mann, der Du mir die Schwester langsam zu Tode gefoltert, ich werde Dich die verbrecherischen Harpyen-Arme auch nach dem Kinde ausstrecken lassen. Schuft!"

Victor erhob sich.

„Ich zerbreche Dich in meinen Händen!" sagte er.

„Komm an!" schrie Spiridion in voller Wuth, aber zurückweichend.

Victor brauchte einige Augenblicke, um aus der Enge, in der sein Sessel stand, herauszukommen. Diese genügten dem Mönch, um bis zur Wandthür zu gelangen, die er rasch und fest hinter sich zuschlug.

Wenn diese Thür von Außen geschlossen wurde, dann gab es für den, der sich im Innern befand, kein Entrinnen mehr.

Der Liguorianer drückte noch einmal an die Thüre.

„Gelungen!" sagte er.

Dann schritt er durch die öden Zimmer, die Treppe hinab an das Portal, das er hinter sich schloß, und ging seiner Wege. Ein verschlossener Wagen harrte sein weit draußen im Felde.

Victor erinnerte sich erst im Augenblicke, da die Wandthüre zufiel, was es damit für ein Bewandtniß hatte. Das Aufgebot seiner ganzen Körperkraft, die Thüre zu sprengen, war vergeblich. Er dachte daran, den Tisch in Brand zu stecken, aber er sah kein Mittel, das Feuer nach Außen schlagen zu lassen.

Erschöpft warf er sich auf die Erde. Die Kerzen brannten nieder und beleuchteten den Namen Kurbel's. Als sie im Verglimmen waren, brach sich ihr kümmerlicher Strahl im Gold des Ringes, der auf dem Tische lag, daß der Ring wie ein rothes Auge funkelte. Dann ward es Nacht, Todesnacht . . .

Ein voller Monat war vergangen, seit Graf Victor verschwunden war. Obgleich man gewohnt war, daß er nach einer Abreise lange keine Nachricht gab, so mußte doch zuletzt der Umstand auffallen, daß keine Ordre an den Kammerdiener French kam, das Gepäck nachzuschicken. Man schrieb nach München und nach anderen Orten; der Graf war nicht ausfindig zu machen.

In Milo, als er nach einem Monat das Verschwinden des Grafen erfuhr, stieg die Vermuthung auf, er hätte sich aus Reue über die Unthat von Cattaro nach erfolgtem Tode der geopferten Anastasia freiwillig in jenes geheime Verließ begeben.

Jetzt wäre dort doch nur die Leiche zu finden gewesen, und schreckliche Gerüchte wären dann aufgetaucht, darum schwieg Milo, in der festen Ueberzeugung, dadurch den Willen auch noch seines todten Herrn zu ehren.

Anderthalb Jahre nach dem Tode ihrer Mutter vermälte sich Aurora mit dem Freiherrn Adrian von Ranghof. Ihre Trauer um den verschollenen Vater war nicht tief. Er war ihr stets zu fremd geblieben, und nur unter der Seltsamkeit seines Verhaltens, wenn er anwesend war, hatte sie gelitten.

Das Haus in Waltersdorf liebte sie nicht und sie bewohnte es nicht im Sommer. Das Erbtheil ihrer Mutter war ihr zugefallen und nach endlicher Verschollenheits-Erklärung des Grafen auch das ihres Vaters.

Dreiundzwanzig Jahre nach dem Verschwinden des Letzteren ließ die Familie Ranghof das Haus in Waltersdorf niederreißen und umbauen. Dabei wurde ein menschliches Gerippe gefunden und die Tagesblätter sprachen davon und knüpften daran seltsame Vermuthungen und dunkle Märchen.

Milo Kikeretsch hatte sich längst vom Geschäfte in Wien zurückgezogen und sich eine kleine Besitzung in Baden bei Wien gekauft, die er mit seiner Frau Rosa Sommer und Winter bewohnte. Der alte Mann las in seiner Zeitung den Bericht über das Gerippe von Waltersdorf. Er seufzte und trauerte eine Weile. Außer ihm aber dachte Niemand mehr an den verschollenen Grafen Victor von Ardenner.

Ende.

J. F. Richter (H. G. Voigts Buchdruckerei), Hamburg.

[illegible]



DATE DUE			

